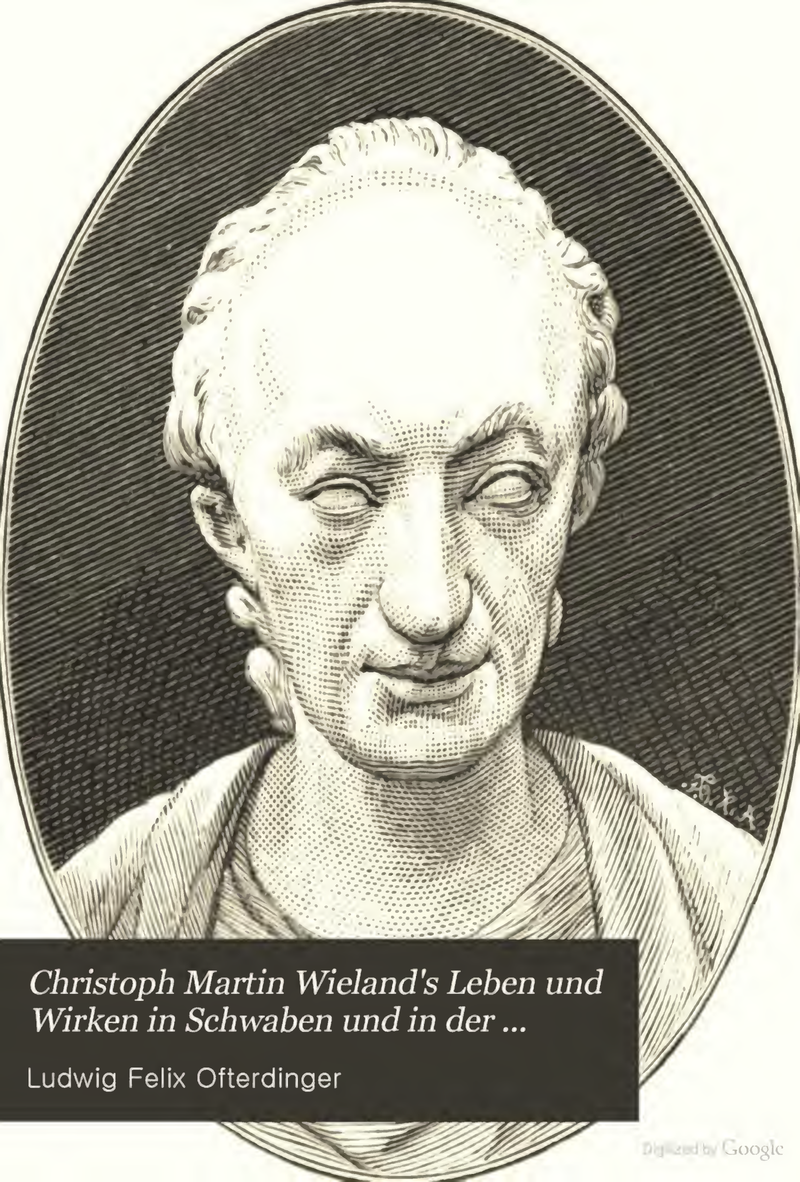


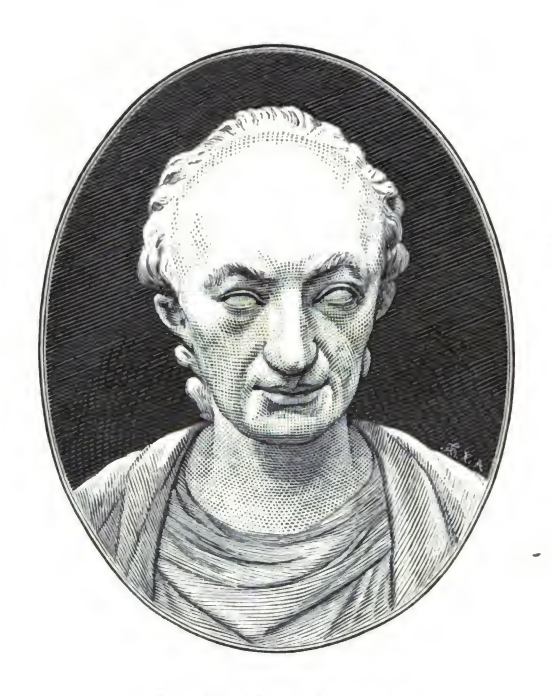

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
•LIBRARIES•
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817



Christoph Martin Wieland's

Leben und Wirken

in Schwaben und in der Schweiz.



Christoph Martin Wieland

nach einer Büste
in der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar.

Christoph Martin Wieland's

Leben und Wirken

in Schwaben und in der Schweiz.

Von

Prof. Dr. L. F. Ofterdinger,

der Valdarnesischen Akademie der Wissenschaften, der von Valle Tiberina,
der Gesellschaft zur Verbreitung der mathematischen Wissenschaften zu Hamburg,
des Vereins für Mathematik und Naturwissenschaften in Ulm rc. Mitglied.

Mit einem Portrait Wieland's
und acht in den Text gedruckten Illustrationen.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1877.

Vorrede.

C. M. Wieland war sich vollkommen bewußt, daß die Geschichte seiner in Materie und Form so mannichfaltigen Werke zugleich die Geschichte seines Geistes und Herzens, und in gewissem Sinne seines ganzen Lebens sei, wie er dieß auch oft — namentlich in der Vorrede zu der letzten, von ihm selbst besorgten Ausgabe seiner Werke — ausgesprochen hat.

Aus diesem Grunde wohl nahm er sich mehrmals vor, seine eigene Lebensgeschichte für die Freunde seiner Muse auszuarbeiten. Allein es blieb bei Anläufen, und das, was wir von ihm selbst haben, sind Fragmente.

Zum Glück hatte Wieland in den letzten Jahren seines Lebens an J. G. Gruber einen treuen Freund, einen feinen Kenner und Verehrer seiner Werke gefunden, der mit kundiger Hand die geistige Entwickelung Wieland's zu schildern wußte. Leider wurde Gruber mit Wieland erst bekannt, als dieser schon ein alter Mann war, dem seine Jugenderlebnisse in Schwaben und der Schweiz nur noch als Schatten erschienen. Dadurch entstanden in der ersten Auflage der Lebensbeschreibung Wieland's allerhand Lücken.

Dieß scheint Gruber selbst gefühlt zu haben, weßwegen er — bevor er an die Bearbeitung der zweiten Ausgabe gieng — eine Reise nach Schwaben unternahm. Sei es aber, daß Gruber nicht die rechten Leute fand, sei es, daß ihm der Sinn abgieng, sich in die oft kleinlichen Verhältnisse einer ehemaligen Reichsstadt und der alten schwäbischen Lebensweise zu finden; genug, er brachte gar wenig Brauchbares zurück und darunter manches Unrichtige, wie z. B. die Sage vom Tübinger Gartenhaus.

Dann benutzte Gruber bei seiner zweiten Ausgabe die zwei großen Sammlungen der Briefe Wieland's. Briefe aber, welche nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, welche oft in augenblicklicher von der jedesmaligen Umgebung abhängigen Laune hingeworfen worden sind, erfordern — besonders bei einem reizbaren Dichter — wenn sie zu einer Lebensbeschreibung benutzt werden sollen, jedenfalls eine genaue Kenntniß der Verhältnisse, in denen sie geschrieben wurden; und nicht immer war Gruber in diese vollkommen eingeweiht. Dadurch entstanden manche falsche Vorstellungen, welche durch spätere Schriftsteller, die fast allein aus Gruber's Lebensbeschreibungen schöpften, zu Mythen sich ausbildeten.

Schon deßwegen erscheint eine neue Bearbeitung der Jugendgeschichte Wieland's angezeigt. Aber seit der zweiten Ausgabe von Gruber's Lebensbeschreibung er-

schienen mehrere neue Nachrichten über Wieland's und seiner Freunde Leben und Wirken in Schwaben und der Schweiz; theils in zerstreuten Blättern, theils in größern Werken, wie die von Schädelin, Ludmilla Assing, R. Bucher, E. Bodemann, H. Pröhle, welche eine neue Darstellung des Lebens unseres Dichters aus der Zeit von 1733 bis 1769 zum Bedürfniß machten.

Meine Eltern hatten nun, als sie nach Biberach kamen, ein großes Interesse für alles, was an Wieland erinnerte. So sammelten sie denn, was über denselben zu erhalten war; und da sie sich zu einer Zeit in Biberach niederließen, wo noch manche Bekannte und Verwandte Wieland's und der Frau von La Roche lebten, so vermehrten sich bald ihre Sammlungen. Ich selbst setzte diese um so lieber und manche Jahre hindurch fort, als ich in meiner Jugend Männer kennen lernte, welche noch die Zeiten der Reichsstadt gesehen hatten, gerne von ihnen erzählten und mir hohes Interesse für dieselben beibrachten. Diese Männer machten mich namentlich auch auf die von Wieland abgefaßten und von ihm selbst geschriebenen Raths-Protokolle aufmerksam, welche vieles noch nicht Benützte über das Wirken des Stadtschreibers enthalten.

Alles Gesammelte wurde mit den Resultaten der gesammten hieher gehörigen Literatur in den nachfolgenden Blättern zu einem Ganzen verarbeitet; manches Neue

gefunden, manches Irrige berichtigt. So ist z. B. ein Gedicht aus der Knabenzeit neu, die Entstehung mancher Werke, wie z. B. die der Abenteuer des Don Sylvio, des Amadis u. s. w. hier zum erstenmal festgestellt worden. Der Ursprung mancher Geschichten aus den Abderiten ist jetzt erst nachgewiesen. Das Verhältniß Wieland's zu seinen Mitbürgern und Verwandten, zu verschiedenen Persönlichkeiten, z. B. zu dem damals berühmten Schauspieler Abt und zu dessen ebenfalls berühmter Gattin, zu Pfarrer Brechter, zu der gräflich Stadion'schen Familie u. s. w. entweder neu oder jedenfalls vollständiger als bisher erzählt.

Die Geschichte Wieland's in Schwaben und der Schweiz ist die seiner geistigen Entwickelung, und bildet ein vollständiges Ganze. Sie fängt mit dem Aufblühen der deutschen Literatur, mit der Zeit, wo der Hauptsitz derselben außerhalb Deutschlands, nämlich in der Schweiz war, an, und endet mit der Zeit, wo die hochherzige Anna Amalie von Sachsen-Weimar und ihr großer Sohn Carl August denselben bleibend nach Deutschland zurückverlegten, ihre Residenz zum Mittelpunkt derselben machten und sich damit den bleibenden Dank der deutschen Nation verdienten.

J. W. Löbell sagt in seinem ausgezeichneten Werke: „die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Göthe's

Tod" (Braunschweig 1858. II. Band. VI): „Das Ungenügende aller bisherigen Behandlungen Wieland's springt bei der nähern Beschäftigung mit ihm in die Augen, und wie das Urtheil über ihn in den allermeisten unserer Literaturgeschichten mit überwiegender Ungunst abgefaßt ist, ist er selbst der heutigen Lesewelt ganz fremd geworden. Gewiß aber verdient ein Schriftsteller, für den die Großväter der jetzigen Generation geschwärmt, von dem sie sich in ihren Ansichten haben leiten lassen, der Vergessenheit entrissen zu werden."

Wieland erwarb sich durch seine Schriften bald den Beifall seiner Zeitgenossen, und es ist deßwegen natürlich, daß viele Bildnisse von ihm herauskamen. So erschien 1773 eines im Leipziger Musenalmanach von Gaiser; eines nach Anton Graf von Bause gestochen 1781; dasselbe würde dem 30. Band 1796 der Prachtausgabe beigegeben. Im 38. Band der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften erschien 1789 ein Kupferstich von Liebe; 1794 gab Lips einen sehr schönen Kupferstich heraus; endlich erschien 1851 bei Breitkopf und Härtel in Leipzig ein ausgezeichneter Kupferstich, nach einem Gemälde von Jagemann, gestochen von Fr. Wagner. Da einige dieser Bilder nicht gut getroffen sind, andere Wieland schon als einen ältern Mann darstellen, so war die Wahl für das Titelbild schwer. Zum Glück befindet sich in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar

eine Büste, die Wieland noch ziemlich jugendlich dar- stellt. Der Herr Geheime Hofrath Dr. Schöll in Weimar hatte die Güte, eine Photographie davon zu besorgen, nach welcher das Titelbild gefertigt wurde.

Die zwei andern Portraits, nemlich die Frau von La Roche (Seite 33) und Graf Friederich von Stadion (Seite 164) sind nach Oelgemälden aufgenommen. Die Ansicht von Schloß Warthausen (Seite 188) ist nach einer Photographie genommen, welche ich dem Freiherrn Richard von König von und zu Warthausen verdanke. Diese Ansicht zeigt neben dem Hauptgebäude den nörd- lichen Flügel, in welchem sich die Zimmer befinden, welche Wieland bewohnte. Die Ansicht von Biberach (Seite 77) ist aufgenommen vom „Lindele“ von Hofkupferstecher Seyffer in Stuttgart; die des Geburtshauses (Seite 2) von Fraidel in Söflingen, die übrigen Ansichten, nemlich die Amtswohnung des Predigers von St. Maria Magda- lena (Seite 19), die Stadt-Canzlei (Seite 144) und das Gartenhaus (Seite 218) sind von Zeichenlehrer Glöckler in Biberach, zum Theil nach alten Ansichten gezeichnet.

Bei dem Mangel einer kritischen Ausgabe der Wieland'schen Werke, habe ich so citirt, daß man die Stellen in jeder Ausgabe finden kann; nur in seltenen Fällen, wo es nicht anders möglich war, habe ich auf die Ausgabe, welche Wieland selbst besorgte (Leipzig 1794—1802) verwiesen.

Sollte diese Schrift einen kleinen Beitrag zur bessern Kenntniß der Werke Wieland's liefern, und sollte dadurch zu fleißigerem Studium derselben angeregt werden: so wäre ich für die viele Mühe und Zeit, welche ich auf die Arbeit verwendet habe, reichlich belohnt.

Ulm, den 6. Aug. 1876.

L. F. Osterdinger.

Inhalt.

I.

Christoph Martin Wieland's

Kindheit in Ober-Holzheim.

1733—1736.

Christoph Martin Wieland rühmte sich einstens in Weimar, daß er aus einer Bauernfamilie im alten Biberacher Gebiete stamme und daß er dort Bauern gekannt habe, die seinen Namen führten: „grobe Knollstöcke und Lümmel“.

Dennoch war schon der Urgroßvater Wieland's ein sehr bedeutender Mann in der Reichsstadt Biberach, verschwägert mit den einflußreichsten Männern der Stadt, nicht ohne Vermögen und von seinen Mitbürgern geehrt durch Uebertragung der höchsten Stellen in der kleinen Republik.

Derselbe war 1674 Mitglied des geheimen Raths und Spitalpfleger; wurde später regierender Bürgermeister und kaufte am 21. Februar 1674 das „Wieland'sche Haus“ in Biberach. Dasselbe gehörte früher einer alten Patricier-Familie, hatte für die damalige Zeit ein stattliches Ansehen und scheint nach seinem alterthümlichen Aussehen bis heute wenig Veränderungen erlitten zu haben. Dasselbe liegt neben dem Gasthaus zum „Strauß“ am Eingang der Wie-

land=Straße und macht sich durch ein in Stein ausgehauenes Heiligenbild mit Wappen, welches über dem Hauseingang sich befindet, bemerklich.

Bürgermeister Wieland hatte einen Sohn, der zum Dienst des Herrn bestimmt war und durch den Einfluß seines Vaters gleich nach vollendeten Studien Pfarrer in Ober=Holzheim wurde (1693.)

Ober=Holzheim, ein protestantisches Dorf im jetzigen Ober=Amt Laupheim, eine Stunde von der Eisenbahn=Station Rißtissen entfernt, gehörte zur Zeit des deutschen Reichs der freien Stadt Biberach, liegt anmuthig auf einer Anhöhe und wird von der Eisenbahn aus auf dem Weg zwischen Ulm und Biberach gesehen.



Der Pfarrhof in Ober=Holzheim.

Der neue Pfarrherr von Ober=Holzheim hätte als Sohn des Bürgermeisters auf die höchsten Stellen Aussicht gehabt, welche ein Geistlicher in dem kleinen Staate errei=

chen konnte; allein es gefiel ihm in dem freundlichen, von blumenreichen Gärten und Wiesen umgebenen Pfarrhause so wohl, daß er alle Anerbietungen, in seine Vaterstadt zu kommen, ausschlug; lieber „als kleiner Pabst in Ober-Holzheim hauste und sich mit dem von seinem Vater überkommenen und von seiner Frau mitgebrachten Vermögen heitere Tage machte".

Er hatte 12 Kinder, daher sich sein für die damalige Zeit großes Vermögen sehr vertheilte. Er schickte immer zwei Söhne zusammen nach Halle, die nur dann Briefe schrieben, wenn sie neue Wechsel brauchten. Darüber wollte sich der Pfarrherr halb krank lachen, schickte seinen „Batzenschmelzern" — so nannte er seine Söhne — mit Vergnügen neues Geld und war immer guten Muths und froh. Er starb (1729) in seinem 70sten Jahr in Ober-Holzheim und sein Sohn Thomas Adam Wieland wurde in der Pfarrstelle sein Nachfolger. Dieser war am 3. Jan. 1704 geboren, studirte in Halle Theologie, verehelichte sich bald nach seiner Anstellung mit Regina Katharina Kick. Aus dieser Ehe entsprossen fünf Kinder, unter denen Christoph Martin Wieland[1]) als zweites sich befand, der im Pfarrhause in Ober-Holzheim am 5. Sept. 1733 geboren wurde. Wenn dieser auch nur seine allererste Jugend dort zubrachte, so erinnerte er sich doch noch in späteren Jahren recht gerne der blumenreichen Wiesen seines Geburtsortes. In Weimar erzählte er: „mein Vater wurde durch ein hitziges Fieber ein Vierteljahr außer Stand gesetzt, sein Amt zu versehen; da erinnere ich mich noch, wie der das Amt indeß vertretende Vicar mich im Käppchen auf die Wiese geführt hat und in den gelben Blumen spielen ließ, wie ich diese Blumen pflückte u. s. w." — Einen Kinderstreich aus dieser

Periode erzählte mir sonst einmal meine Mutter. „Ich habe schon winzig klein viel Bonhomie gegen Menschen und Thiere gehabt. Damals trug ich ein kleines Säckchen voll „Häberle"[2]) bei mir, welche mir Lämmchen aus der Hand leckten. Einst schlich ich mich in die benachbarte Wohnung einer Baurenfrau, deren halbjähriges Kind in der Wiege eben recht baurenjungenmäßig das Maul aufsperrte. Ich trat vor den Kleinen hin und während die Mutter draußen zu thun hatte, fieng ich an ihm Häberle ins Maul zu stopfen, so daß der Junge, der nicht mehr schreien konnte, unfehlbar erstickt wäre, wenn nicht die Mutter noch zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen wäre, mich aber doch, als des Priesters Prinzen, hochachtungsvollst nach Hause führte."

Wieland sagte einmal, sein freier Sinn sei schon dadurch geweckt worden, daß sein Urgroßvater Bürgermeister in Biberach gewesen, und daß er von mütterlicher Seite einen Onkel hatte, der in Kaiserlichen Diensten stand. „So etwas erhebt in einer schwäbischen Reichsstadt schon zu einem halben Patriciat."

Deßwegen, und weil allerdings die Verwandtschaft in seiner Vaterstadt auf das spätere Leben des Dichters einen großen Einfluß hatte, mag hier der Taufschein Wielands folgen, wie er sich im Kirchenbuch in Ober-Holzheim findet, nebst weitern Notizen aus dem Biberacher Kirchen- und Seelenregister.

„Im Jahr 1733 am 3. Sept. ist hier ehelich geboren und getauft worden:

Christoph Martin.

Eltern:

Thomas Adam Wieland, Pastor loci.

Frau Regina Katharina geb. Kickin.

Tauf-Zeugen.

Der Hochedelgeborene Herr Johann Gottlieb Gaupp, des geheimen Raths, und Spitalpfleger in der h. römischen Reichs-Stadt Biberach, wie auch Herr Justinus Hartmann des innern Raths, und Apotheker in erstbenannter Stadt.

S. T. Frau Catharina Justina, des Wohlehrwürdigen, Großachtbaren und Hochgelehrten Herrn Johann Georg Zellen, Evangel. Predigern in Biberach, Frau Eheliebsten, und Frau Regina Margaretha, geb. Wielandin, Herrn Georg Ludwig Rauch, des innern Raths und Oberbaumeistern hinterlassene Frau Eheliebsten."

In dem Biberacher Kirchenbuch finden sich folgende Notizen, welche die im Taufschein nicht immer richtig geschriebenen Namen rectificiren.

„Thomas Adam Wieland, geboren in Ober-Holzheim den 3. Jan. 1704, Pfarrer in Ober-Holzheim 1728, Prediger zu St. Maria Magdalena in Biberach 1736. Hospital-Prediger daselbst 1754. Abendprediger daselbst 1755. Senior in Biberach 1761, starb den 26. Sept. 1772, alt 68 J. 8 M. 23 T.

Seine Ehefrau war Regina Katharina, Tochter des Johann Christoph Kick, Hauptmanns, später Majors in Baden-Baden'scher Erbprinz Kreisregiment, geb. 1. Juli 1715.

(Die Mutter des Dichters Wieland zog nach dem Tode ihres Mannes zu ihrem Sohne und starb bei ihm in Weimar am 27. Dec. 1789.)

Diese Regina Katharina hatte zur Mutter Maria Christina Rauchin, Tochter des Apothekers und Ober-Bau-

meisters Georg Ludwig Rauch in Biberach, welche in 2ter Ehe mit Major Kick verheirathet war.

Regina Margaretha Rauchin (die Pathe des Christoph Martin Wieland) ist die Stiefmutter der Mutter Wielands, in 2ter Ehe mit Apotheker G. L. Rauch verheirathet."

Ueber den Dichter Wieland steht im Seelenregister von Biberach Nachstehendes:

„Wieland, Christoph Martin, Senator 30. Apl. 1760. Canzleiverwalter in Biberach 24. Juli 1760, Professor in Erfurt 1769, Hofrath in Weimar 17(73), Besitzer eines eigenen Gutes Oßmanstedt bei Jena 17(97), Verfasser mehrerer Schriften, welche Göschen in 3 Ausgaben (1794 bis 1801) herausgab,

geboren 5. Sept. 1733.

Uxor: Anna Dorothea, Tochter des David von Hillenbrand, verstorbenen Handelsherrn in Augsburg, copulirt den 21. Oktbr. 1765. (Diese Anna Dorothea starb am 9. Nov. 1801 in Weimar und liegt neben Wieland im Schloßgarten zu Oßmanstedt begraben. Von ihrer Mutter her war sie mit der Wieland'schen Familie verwandt und Geschwisterkind mit dem Dr. Gutermann von Gutershofen — dem Vater der Sophie von La Roche, — indem die Mütter Schwestern waren.)

Kinder: Sophie Katharina Susanne, geb. 19. Oktbr. 1768, verheirathet an Professor Reinhold in Kiel.

Wittwer im Herbst 1801. Er starb in der Nacht vom 20.—21. Januar 1813."

Zur Ergänzung dieser Notizen und zur Uebersicht möge nachfolgende Selbstbiographie Wielands dienen, die sich in einem

Brief (Weimar den 28. Dec. 1787) an Leonhard Meister in Zürich findet.

„Ich bin den 5. Sept. 1733 in der freyen Reichsstadt Biberach geboren, aus einer alten bürgerlichen Familie daselbst, deren sämmtliche Glieder seit 150 Jahren ansehnliche öffentliche Aemter in dieser kleinen Republik verwaltet haben. Dieser Umstand verbunden mit der damahligen großen Frugalität und Simplicität der Lebensart und Sitten an diesem Orte mit einer Art von Naturleben in einer sehr anmuthigen Gegend, bei nicht dürftigen, aber doch auf das Nothwendige beschränkten Vermögensumständen, hatten großen Einfluß auf meine erste Bildung. Ich war sehr frühzeitig und mein Vater war von meinem dritten Jahre an mein erster Lehrer. Mit 8 Jahren las ich Nepotis vitas schon mit den feurigsten Gefühlen — im 13ten Jahre verstand oder divinirte ich meinen Horaz beßer als mein Lehrer. Von meinem 12ten bis ins 14te Jahr machte ich eine unendliche Menge Deutscher und Lateinischer Verse, die freylich elend genug waren, — fieng im 13ten schon ein Heldengedicht, die Zerstörung Jerusalems an."

„Mit 13½ Jahren ward ich nach Kloster Bergen bey Magdeburg, eine damahls unter des bis zur Schwärmerei devoten Abts Steinmetz Aufsicht stehenden berühmten Schule geschickt. Ich blieb dort zwey Jahre, machte starke Progressionen in litteris, schwärmte anfangs mit, kam aber bald wieder durch mein damahliges Lieblingsstudium, nähmlich durch eine poetische Manier in den metaphysischen Terris incognitis herum zu vagiren, ins freye und von einem System aufs andere. Ich war etwas weniges über fünfzehn Jahre als mir ein kleiner Aufsatz über die Möglichkeit, wie Venus aus Meerschaum habe entstehen, und auf gleiche

Weise das ganze Universum, ohne den lieben Gott, aus ewigen Elementen sich habe formiren können, beynahe sehr böse Händel in meinem Kloster zugezogen hätte. Uebrigens war ich damals schon bis zum Enthusiasmus φιλόκαλος und in diesen Zeiten trug Xenophon, der englische Spectator, Tattler und Guardian, sehr viel zu meiner Bildung bey."

„In meinem sechzehnten Jahr hielt ich mich, anstatt nach Hause zu reisen, wie ich sollte, ein Jahr in Erfurt bey Doktor Baumern auf, um bey ihm in der Philosophie zuzunehmen. Das beste, was er an mir that, war ein sogenanntes Privatissimum, das er mir über den Don Quichote las."

„Den Charakter meiner Liebe zu Sophien muß man aus meinen ersten Schriften holen. Sie war höchst enthusiastisch, aber im eigentlichen Verstand platonisch; ich kann mich aber jetzt nicht darüber ausbreiten. Wir waren im Jahr 1750 nur ungefähr vier Monathe beysammen; denn im November ging ich nach Tübingen, wo ich, statt Jura zu studiren, mich in mein Zimmer einschloß, und binnen anderthalb Jahren meine ersten poetischen Schriften schrieb und herausgab. — Das Gedicht über die Natur der Dinge war das Werk von drey Monaten. Mit allen seinen Mängeln hat es mir die Liebe Ihres großen Obmanns Blaarers und des vortrefflichen Breitingers erworben. Beyden hatte ich in der Folge viel zu danken. Mit Bodmern wurde ich dadurch bekannt, daß ich ihm fünf Gesänge eines in der Folge cassirten Gedichts, Arminius in Hexametern, ohne meinen Namen zuschickte; es währte eine Zeit, bis ich ihm entdeckte, daß ich der und der, ein Mensch von achtzehn ein halb Jahren, und Verfasser von drey oder vier Werklein sey, die Er und sein Freund Hagedorn für Schriften ganz verschiedener Verfasser ge-

halten hatte. Dieß war die erste Ursache der außerordentlichen Affektion, die er für mich faßte, und einige Jahre behielt. Ich lebte bis Ostern 1759 in der Schweitz, das letzte Jahr in Bern, wo ich in Liaison mit vortrefflichen Personen beyderley Geschlechts, besonders zwei Freundinnen, die wenig ihres Gleichen, an Geist und Herz und Cultur hatten, Julie Bondely ἐν μακαρίταις und Mariane Fels lebte. Ueberhaupt habe ich meinem siebenjährigen Aufenthalt in der Schweiz den edlen, vorzüglichen und geschickten Personen, und überhaupt der sehr guten Societät, worin ich dort lebte, unendlich viel zu danken."

„Im Jahr 1760 wurde ich als Senator in meine Vaterstadt berufen, und bald darauf zum Stadtschreiber und Director der Kanzlei daselbst erwählt. In diesem Posten blieb ich bis Ostern 1769. Die Musen waren hier curarum dulce lenimen für mich. Ich war bey Bodmern mit der Französischen, Italiänischen und Englischen Litteratur sehr bekannt worden. Auf diese schränkte ich mich fast ganz ein; ich las nichts Deutsches mehr (besonders keine Journale und neu herauskommende Sachen) und war von aller deutschen Litteratur, aus aller Verbindung mit deutschen Gelehrten und Schriftstellern bis ins Jahr 1768 so rein abgeschnitten, als ob ich schon den Styx passirt hätte [3]). In diesen acht Jahren arbeitete ich, meist zu meinem eignen Trost (weil mir die Rathhaus- und Kanzlei-Geschäfte sehr lästig waren) eine Menge Werke aus, — als 1. Shakespears Uebersetzung 8 Bände. 2. Agathon. 3. komische Erzählungen. 4. Musarion. 5. Don Sylvio von Rosalva; ein Buch, das durch schlechte Uebersetzungen und Auszüge in ein ganz falsches Licht gesetzt worden ist, da sein wahrer Zweck ist, dem Aberglauben

einen tödtlichen Stoß zu geben. 6. Idris, 7. Die erste Hälfte vom neuen Amadis. — Mit meinem Uebergang aus der Platonischen Schwärmerey zum Mystischen (Ao. 1755. 56) und mit meinem Herabsteigen aus den Wolken auf die Erde ging es natürlich und gradatim zu. Mein Cyrus und meine Panthea und Araspes waren die ersten Früchte der Wiederherstellung meiner Seele in ihre natürliche Lage. Indessen konnte es nicht anders seyn, als daß damahls alles noch sehr idealisch in meinem Kopfe war."

„Durch ein paar Jahre Aufenthalt in der zwar kleinen, aber paritätischen und damahls sehr unruhigen Reichsstadt Biberach, kam ich ins praktische Leben, und dieß wirkte so außerordentlich auf mich, daß in weniger als einem Jahre mein ganzes voriges Leben in der Schweiz mir wie ein schöner Traum vorkam, und daß ich mich aller meiner dortigen Freunde und Verbindungen (den einzigen Zimmermann, damals zu Brugk, ausgenommen) nur wie abgeschiedner Seelen im Elysium erinnerte. Sehr viel trug auch zu der Revolution in meiner Seele meine mit dem Jahr 1761 angefangene Connexion mit den Bewohnern des gräflich Stadion'schen Schlosses Warthausen, besonders mit Herrn La Roche und mit dem Grafen selbst bey, welcher einer der vorzüglichsten Weltmänner unserer Zeit war, und unendlich viel zur Erweiterung und Berichtigung meiner Welt- und Menschenkenntniß beytrug. Ein geringes aber unverfälschtes Denkmahl habe ich ihm vorlängst im Prooemio des neuen Amadis gestiftet [4])."

„Ich hatte Anfangs in Biberach viel zu kämpfen, nach und nach erwarb ich mir das Zutrauen beyder Religions-Parteyen und man ließ mich sehr ungerne ziehen, als ich den von dem höchstseligen vortrefflichen Churfürsten Emmerich

Joseph zu Mainz erhaltenen Ruf (als Regierungsrath und erster Professor der Philosophie) auf der von ihm neu belebten und erweiterten Universität Erfurt erhielt. Sein damaliger erster Minister, Baron von Groschlag, der mich zu Warthausen hatte kennen gelernt, hatte hieran den meisten Antheil, und ich brachte unter seinem Schutz und mit seiner Freundschaft beehrt, drey sehr angenehme Jahre in Erfurt zu, — wo ich nach und nach wieder mit der deutschen Litteratur bekannt wurde — denn meine Gleichgültigkeit hierüber war so groß gewesen, daß es mir ganz was Neues war, Ao. 1768 durch einen Brief von meinem nachmahligen Freund und Collegen Riedel in Erfurt, zu erfahren, daß mir Agathon, Musarion und andere Schriften großen Beifall und Celebrität in Deutschland erworben hätten [4]).

„Im Jahr 1772 wurde ich an den Weimarischen Hof eingeladen, und hatte zum erstenmahl das Glück, in der Herzogin Regentin Amalie, Mutter und damahligen Vormünderin des seit 1775 regierenden Herzogs Karl August, die Zierde der deutschen Fürstinnen, kennen zu lernen. Sie berief mich bald darauf nach Weimar, um im Charakter eines Herzoglich Sächsischen Hofraths an der Bildung und Instruktion Ihrer beyden Prinzen, besonders des jungen Herzogs, noch drey Jahre Antheil zu nehmen [5]), nach Verfluß dieser Zeit aber, mit einem ansehentlichen Gehalte, mein übriges Leben, nach meinen Wünschen, frey, ohne Geschäfte, meiner Familie und den Musen zu leben. Amalie und Karl August sind mir seit dieser Zeit gewesen, was Oktavia und August dem Virgil, und sind es noch jetzt."

„1765. Meine Frau ist Tochter aus einem guten Hause in Augsburg, und eines der vortrefflichsten Geschöpfe.

Gottes in der Welt — ein Muster jeder weiblichen und häuslichen Tugend, frey von jedem Fehler Ihres Geschlechtes, mit einem Kopf ohne Vorurtheile und mit einem moralischen Charakter, der einer Heiligen Ehre machen würde. Die zwey und zwanzig Jahre, die ich nun mit ihr lebe, sind vorbeygekommen, ohne daß ich nur ein einzig Mahl gewünscht hätte, nicht verheyrathet zu seyn; im Gegentheil ist sie und ihre Existenz mit der meinigen so verwebt, daß ich nicht acht Tage von ihr entfernt seyn kann, ohne etwas dem Schweizer-Heimweh ähnliches zu erfahren. Von dreyzehn Kindern, die sie mir geboren hat, leben zehn liebenswürdige, gutartige, an Seel und Leib gesunde Geschöpfe, die nebst ihrer Mutter das Glück meines Lebens ausmachen und derselben mehr theilhaftig werden, als der Mann, der dieß schreibt."

„Die in Ihrem Aufsatze aus den Briefen des reisenden Franzosen angeführte Stelle ist meiner unwürdig, und wirft durch ihren Ton ein falsches Licht auf mich und meine Familie. Ich habe weder die Prätension, die mir dieser Mensch, der mich nicht einmahl gesehen hat, andichtet, noch irgend eine andere. Ich bin von Natur launisch oder humoristisch, außerdem aber was man un homme simple et uni nennt. Es ist ein Zug meines Charakters, der sich nie dementirt hat, ohne Neid und Eifersucht zu seyn, Talente und Verdienste mit Wärme zu lieben, und gegen den Ruhm eher zu gleichgültig als zu passionirt zu seyn."

„Meine Leidenschaft für Mme. La Roche hatte sich bereits im Jahr 1755 zu einer ganz ruhigen Freundschaft herabgestimmt, und ist auch in den sechziger Jahren so geblieben [6]). Wir hätten gar nicht getaugt miteinander, geschweige als Mann und Frau zu leben, und sahen dieß

beyde sehr gut ein, nachdem der erste Schmerz unserer Trennung vorüber war. In allen meinen Liebesaventuren war viel Illusion, und reine Glückseeligkeit kenne ich erst seit dem 21. Octbr. 1765, als der Epoche meiner Verheirathung. Die Anekdote mit Bodmers Magd, die aus Liebe zu mir wahnsinnig wurde, ist nur halb wahr, wie so vieles andere, was von mir herumgetragen wird. Ich war damahls sehr stolz, und mit sublimen Idealen angefüllt; ich sprach nie ein Wort mit dem armen Mädchen; noch viel weniger spann sie in dem Zimmer, wo ich gewöhnlich lebte und arbeitete. Das Lesen meiner damahligen Gedichte, und was sie bei Tisch manchmahl von mir hörte, stimmte nach und nach ihre Imagination so hoch, bis sie endlich überschnappte. Sie war schon rasend, als sie mir durch ihren nächtlichen Ueberfall so bange machte, daß ich Bodmern, der schon zu Bette lag, um Hülfe rief. Landluft', Aderlassen und ein derber Schweizer'scher Dorfschulmeister, den sie heirathete, brachten sie wieder zurechte."

„Eine andere Anekdote verdient eher angeführt zu werden, und das ist die: daß der berühmte Dichter, Comte de Boufflers, im Jahr 1770 oder 71 ohngefähr den ersten Grund zu meiner nachmahligen Reputation in Wien legte, indem er einigen dortigen Damen vom ersten Range, meine Grazien stückweise ins Französische übersetzte, und ihnen dabey den Text las, daß sie, als deutsche Frauen, ihren Landsmann, der solche Verse zu machen wüßte, und den er so höflich war, einen Günstling der Grazien zu nennen, erst durch einen Franzosen kennen lernen müßten [7])."

„Jetzt ist keine Stadt in Deutschland, wo ich mehr und wärmere Leser und Freunde hätte als in Wien."

„Sed ohe jam satis est — denn es ist, denk ich, hinlänglich Sie in den Stand zu setzen, mehr chronologische Ordnung (welches ein sehr nöthiger Umstand bey meiner Biographie ist [8]),) in Ihr Fragment über mich hinein zu bringen, manches zu rectificiren, manches zu suppliren, und zu sehen, was ganz weggestrichen werden muß."

I.

Noten.

1) Diese fünf Kinder waren: Johann Gottlieb, Christoph Martin, Justin Sebastian, Thomas Adam und Maria Justina Regina. Außer Christoph Martin starben die andern schon sehr früh, denn außer diesem und seinem Bruder Thomas Adam starb jedes der Kinder, bevor sie aufgewachsen waren. Letzterer war übrigens immer kränklich, war Goldarbeiter und Kupferstecher. Ein Kupferstich von Biberach vom Jahr 1761 existirt noch von ihm. Er starb im Mai 1764.

2) Nicht Haber, wie Böttinger schreibt, sondern Häberle, Haferwurzel, Bocksbart, Tragopogon pratense, von der die Kinder in Schwaben den Stiel und die Blüthenknospen essen.

3) So gar wörtlich ist diese Aeußerung nicht zu nehmen, so wenig als eine frühere, wo Wieland sagt, er habe in Biberach keine Journale gelesen und sei von der deutschen Literatur abgeschnitten gewesen. Denn er mußte doch vom günstigen Absatz seiner Schriften (Musarion erlebte zwei Ausgaben innerhalb drei Jahren, in denen er in Biberach lebte), durch die Nachdrucke derselben schließen, daß sie einen Beifall beim größeren Publikum finden. Aus seinen Briefen ist ersichtlich, daß er die Urtheile in gelehrten Zeitschriften — sowohl französische als deutsche — über seine Schriften wohl kennt, namentlich die Berliner Recensenten.

4) Vielleicht daß auch, indem sie die reitzenden Schatten
Mit ihrer Freundin besucht, des Weisen Tochter uns hört,
Der, mit Verdiensten und Jahren beschwert,
Dem Vaterland theuer und Königen werth,
Des Lebens Abend hier in selbstgepflanzten Schatten
Verlebte, wie Sülly und Harley den ihrigen ausgelebt hatten.
Vielleicht, ihr Grazien, hört in unbelauschter Ruh
Sie, die von Euch die Gabe zu scherzen
Und zu gefallen empfieng, gleich schön an Geist und Herzen,
Dann unsern Spielen lächelnd zu.

Neuer Amadis I. Gesang 6.

5) Diese Stelle ergänzt vollkommen die Erzählung über die Berufung Wielands nach Weimar, welche in der ausgezeichnet interessanten Schrift: Anna Amalie, Carl August und der Minister von Fritsch, Beitrag zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Carl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay, Weimar 1874 pag. 40, gegeben wurde.

6) In dem letzten Werke der Frau von La Roche (Melusinens Sommer-Abende, Halle 1806) hat die berühmte Schriftstellerin eine kurze Selbstbiographie gegeben, wo es heißt: Wielands vorzügliche Freundschaft für mich machte mir das Beste und Schönste der Alten und Neuen bekannt; ich verehrte und liebte ihn dankbar, war auf seine Kenntnisse stolz, weil ich sie mein ganzes Leben zu theilen hoffte, denn ich sollte mit ihm verbunden werden. Mißverständnisse aus den edelsten Beweggründen trennten uns.

7) Nachdem Gruber (Wielands Leben, Lpz. 1828 IV. pag. 425) die Unterhaltung Wielands mit Napoleon I. erzählt hatte, fährt er fort: Napoleon ließ Wieland den Orden der Ehrenlegion übersenden, und der Kaiser von Rußland, dem Beispiel des französischen folgend, verlieh ihm den russischen St. Annen-Orden. — Sonderbar genug, daß es zwei Kaiser des Auslandes waren, und nicht ein deutscher Kaiser oder König, die auf solche Weise sein Verdienst ehrten, und ebenso sonderbar, daß Wieland zwar Ehren-Mitglied des französischen National-

Instituts, aber keiner deutschen Akademie war, außer der antiquarischen Gesellschaft zu Cassel! Es fiel ihm selbst ein wenig auf, als ich ihm dies bemerkbar machte, und er erinnerte sich dabei, daß auch ein Ausländer früher gegen ihn gerechter gewesen sey, als seine Landsleute, nämlich der berühmte französische Dichter Graf Boufflers.

Schon früher hat Wieland derartige Bemerkungen gemacht: so schrieb er z. B. schon am 4. Febr. 1768 von Biberach an Riedel: Sie sagen mir ohne Zweifel zu viel Gutes von dem Agathon; indeß gestehe ich Ihnen doch, sub sigillo confessionis, daß ich selbst etwas auf dieses Buch halte, und daß die deutschen Kunstrichter und Leser zusammengenommen, durch ihre mehr als phlegmatische Gleichgültigkeit über ein Werk von dieser Art meine Erwartung übertroffen haben. Seltsame Nation, wer würde für dich arbeiten wollen, wenn der Reiz der Musen nicht mächtiger wäre, als deine Indolenz.

8) Chronologische Ordnung ist bei einer Wieland'schen Biographie ein sehr nöthiger Umstand; denn Wieland, seine Freunde und Freundinnen haben eine genaue Herstellung einer chronologischen Ordnung sehr schwer, manchmal sogar unmöglich gemacht, weil sie mit den Jahreszahlen nicht immer genau umgingen. Wie mühsam ist nur die Feststellung der Zeit der Abfassung und Herausgabe seiner Werke; wie viele Verwirrungen hat hier Wieland selbst bei der Herausgabe seiner Werke veranlaßt!

II.

Christoph Martin Wieland's

erste Jugend in Biberach.

1736—1747.

Thomas Adam Wieland studirte in Halle, wo damals der berühmte Francke, der ein Verwandter desselben war, lehrte. Die Vorlesungen des großen Theologen machten auf den jungen Mann einen solchen Eindruck, daß dessen Grundsätze sein ganzes Wesen durchdrangen [1]. Er blieb sein ganzes Leben ein orthodoxer, etwas pietistischer Mann, ernst, streng und pedantisch, dabei aber nicht intolerant; interessirte sich bis in sein hohes Alter für alle neue Erscheinungen auf allen Gebieten der Wissenschaften und schenkte bei seiner Lectüre den neuen philosophischen Untersuchungen eine besondere Aufmerksamkeit.

Seine Frau war lebhaft, geistreich, elegant und putzte sich gerne, so weit es nemlich in jenen Zeiten einer Frau Pfarrerin erlaubt war.

Der Sohn Christoph Martin hatte durch sein ganzes Leben eine große Anhänglichkeit an seine Eltern, von denen er — besonders von der Mutter — stets mit großer Liebe sprach [2]. In Weimar äußerte er sich: „Wenn ich etwas

link oder pedantisch mache, so denke ich an meinen Vater, aber mit Liebe erinnere ich mich der Mutter. Das Aengstliche, Ungeduldige, Trippelnde, Imaginative habe ich ganz von meiner Mutter."

Da Thomas Adam Wieland eine ganz andere Denkungsart als sein Vater hatte, so benützte er die erste Gelegenheit von Ober-Holzheim weg und nach Biberach zu kommen, wo er so nach und nach die höchste Stelle erhielt, die ein Geistlicher in einem so kleinen Staat erhalten konnte, und so zogen die Eltern Wielands im Jahr 1736 nach Biberach.



• Amtswohnung des Predigers zu St. Maria Magdalena zu Biberach.

Damit kam der kleine Christoph Martin vom Land in die Stadt.

Bald nach der Ankunft in Biberach wurde der ohnehin schwächliche Knabe von den natürlichen Blattern befallen und zwar so schwer, daß man mehrere Tage an seinem Aufkommen zweifelte und längere Zeit die Folgen dieser Krank-

heit blieben. Sein reizbares Nervensystem und eine Schwäche am linken Auge schrieb er noch in spätern Zeiten dieser Krankheit zu; ja er äußerte in seinem hohen Alter: „vielleicht entwickelte sich bei mir aus dem Blatterngift auch die leidige materia peccans, die mich zum Dichter gemacht hat“. [3])

Bald, nachdem diese Krankheit überstanden war, fieng der Knabe an lesen und schreiben zu lernen; später erhielt er theils bei seinem Vater, theils bei Lehrern in Biberach Unterricht in der lateinischen Sprache. In seinem zehnten Jahre fieng er den Virgil und Horaz zu lesen an und machte solche Fortschritte, daß der Rector bald über die Einwürfe des Knaben in große Verlegenheit kam. Der Rector J. J. Doll war ein kleiner und dicker Mann, seine Frau „ein kleines, dickes, unförmliches Weibchen, eine streng gebietende, leicht zu erzürnende Trutschel“.

Im siebten wurden die ersten poetischen Versuche gemacht: die Verse wurden auf feines holländisches Schreibpapier, womit ihn sein Vater reichlich versah, geschrieben. Christoph Martin hatte die Liebhaberei, das Papier in klein Sedez oder Vicesimat-Formatbüchlein zusammenzuheften und diese mit den kleinsten und niedlichsten Versen zu beschreiben. Aus Boëthius „consolatio philosophica“ lernte er das Adonische Sylbenmaß kennen und da es ihm sehr gefiel, so versuchte er sich bald in demselben, namentlich versuchte er ein lateinisches Gedicht „in genere adonico“ auf die ehrsame Ehe-Liebste seines Rectors zu machen, welches vollkommen gelang: die kleinen Verschen paßten so niedlich in das beliebte Format, daß ihre Zahl in die Hundert gieng. Es scheint, daß in diesem Gedichte die Anlage Wielands zur Satyre schon hervorgetreten ist, denn es hatte zum Motto die Stelle Juvenals:

Et levis erecta consurgit ad oscula plauta
(Leicht mit erhobener Sohle hebt sie sich auf zu seinem Kusse).

Kaum war dieß Gedicht fertig, so entzückte den Knaben das lateinische Gedicht des Joannes Secundus [4]) über das Echo so sehr, daß er nach Art Anakreons über das Echo ein Gedicht von 600 Versen ausarbeitete.

Die vielen deutschen und lateinischen Gedichte, welche Wieland von seinem siebten bis in sein vierzehntes Jahr machte, füllten nach und nach mehrere Schachteln und wurden von der Mutter des jungen Dichters als heilige „Dichterwindeln" gewissenhaft aufgehoben. Als aber Wieland von Erfurt als Student zurückkam, „brachte die Frau Mama alle diese Siebensachen mit großem Triumph herbei, der aber bald in Weinen und Schluchzen verwandelt wurde, als der Herr Sohn ungesäumt diesen Schatz dem Feuer — tardipedi ustulandum Deo — überantwortete".

Wieland beschwichtigte seine Mutter dießmal — wie immer in solchen Fällen — dadurch, daß er ihr vorwarf, er habe ihr oft als Haspel beim Garnabwinden dienen müssen, was die ihr Söhnlein abgöttisch verehrende Mutter gegen andere abläugnete, ihm selbst aber mit Herzbeklemmung eingestand.

Durch dieses Autodafé sind die ersten poetischen Versuche des großen Dichters verloren gegangen. Durch Zufall wurde aber von Herrn Oberamtmann Sprandel in Biberach vor Kurzem ein Gedicht Wielands aus jener Zeit aufgefunden und dem Archiv übergeben. In diesem Gedicht besingt Wieland das fünfzigjährige Amtsjubiläum des Seniors Gutermann, welches 1746 stattfand, wo Wieland dreizehn Jahre alt war. Der Seltenheit wegen und da es noch nie gedruckt wurde, mag es hier einen Platz finden.

Preißwürdig-graues Haupt, dem zwar vorlängsten schon
Amt, Stand, Verstand und Kunst, samt vielen seltnen Gaben,
Als eine von Verdienst geflochtne Ehren-Cron,
Bei jedermann Respect und Gunst erworben haben;
Heut blüht Dir noch ein Tag, der ohne Wörter-Pracht
Dich, Theurster Senior! zum neuen Wunder macht.

Du feyrst im grauen Schnee, der Deine Haare deckt,
Den Tag, den keiner noch in Biberach erfahren,
An dem Eusebia Dir selber Loorbeer steckt,
Weil Du als Prediger schon über fünfzig Jahren
Die Schaafe unterrichtst, die Dir der Ober-Hirt
Der Heerde, Christus selbst, bisher hat zugeführt.

O welch ein tiefes Meer, Ruhmwerther Gottesmann!
Von Wundern ist allhier, wo man's erwägt, fürhanden,
Die uns Dein Lebenslauf vor Augen legen kann.
Was hast Du nicht vordem zur Kriegszeit ausgestanden?
O! wie viel Ungemach, das keiner leicht erfährt,
Hat dennoch Gottes Schutz zu Deinem Heyl verkehrt.

Du hast beherzt gekämpft vor Christi reines Wort,
Mit großer Freudigkeit Dein heilig Amt versehen,
Wie manchen sauern Tritt mußt Du an diesem Ort
In unserer Vater-Stadt zum Heyl der Bürger gehen;
Gott aber, Dein Panier, riß Dich aus der Gefahr,
Und stellt Dich unversehrt den frohen Augen dar.

Ein jeder siehet Dich als eine Ceder an,
Die auch im Winter frisch und fruchtbar können grünen.
Du treibst Dein göttlich Amt, wie Du bisher gethan,
Und willt im Alter noch der Heerde Christi dienen,
Denn Gott schützt selber Dich, als einen solchen Mann,
Der vieles zu dem Bau des Himmelreichs gethan.

Hochwerthester Patron! ich füge meine Pflicht,
Die aus dem Herzen quillt, ich füge meine Freude
Der andern Herzens-Lust, (die Deinen Unterricht
Im theuren Predig-Ammt, für ihre Seelen-Weyde
Zu halten schuldig sind) mit diesen Worten bey:
Herr! gib, daß Gutermann noch lange mit uns sey.

Nun feyre, theures Haupt! Dein frohes Jubel-Fest.
Es jauchzt die ganze Stadt, und wünscht Dir Glück und Seegen,
Den Gott, der Dich noch heut dis Fest erleben läßt,
Auf Dich und auf Dein Haus in Gnaden wolle legen;
So daß die Nachwelt einst erstaunend lesen kann:
Es war kein Senior so groß, als Gutermann.

Mit diesen geringen Zeilen suchte seine ehrerbietigste Devotion und geziemende Gratulation an den Tag zu legen

Ihro Hoch-Ehrwürden

Gehorsamster Diener
Christoph Martin Wieland,
Philolog. Cult.

Wenn die Eitelkeit des Vaters manchmal durch das dichterische Talent des Sohnes geschmeichelt wurde, so hatte er doch keine Freude an der leidigen Versmacherei des Sohnes, und hinderte zuletzt die Musenschaft auf alle Wege. „So“ — sagte Wieland — „hatte ich auch das Schicksal von Tasso und Ovids.“

Ueberhaupt war die Erziehung des Dichters sehr streng; er mußte Bibel und Gesangbuch fast auswendig lernen, Scrivers Seelenschatz täglich vorlesen und in der Passionszeit Rambach's Passionsbetrachtungen „durchkäuen“, die ihm „durch die ekelhafte Beschreibung der Marter, womit Jesus belegt worden“, äußerst verhaßt wurden, aber doch die Wirkung auf seine Seele machten, daß sie frühe die zärtlichste Theilnahme für fremde Leiden entwickelte.

Um diese Zeit machten zwei Werke auf den jungen Wieland einen ganz besondern bleibenden Eindruck; nemlich die Werke des Brockes und das philosophische Lexicon von Schneider. Der Vater hatte sämmtliche Werke von Brockes viele Jahre an einen Biberacher Patricier ausgeliehen, der sie endlich auf einmal zurückschickte.

Der zehnjährige Knabe, welcher seine Sprache nur aus der Bibel und dem Gesangbuch kannte, erstaunte, als er den poetischen Reichthum in Brockes Vergnügungen mit Gott kennen lernte und fiel in unglaublicher Begierde darüber her.

Ueber das andere Buch sagt Wieland: „noch erinnere ich mich des unbeschreiblichen Entzückens, mit welchem ich in der Bibliothek meines Vaters, als dieser einmal in der Sitzung des Consistoriums abwesend war, über Schneiders philosophisches Lexicon herfiel und hier zum erstenmal die Hypothesen der alten Philosophen über die Entstehung der Welt, freilich stümperhaft genug, erzählt fand."

Während der Vater die Liebe zu den Wissenschaften bei seinem Sohn ausbildete, suchte die Mutter durch Erzählungen auf sein Gemüth zu wirken und ihm auf Spaziergängen und im Garten die Liebe zur Natur beizubringen, wodurch er sich immer mehr zur Mutter hingezogen fühlte. Scherzend behauptete Wieland öfters in spätern Zeiten, daß seine Mutter ihm sehr viele Zärtlichkeit angeboren haben müsse, denn wie ließe es sich sonst erklären, — meinte er — daß er schon als einjähriger Knabe seine „Greth" — eine ziemlich häßliche Wärterin — mit einer Art von Leidenschaft geliebt haben solle. „Bald darauf war es meine Mutter, der ich hauptsächlich meine Neigung zuwandte, wie ich auch die ihrige in hohem Grade besaß."

Die eigentliche erste Liebe Wielands fiel in die letzte Zeit seines damaligen Aufenthalts in Biberach und zwar auf ein biberacher Mädchen von 15 Jahren, welche die Briefe von der Post in der Stadt austragen mußte. Er fand, daß dieses Mädchen einige Volkslieder recht hübsch singe und beredete seine Eltern, daß sie dieselbe mehrmals

beim Abendessen vor sich singen ließen. Er sei wirklich in sie verliebt gewesen, meinte Wieland, aber zum Unglück habe das Mädchen in der ganzen Stadt der „Postklepperer" geheißen und dieser Zuname habe seine Delicatesse so sehr chokirt, daß deßwegen, und weil er bald von Biberach wegkam, die Sache bei platonischen Ideen geblieben sei.

So wie Wieland in seiner ersten Jugend das ernste Wesen seines Vaters angenommen hatte, so dankte er seiner Mutter seine frühe Neigung zur Reinlichkeit. Nicht weit von der Amtswohnung seines Rectors war ein Bäckerhaus, in welchem sich die Knaben etwas kauften, nachdem sie einige Stunden Unterricht gehabt hatten. Wieland erhielt täglich einen halben Kreuzer zum Einkauf in der Bäckerei. Einstens, als er besonders heftigen Hunger hatte, eilte er zum Bäcker, allein gerade wegen der Eile fiel ihm sein Geld in eine schmutzige Lache; mit Betrübniß sah er in derselben seinen Kreüzer liegen, ihn herauszuholen konnte er sich aber nicht entschließen und so hungerte er lieber, als daß er sich beschmutzt hätte [5]).

Wenn die erste Jugend Wielands einfach dahinfloß, so war seine Kindheit höchst glücklich. Biberachs anmuthige Gegend, umgeben von drei freundlichen Wiesenthälern, wovon zwei durchschnitten sind von der „unberühmt schleichenden Riß" [6]), lud ihn zu einem Naturgenuß ein, dem er sich still und mit ganzer Seele hingab. „Ich liebte die Einsamkeit sehr" — sagte Wieland in seinem Alter — „und brachte oft ganze Tage und Sommernächte im Garten [7]) (meiner Eltern) zu, die Schönheiten der Natur zu empfinden und abzuschildern."

Deßwegen erinnerte er sich durch sein ganzes Leben mit vieler Liebe seiner Kindheit in Biberach. So schrieb

er im Jahre 1780 an Frau von La Roche: „ich danke Ihnen von Herzen im Namen des Orts, wo ich geboren wurde, und schreibe Ihnen zur Bezeugung meiner Dankbarkeit dafür eine Stanze aus meinem Oberon hieher, die mir ähnliche Erinnerungen und Empfindungen im verwichenen Sommer eingaben."

„Ich habe diese Stanze zwar nicht mir selbst, sondern einem gewissen Scherasmin, der mich gar nichts angeht, in den Mund gelegt, aber sie kam nichts desto weniger aus meinem eigenen Herzen."

Nein, denkt er, nirgends scheint doch unsers Herrgotts Sonne
So mild, als da. wo sie zuerst mir schien,
So lachend keine Flur, so frisch kein anderes Grün!

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt.
O! möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in Deinem Schoß zu liegen.

II.

Noten.

1) Der berühmte Theologe August Hermann Francke hatte einen Bruder, der in Ansehen zu Venedig lebte und eine Biberacherin zur Frau hatte, welche eine Schwester des Pathen unseres Dichters und mit der Wieland'schen Familie verwandt war. Als A. H. Francke seine berühmte Reise im Jahr 1717 nach Süddeutschland machte, wurde er — während seines Aufenthaltes in Tübingen — von dem protestantischen Theil des Magistrats der Reichsstadt Biberach dahin eingeladen. „Der Herr Schwager Stadtamtmann Gaupp", nebst noch andern Mitgliedern des Rathes reisten dem berühmten Professor einige Stunden entgegen und brachten ihn im Triumph nach Biberach, wo er mit seinem Gefolge bei Gaupp abstieg. Am Sonntag darauf (zweiter Advent) hielt Francke in der St. Martins-Kirche eine Predigt, welche der dreizehnjährige Thomas Adam Wieland anhörte und die auf ihn einen so tiefen Eindruck machte, daß er noch in hohem Alter gerührt war, wenn davon gesprochen wurde.

2) Wieland schrieb von Erfurt am 22. Octbr. 1772 an Riedel: Dieser unglücksweissagende Bogen, liebster Freund, bedeutet, daß ich meinen alten, rechtschaffenen Vater verloren habe. Er ist gestorben, wie er gelebt hatte; und ich wünsche allen Philosophen nebst Ihnen und mir, unsere Rollen beim letzten Austritt so edel und schön zu spielen, als dieser würdige Mann gethan hat.

3) Doctor Katzenberger der jüngere fand diese Aeußerung außerordentlich wichtig und bemerkte dazu: „wäre schon im An-

fang des vorigen Jahrhunderts die große Entdeckung Jenners gemacht und der Impfzwang gleich allgemein eingeführt worden, so hätte das leidige Versmachen in Deutschland nicht so überhand genommen und die talentvollsten Köpfe wären bei ihrem eigentlichen Beruf geblieben: Wieland hätte sich als Stadtschreiber immer mehr ausgebildet; Göthe wäre ein guter Frankfurter Bürgermeister und Schiller ein tüchtiger Regimentsarzt geworden."

4) Joannes Secundus (geb. 1511, gest 1536) gab Gedichte, Reisebeschreibungen und Briefe heraus, welche Wieland in seiner Jugend und späterem Alter fleißig las und ihm noch zu anderen Gedichten Veranlassung gaben. Viele seiner Gedichte huldigen einer sehr heidnischen Auffassung und bei manchen möchte man an die Worte Göthes denken, welche er über Wieland sprach: „Ein Mann von solchen Talenten, predige er auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal versucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagstücke unter seine Gerechtsame gezählt hat."

5) Als Wieland schon über die Jugend hinweg war, war ihm nichts widerwärtiger, als altes und schmutziges Geld, das er immer bald möglichst gegen neues Geld einzuwechseln suchte. Noch in Weimar sammelten viele seiner Freundinnen — namentlich Frau Herder — neues Geld, um es bei ihm gegen altes umzutauschen.

6) Wielands neuer Amadis, Gesang I. 5.

7) Dieser Garten lag vor dem Siechen (Ehinger) Thor, im Thal rechts von der Landstraße nach Birkenhardt.

III.

Christoph Martin Wieland

in Kloster Bergen, Erfurt und seine Zurückkunft ins elterliche Haus.

1747—1750.

Als Wieland das dreizehnte Jahr erreicht hatte, war er geistig so weit entwickelt, daß seine Eltern daran denken mußten, ihn einer höhern Bildungsanstalt zu übergeben, als Biberach in seinen Schulen besaß. Zu jener Zeit hatte Francke in Halle eine Vorbereitungs-Anstalt für die Universität gestiftet und eine andere Anstalt, das Kloster Bergen bei Magdeburg wurde nach denselben Grundsätzen eingerichtet, welches unter dem Abt Steinmetz eine große Berühmtheit erlangte.

Wielands Vater konnte sich lange nicht entschließen, in welche von diesen beiden Anstalten er seinen Sohn schicken sollte. Als Schüler Francke's war er anfangs für Halle, doch wählte er endlich — wobei die Mutter wohl den Ausschlag gab — Kloster Bergen: ohne Zweifel, weil er hoffte, daß sein Sohn dort mehr in einer Familie lebe und dort überhaupt das Leben nicht sehr von dem, das der Sohn bisher geführt, verschieden sein möchte.

Wirklich fand auch Wieland, als er — noch nicht vierzehn Jahre alt — nach Bergen kam, dort dieselbe stille Natur, dieselbe traute Einsamkeit, dieselbe einfache Lebensart, dieselbe Frömmigkeit und nirgends etwas Störendes für die Reinheit der Sitten.

Auch war in Kloster Bergen Gelegenheit gegeben, die Kenntnisse, zu denen schon der Knabe in Biberach einen so schönen Grund gelegt hatte, zu erweitern. Die französische Sprache wurde neben den alten Sprachen ausführlich gelehrt; obschon die Blüthen der damaligen französischen Literatur in dem frommen Kloster streng verboten waren. Wieland konnte nur im Geheimen die Schriftsteller lesen, welche ihn vor andern anzogen, nemlich Bayle und Voltaire. Geschichte und Geographie wurden eifrig studirt. Besonders aber zeichnete sich Wieland durch die Fortschritte aus, welche er im Hebräischen [1]) und Lateinischen machte, denn bald konnte er in lezterer Sprache nicht allein gut übersetzen, sondern auch schreiben und sprechen [2]). Mit ganz besonderer Liebe wurden die Schriften Cicero's studirt, nicht allein wegen des philosophischen und rhetorischen Inhalts, sondern, weil in jeder freien Reichsstadt des heiligen römischen Reichs Cicero als das Ideal galt, dem jede künftige Magistratsperson einer kleinen Republik nachstreben mußte.

Nur fehlte es in Bergen für den jungen Wieland an einem passenden Unterrichte in der griechischen Sprache, was der berühmte Uebersetzer des Lucian später oft bedauerte [3]). Doch wurde Xenophon mit großer Liebe studirt und machte auf den Jüngling einen Eindruck, welcher im langen Leben nicht zu verwischen war: „Die Bücher" — sagte Wieland — „die in Kloster Bergen sehr stark auf mich wirkten, waren Xenophons Cyropädie, in der ich Araspes

und Panthea nicht satt werden konnte zu lesen und darum auch diesen Gegenstand zuerst bearbeitete, als mir der Flaum am Barte gesproßt war, und die Denkwürdigkeiten des Sokrates, die ich unter allem, was wir aus der Sokratischen Schule übrig haben, fürs herrlichste Werk halte und am liebsten das Evangelium der griechischen Welterlösung nenne."

Während Wieland in dieser Zeit viel Fremdes in sich aufnahm, ruhten seine poetischen Versuche; dagegen lernte er manches Neue aus der deutschen Literatur kennen. Mit dem größten Entzücken las er damals die Schriften des J. J. Breitinger, des Kritikers aus der Schweiz [4]), die Gedichte Alberts von Haller, die Discourse des Malers von Bodmer [5]) und die neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes (gewöhnlich Bremer Beiträge genannt). In leztern erschienen die drei ersten Gesänge von Klopstocks Messias, welche in dem jugendlichen Dichter eine Begeisterung, wie kein anderes Gedicht hervorriefen: „als ich den Messias las, glaubte ich erst mich selbst zu verstehen". — „Ich liebe Klopstock so sehr, daß ich keinen Fehler an ihm sehen kann."

Troz alledem war Kloster Bergen für den geistreichen Jüngling vielfach ein schmerzenreicher Aufenthalt: die Frömmigkeit artete manchmal ins Geistlose aus; Scheinheiligkeit und Heuchelei konnten bei Wieland nicht aufkommen; wohl aber mystische Anwandlungen und Zweifel aller Art. Es war anders als in Biberach: überall fehlte die Vermittelung der gemüthvollen Mutter.

Deßwegen verließ Wieland, gewiß nicht ungern, Kloster Bergen und begab sich um Ostern 1749 nach Erfurt, um dort unter einem Verwandten, dem Dr. J. W. Baumer [6]), philosophische Wissenschaften zu studiren. Baumer war ein

feiner Kopf, ausgestattet mit Witz, Laune und einer heitern Lebensansicht. Er war ein Mann, der gerne seinen Spott über den Wahn und die Narrheiten der Menschen ausgoß. Der Unterricht bei einem solchen Mann, noch mehr aber der tägliche Umgang mußte auf den Geist Wielands gewaltig wirken [7]). Da mögen ihm die Vorlesungen über die wolffische Philosophie manchmal eine „schwere Seelenspeise“ gewesen sein, welche nicht verdaulicher wurde durch die „magere Körperspeise“, welche er bei seinem Anverwandten erhielt; allein seine Kenntnisse wurden erweitert und ein guter solider Grund in den philosophischen Wissenschaften gelegt. Das Privatissimum, das Baumer seinem Schüler über Don Quixote gab, war für denselben von der allergrößten Bedeutung für sein ganzes Leben. Wenn Baumer den Don Quixote und seinen Pansa als den Repräsentanten des Menschengeschlechts, mag es schwärmen oder fantasiren, darstellte, wenn er über Pfaffen- und Despotenherrschaft, über verjährte Vorurtheile seinem gelehrigen Schüler die Augen öffnete, so ist leicht einzusehen, daß der Unterricht bei Baumer diejenigen Keime im Gemüth Wielands zeitigte, welche das Studium der altklassischen Literatur und die heimliche Lectüre des Voltaire und Bayle gesäet hatten und die auf einen guten Boden fielen. Freilich bewirkten diese Kenntnisse bei einem siebzehnjährigen Menschen, der eine orthodox lutherische Erziehung genossen und in dem sich ein pietistischer Mysticismus festgesezt hatte, einen gewaltigen Gährungsprozeß, der zur Klärung Zeit gebrauchte [8]).

Unter diesen Umständen war es für den frühreifen Jüngling ein großes Glück, daß er — nachdem er ein Jahr in Erfurt zugebracht — in die alte Heimat zu seinen geliebten Eltern (Frühling 1750) zurückkehren konnte, um

den Sommer in Biberach zuzubringen. Der stille, lang entbehrte Aufenthalt, die Erinnerung an die Kindheit, die alten freundlichen Spaziergänge, endlich der Umgang mit der lieben Mutter wirkten auf sein Gemüth beruhigend, während die Bibliothek des Vaters und die Winke, welche derselbe seinem Sohn über Bücher und Lectüre gab, seinem Geist neue Nahrung zuführten. Zu alle dem trat ein ganz neues Ferment, das für die Entwicklung Wielands und für sein ferneres Leben von der größten Bedeutung war. Es kam nemlich in den letzten Tagen des Juli die Verwandte Wielands, Sophie von Gutermann, nach Biberach.



Sophie von La Roche, geb. Gutermann von Gutershofen.
(Nach einem Oelgemälde von Langenbeck v. J. 1762 im Besitze des Verfassers.)

Nicht weit von dem elterlichen Hause Wielands liegt das große städtische Spital=Gebäude, in welchem der Onkel der Frau Wieland, der Senator und Hospital=Verwalter Gutermann, wohnte. Durch Verwandtschaft und Nachbar=

schaft waren beide Familien in innigster Freundschaft verbunden und theilten mit einander Freud und Leid.

Der Hospital-Verwalter hatte einen berühmten und gelehrten Sohn, den Med. Dr. Friedrich Gutermann von Gutershofen [9]). Derselbe war zuerst Stadtarzt in Kaufbeuren und kam später als Dekan des medicinischen Collegiums nach Augsburg. In Kaufbeuren wurden ihm zwei Töchter, Sophie und Carolina Catharina (erstere den 6. Dec. 1731, und letztere den 11. Aug. 1734) geboren. Der Vater und die Mutter wetteiferten mit einander, beiden Kindern die sorgfältigste Erziehung zu geben. Der Vater trug z. B. seine Töchter als kleine Kinder in seine Bibliothek, zeigte ihnen die farbigen Einbände, die Verzierungen an denselben, um ihnen schon früh Liebe zu Büchern beizubringen. Dieses Experiment gelang bei der älteren, reich begabten Tochter vollkommen [10]). Im dritten Jahre lernte sie lesen und schreiben, im fünften hatte sie die ganze Bibel durchlesen. Als sie ihr zwölftes Jahr erreicht hatte, ernannte sie ihr Vater scherzweise zu seinem Bibliothekar und sie mußte die gebrauchten Bücher wieder an ihren Platz stellen und andere herbeischaffen. Der Vater wohnte in dem höhergelegenen Theil Augsburgs, in einem Hause mit einem Altan, von dem aus man eine weite Aussicht hatte. Auf derselben führte Dr. Gutermann an hellen Abenden seine Tochter, lehrte sie die Sternbilder kennen und verknüpfte damit einen Unterricht in den Hauptlehren der Astronomie. Dabei hatte sie Lectionen in der französischen Sprache, Geschichte und Geographie.

Die Mutter sorgte, daß die Weiblichkeit bei der Erziehung der Töchter nicht zu kurz kam. Wie der Vater ihnen frühzeitig Liebe zu den Büchern beizubringen suchte,

so pflegte die Mutter die Liebe zu den Schönheiten der Natur. Sie führte sie als zarte Kinder ins Freie, wo Blumen gesucht und mit denen sie geschmückt wurden. Bald lernten sie Kränze und Sträuße binden, und damit die Lust Andern Freude zu bereiten recht frühzeitig geweckt würde, durften sie die Kränze und Sträuße an ihre Freundinnen und an die Kinder der Nachbarschaft austheilen. Nebenbei hatten die Mädchen Unterricht im Stricken, Nähen, Sticken, Zeichnen, in Musik und Tanz. Auch versäumte die Mutter nicht ihnen Gelegenheit zu geben, in den von ihr vielfach gepflegten Künsten der Haushaltung sich praktisch zu üben. Die angeborenen Talente der älteren Tochter entfalteten sich bei einer solchen Erziehung, bei ihrer beharrlichen Strebsamkeit, bei ihrem reinen Sinn für Schönheit und Schicklichkeit bald so sehr, daß sie nicht nur bei ihren Verwandten allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Doktor Gutermann liebte es, sein Haus zu einem Sammelpunkt von Gelehrten zu machen, und da schon damals wahre Gelehrsamkeit zu den Seltenheiten gehörte, aber die Kunst, ohne Gelehrsamkeit geistreich zu sein, damals noch nicht erfunden war: so mußte Gutermann eine für die damalige Zeit in Augsburg unerhörte Neuerung wagen und die Gelehrten in allen Ständen und bei allen Confessionen suchen. So kam auch der damalige Leibarzt des Fürst-Bischofs von Augsburg, Bianconi, in das Gutermann'sche Haus und lernte die siebzehnjährige Sophie kennen. Bald entdeckte er ihre Vorzüge, warb um sie und erhielt sowohl von ihr, als von ihren Eltern das Jawort. Die großen Anlagen und Kenntnisse seiner Sophie suchte Bianconi noch mehr auszubilden, gab selbst ihr Unterricht in den Naturwissenschaften, der Mathematik, der italienischen Sprache und

Literatur. Da er fand, daß Sophie eine schöne Stimme und Talent für Musik hatte, so sorgte er für einen geschickten Lehrer und blieb bei dem Musikunterricht stets anwesend.

So vergingen unter freudigem Lernen die ersten Zeiten des Brautstandes; leider kamen bald bittere Leiden. Sophiens Mutter starb: deßwegen mußte die Hochzeit verschoben werden. Als darauf der Ehecontract abgefaßt werden sollte, entstand zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn Streit: Bianconi wollte als Katholik seiner künftigen Frau volle Religionsfreiheit zugestehen, verlangte aber, daß alle seine Kinder in der katholischen Lehre — während Gutermann, daß wenigstens die Mädchen in der lutherischen erzogen werden sollten. Hätte Sophiens Mutter gelebt, so hätte sich die Sache vielleicht noch vermitteln lassen: allein ohne diese Vermittlung geriethen die zwei Doctoren der Medicin in einen so heftigen theologischen Streit, daß Gutermann die Verbindung in aller Form auflöste.

Bianconi stellte seiner Sophie vor, daß sie vollkommen mit ihm verlobt worden sei, daß er dies aus mehr als dreißig Briefen erweisen könne, und machte ihr den Vorschlag, sich mit ihm trauen zu lassen, dem väterlichen Hause und Augsburg zu entfliehen. Sophie wollte ihren Vater nicht betrüben, auch das elterliche Haus ohne seinen Segen nicht verlassen, und so mußte Bianconi allein, ohne seine geliebte Sophie, ohne seine gelehrte Schülerin seine Abreise antreten [11]). Dadurch war aber Gutermann noch nicht versöhnt, seine Wuth steigerte sich nur immer mehr. Sophie mußte alle Geschenke und Briefe, welche sie von Bianconi erhalten, alle Hefte und Ausarbeitungen, welche sie unter seiner Leitung gefertigt hatte, auf das Zimmer des Vaters bringen, alles eigenhändig zerreißen, nachher das von Nilson gemalte

Bildniß ihres Geliebten (welches denselben darstellte, wie er eine Marmorsäule umfaßt, und das die Inschrift trug „le changement est contre ma nature“) mit der Scheere in Stücke zerschneiden und alles in den Windofen werfen, wo sie zusehen mußte, wie die theuren Andenken von den Flammen verzehrt wurden. Damit war es aber noch nicht genug: denn nach diesem Autodafé übergab der medicinische Großinquisitor seiner Tochter zwei eiserne Stäbe, mit denen sie den Ring zerbrechen mußte, den sie einstens von Bianconi erhalten hatte und den sie stets am Finger trug; (derselbe hatte Bianconi's Namenszug in Brillanten und trug die Umschrift „sans vous rien“. Hiebei rollten die Brillanten auf den Boden, was sie mit Thränen ansehen mußte.

„Ich bin losgerissen von dem Mann,“ — schrieb Sophie — „von dem ich das Beste, was ich weiß, gelernt habe; ich kann nichts mehr für ihn thun, nicht für ihn leben; er wird keine Frucht von der verehrungsvollen zarten Bemühung genießen, seiner künftigen Gattin Kenntnisse und Ausbildung ihrer Talente zu geben: nun denn, so soll auch Niemand mehr jemals meine Stimme, mein Klavierspiel, die italienische Sprache, oder irgend etwas von dem, was Er mich lehrte, von mir hören, oder auch nur in mir vermuthen“ [12]).

Sophie müßte einen ganz andern Charakter gehabt haben, als sie wirklich hatte, wenn sie nicht alles, was sie gelobt hatte, auch gehalten hätte. Keine Eitelkeit, nicht der Enthusiasmus, den sie in ihrem ganzen Leben für Musik hegte, war im Stande sie zum Singen und Klavierspiel zu bringen. Niemals mehr hörte man von ihr ein italienisches Wort, nie sprach sie mehr von der italienischen Literatur, die sie so gut kannte und so hoch schätzte.

Von der Welt zurückgezogen lebte sie jetzt im elterlichen Hause, einsam, gleich einer Nonne. Mag der Vater durch dieses stille Leben seiner ältesten Tochter mit der Zeit gerührt, mag er um ihre Gesundheit besorgt worden sein, oder mag ein fremder Einfluß sich geltend gemacht haben: kurz er schickte sie im Sommer 1750 zu seinem Vater nach Biberach, wo sie vor zwei Jahren als glückliche Braut gewesen war, während Bianconi mit Gutermann nach Italien reiste, damit letzterer die Familie kennen lernte, in welche Sophie gleich nach der Zurückkunft treten sollte.

III.

Noten.

1) Noch in spätern Jahren las Wieland die Psalmen in hebräischer Sprache und trug dieselben als Taschenbuch bei seinen Spaziergängen mit sich. Er konnte die „einfache Sublimität" mancher Psalmen nicht genug bewundern. Die von Wieland gedichteten Psalmen, welche 1755 unter dem Titel Empfindungen eines Christen erschienen, möchten ihren Ursprung im genauen Studium der Psalmen haben.

2) Vor mehr als 30 Jahren sah ich bei Herrn Senior von Mayer in Biberach ein Heft, das Wieland in Kloster Bergen ausfertigte, das gut lateinisch geschriebene Aufsätze, Uebersetzungen (namentlich einige deutsche Uebersetzungen in Versen aus Cicero) ꝛc. enthielt. Ob dieß dasselbe Heft ist, das jetzt im Besitz des Herrn Eben in Lüdenscheid sich befindet, das für Pädagogen sehr wichtig ist und von Hoche in Wetzlar angezeigt wurde, kann ich nicht entscheiden. Vergl. hierüber die Jahrbücher für Philologie und Pädagogik Vol. 88, pag. 250. Vol. 90, pag. 474.

3) Wieland schrieb von Tübingen 20. Dec. 1751 an Bodmer: ich werde mich bemühen, mich im Griechischen so fest zu setzen, um den Homer im Original lesen zu können, und wenn mich gleich seine Fehler immer beleidigen werden, so wird doch die Anmuth der Verse und die Schönheit des Ausdruckes, welche so bezaubernd sein sollen, mich unempfindlich gegen die Mängel machen.

4) Kritische Dichtkunst mit einer Vorrede von Bodmer. Zürich 1740.

5) Discourse der Mahlern von Bodmer. Zürich 1721—1723.

6) Baumer hatte Theologie studirt, wurde nachher Prediger in der Grafschaft Castell, legte aber bald diese Stelle nieder — trotz aller Bitten seiner Gemeinde und seiner Obern — weil ihm „alle Pfafferei und jeder symbolische Glaubenszwang zuwider sei"; gieng nach Halle, um dort Medicin zu studiren, promovirte schon nach anderthalb Jahren und kam von Halle bald nach Erfurt als praktischer Arzt und Professor der Philosophie und Naturwissenschaften; ging später als Professor der Medicin und Chemie nach Gießen und starb als Hessen-Darmstädt'scher Bergrath.

7) Wieland sagte später von Baumer: Is avias veteres mihi de pulmone revulsit.

8) Wieland schrieb (Tübingen den 6. März 1752) an Bodmer: Baumer lehrte mich viel Gutes und Böses in der Philosophie. Ich prüfte aber alles, war eine Zeitlang Materialist, und kam endlich auf die Spuren einer wahren Philosophie. Erst alsdann gefiel mir die Theodicee, weil sie mit den Meditationen, auf die ich selbst gerathen war, oft coincidirte und ich verband ihre Lectur mit Bayle und Bruckern*.

Zwanzig Jahre, nachdem Wieland bei Baumer in Erfurt war, schrieb er an Riedel (Biberach 10. Aug. 1768): „Vergessen

---

* J. J. Brucker war mit der Wieland'schen Familie verwandt und mit dem Prediger Wieland sehr befreundet; ferner war er der Bruder der Mutter der Sophie von Gutermann und hatte sie auch getauft und unterrichtet. Brucker (geb. in Augsburg 1696) hielt in Jena Vorlesungen, wurde Rector in Kaufbeuren, wo er mehrere Werke zur Geschichte der Philosophie schrieb, wegen deren er Mitglied der Akademie in Berlin (1731) wurde. Im Jahr 1744 kam er auf Empfehlung des Cardinals Passionei (der gegen den lutherischen Burgermeister seine Verwunderung ausdrückte, daß die Augsburger für einen so berühmten Landsmann keine Stelle haben) als Pastor zum heiligen Kreuz nach Augsburg, wo er 1770 starb. Er war ein ebenso gelehrter, als fleißiger Mann, der fast jeden Samstag von Kaufbeuren nach Ulm zu Fuß wanderte, um am Sonntag früh auf der dortigen Stadt-Bibliothek zu arbeiten.

Sie die Satyre gegen Baumer nicht, den ich besser kenne, als Sie vermuthen, weil ich das Glück und Unglück hatte, das ganze Jahr 1749 unter seinen Augen zu leben, an seinem Tisch zu hungern (denn von Essen war nicht viel die Rede) und von seiner Philosophie eine abscheuliche Menge von Seelenblähungen zu bekommen." Diese Stelle dürfte in einer üblen Laune geschrieben worden sein, jedenfalls hätte Wieland gewiß nicht so geschrieben, wenn er entfernt gedacht hätte, daß diese Aeußerung einstens gedruckt würde. Denn Wieland sprach sich öfters sehr anerkennend über Baumer aus und erzählte gerne, wie er später seinen Lehrer Baumer in Gießen besucht habe, der „über diesen Besuch ganz außer sich von Freuden war und sich kaum fassen konnte über seinen berühmten Schüler".

9) Guterhofen ist ein Hof, der zur Gemeinde Alberweiler gehört und in der Nachbarschaft von Biberach liegt.

Die Familie Gutermann wurde von Kaiser Ferdinand wegen einer Heldenthat eines ihrer Angehörigen in den Adelstand erhoben. Sophie La Roche beschrieb dieselbe in einem Brief an Petersen (30. Mai 1790) auf folgende Weise: „wenn es meinem Franz zu was dient, so komme ich und erzäle, wie mein ur ur Anherr in einer Schlacht gegen die Türken dem getödteten Cornet die Standarte, welche man ihm nehmen wolte, entriß, die Stange brach und das Panier um den Leib knüpfte, und die Türken ihn mit dem Panier in Stücken hauten und deßwegen der officier Gutermann nach seinem Tod in Adel erhoben und seine Familie eine kaiserliche Standarte in das Wapen bekam".

In Augsburg befindet sich ein Oelgemälde, auf dem diese Heldenthat abgebildet ist, von welchem Maler Pflug in Biberach für die dortige Familie eine Copie nahm.

10) Vielleicht, ihr Grazien, hört in unbelauschter Ruh
Sie, die von Euch die Gabe zu scherzen
Und zu gefallen empfing, gleich schön an Geist und Herzen,
Dann unsern Spielen lächelnd zu.
Ihr Lächeln gewährt uns sicher den Beyfall von allen,
Die selbst verdienen, der Welt und uns zu gefallen.

Neuer Amadis I., 6. 7.

11) Bianconi wurde während des Streites mit Gutermann Leibarzt des Kurfürsten von Sachsen, gieng aber, bevor er diese Stelle antrat, von Augsburg (am 6. Octbr. 1749) einige Zeit nach seiner Vaterstadt Bologna. In Dresden lebte er in Gunst und Ansehen, verkehrte dort mit den geistreichsten Männern, namentlich mit Winkelmann, kam 1764 als sächsischer Minister-Resident nach Rom, wurde später in den Grafenstand erhoben und starb zu Perugia im Jahr 1781, ohne je wieder seine Braut gesehen zu haben.

12) Wieland gab das erste Werk (Geschichte des Fräuleins von Sternheim) und ebenso das letzte (Melusinens Sommer-Abende) der Frau von La Roche heraus. Als er einen Verleger gefunden hatte, schrieb er an die Verfasserin (Weimar den 15. Juli 1806): Bertuch erbot sich „den Verlag zu übernehmen, setzte aber eine Bedingung hinzu, die Sie, liebe Sophie, ihm und mir hoffentlich um so weniger abschlagen werden, da sie gewiß der allgemeine Wunsch aller Ihrer Freunde und Freundinnen, d. i. aller Ihrer Leser und Leserinnen ist. Diese Bedingung ist die sehr angelegentliche Bitte, die wir beyde hiemit an Sie gelangen laßen, daß es Ihnen gefallen möchte, den Sommerstunden eine ganz kurze Selbst-Biographie beyzufügen, wodurch das Werkchen einen großen Zuwachs sowohl an innerm Werth, als an Verkäuflichkeit und stärkerm Debit erhalten würde.“ Frau von La Roche entsprach diesem Wunsch und so haben wir als Einleitung der Sommer-Abende eine Selbst-Biographie dieser ausgezeichneten Frau, aus der obige Notizen genommen sind.

IV.

Der Spaziergang auf den Lindenberg.

Als C. M. Wieland von Erfurt nach Biberach zurückkam, war er ein ganz anderer Mensch, als alle andern, welche in denselben Verhältnissen und in demselben Alter standen. Sein Talent als Dichter war schon von früher her in Biberach bekannt; nun sah man einen siebzehnjährigen Mann, mit vielen Kenntnissen in so manchen Fächern, dessen wissenschaftliches Streben, dessen Liebe zur Einsamkeit, dessen Umgang nur mit ältern Männern in einer kleinen Stadt Aufmerksamkeit erregen mußte. Kein Wunder, daß in Biberach, in den verwandten Häusern, besonders aber in dem Hause des Senators Gutermann viel von diesem Wunderkind gesprochen wurde.

Umgekehrt wurde in der Wieland'schen Familie vieles von Sophie gesprochen: von ihrer Schönheit, von ihrer vielseitigen Bildung, von ihrem Interesse an allen geistigen Bestrebungen und endlich von ihrem tragischen Schicksal und ihrer einsiedlerischen Zurückgezogenheit.

Unter diesen Umständen kannten sich die beiden Ver-

wandten lange ehe sie sich sahen [1]); waren aber nur desto mehr begierig sich kennen zu lernen, wobei jedes bestrebt war, sich im besten Licht zu zeigen, um einander ebenbürtig zu sein. Da die beiden jungen Leute in Biberach gewissermaßen auf einander angewiesen waren, da Christoph Martin in seiner Verwandten jetzt erst eine junge Dame kennen lernte, mit der er über wissenschaftliche Angelegenheiten, über seine Studien, über seine Pläne und Entwürfe sprechen konnte: so war bald eine Bekanntschaft gemacht, welche sich zu einer Freundschaft für das ganze Leben ausbildete.

Ein paar Tage nach Sophiens Ankunft in Biberach war dieselbe an einem katholischen Feiertag in der Bibliothek des Herrn Pfarrers Wieland: da hörte sie in der benachbarten St. Martins-Kirche die imposante Musik des katholischen Gottesdienstes; sie stellte sich unter das Fenster und manche Erinnerungen aus vergangenen traurigen Zeiten nahten sich ihr. Mit thränenvollen Augen sah sie nach der Kirche, auf den großen — damals noch baumlosen — Kirchhof. Bald wurde sie auf die Gegenwart zurückgebracht: in einem benachbarten Zimmer war ihr junger Vetter, welcher nicht wußte, daß seine Verwandte so nahe war und der — vielleicht durch die Musik in der benachbarten Kirche veranlaßt — sich an das in seinem Zimmer befindliche Klavier setzte und spielte. Die schon lange nicht mehr gehörten Töne des ihr von früherher so wohl bekannten Instrumentes und das seelenvolle Spiel ihres Vetters machten auf sie einen gewaltigen Eindruck, von dem sie noch in alten Tagen mit Rührung sprach.

Die Musik bringt auf ein weiches Gemüth, besonders wenn dasselbe mit traurigen Erinnerungen beschwert ist, wunderbare Wirkungen hervor, und so mag dieses Concert

wohl die Einleitung zu dem berühmt gewordenen Spaziergang nach dem „Lindele“ gewesen sein.

Am folgenden Sonntag gieng Sophie mit ihrem Großvater in die Kirche zu St. Maria Magdalena, um den Herrn Vetter, den Pfarrer Wieland, predigen zu hören. Diese Kirche liegt etwa fünf Minuten vor der Stadt und damals führte noch ein anmuthiger Weg mitten durch Gärten zu ihr, die im steifen Geschmack der damaligen Zeit angelegt, mit einfachen Gartenhäusern versehen und in Besitz wohlhabender Familien waren. Einer von ihnen gehörte der Wieland'schen Familie.

Kirche und Gärten liegen am Fuße eines Höhenzuges, auf dessen höchster Spitze eine Jahrhunderte alte Linde steht. Von diesem Berge hat man eine prachtvolle Aussicht: am Fuß liegt die Stadt Biberach, welche das Rißthal in das obere und untere theilt. Vom „Lindele“ sieht man im untern Rißthal Ulm mit seinem mächtigen Münster und Ober-Holzheim, den Geburtsort Wielands. Im Vordergrund liegt das für Christoph Martin und Sophie so verhängnißvoll gewordene Schloß Warthausen. Den eigentlichen Glanzpunkt der Aussicht vom „Lindele“ bildet aber das obere Rißthal, das besät ist mit Mühlen, Dörfern und dem so malerisch gelegenen reichstädtischen Mineralbad „Jordan“. Dieses Thal wird von Berghöhen umgränzt, welche gar anmuthig besetzt sind mit Wäldern, Fluren und Dörfern, hinter welchen sich die gewaltigen Schneeberge der Schweiz und Tyrols erheben und die Aussicht abschließen.

An dem Sonntag, an dem Sophie die Kirche zu St. Maria Magdalena besuchte, predigte der Herr Vetter über den Text: G o t t i s t d i e L i e b e. Nach der Kirche begleitete Christoph Martin seine Eltern in den benachbarten Garten,

wohin bald auch die befreundete Gutermann'sche Familie mit Sophie kam. Hier kam das Gespräch bald auf die anmuthige Umgebung von Biberach, namentlich wurde von der Aussicht, die man vom Lindele aus habe, gesprochen. Da Sophie zeigte, welch großes Interesse sie für eine schöne Aussicht habe, so erbot sich der junge Vetter zu ihrem Führer und da ein prächtiger August-Morgen zu einem Spaziergang aufforderte, so wurde derselbe sogleich ausgeführt.

Vom Wieland'schen Garten kann man auf zwei Wegen „zum Lindele“ gelangen; der eine führt unmittelbar auf die Landstraße nach Birkenhardt, diese wird auf der Höhe verlassen und führt auf einem schmalen Fußweg zur großen Linde.

Der andere Weg geht an der Kirche zu St. Maria Magdalena vorüber, durch eine enge Schlucht, die bei einem schön gelegenen Felsenkeller beginnt, den Berg hinauf und schließt auf der Höhe des Buchhofes ab, wo man auf den schmalen Fußweg kommt.

Es wurde bestimmt den ersten Weg auf dem Hinweg, den andern bei der Rückkehr einzuschlagen. So zogen die jungen Leute, welche zur Sentimentalität gehörig vorbereitet waren, nach dem „Lindele“, um sich an der schönen Aussicht zu erfreuen: Christoph Martin wird aber die Aussicht wenig gezeigt und Sophie von derselben wenig gesehen haben. Denn gleich mit dem Austritt aus dem Garten entspann sich ein Gespräch über die an diesem Morgen gehörte Predigt. Christoph Martin meinte, sein Vater habe den Text viel zu steif, mit zu wenig Feuer behandelt: derselbe enthalte so vieles, daß aus ihm die ganze Philosophie entwickelt werden könne. Um diese Behauptung zu begründen, kramte er sein ganzes Wissen aus und manches mag er gar zu transcendent

behandelt haben, so daß Sophien — bei ihrem ordnenden Verstand — manches nicht ganz klar schien und sie deßwegen ihren Vetter aufforderte, seine Gedanken zu ordnen und aufzuschreiben. Christoph Martin gieng auf diesen Wunsch ein und versprach in einem Lehrgedicht seine Ansichten zu verarbeiten. So entstand der Plan zu dem nachher so berühmt gewordenen Lehrgedicht: Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt.

Bei der Besprechung dieses Planes vertiefte sich das junge Paar so sehr in die Poesie, daß, als sie auf dem Rückweg aus der Schlucht beim Felsenkeller ankamen und die Kirche von St. Maria Magdalena vor ihnen stand, in welcher sie vor ein paar Stunden den Herrn Pfarrer Wieland andächtig über den jetzt von ihnen so gründlich durchgesprochenen Text predigen gehört hatten, sie sich als Verlobte angehörten.

Wenn auch in jenen Zeiten manche Verhältnisse anders waren als jetzt, wenn man zugibt, daß Christoph Martin und Sophie außergewöhnliche Leute waren und außergewöhnliche Menschen außergewöhnliches thun dürfen: so war doch diese Verlobung etwas gar poetisches. Zwar muß man zugeben, daß die beiden Leutchen sich vielfach ergänzten: er hatte durch das classische Studium ein solides und für sein Alter sehr großes Wissen, dagegen kannte er das Leben nur aus Büchern, und die Lebenserfahrung mußte Sophie ergänzen, die schon als Dame eine größere Sicherheit und Gewandtheit im Umgang hatte; sie war früher viel in Gesellschaft gewesen, hatte eine tragische Lebenserfahrung hinter sich und war überdieß noch zwei Jahre älter.

Vierzehn Jahre später (im Jahr 1764) schrieb Wieland seinen berühmt gewordenen Roman: Die Abenteuer

des Don Sylvio von Rosalva, in welchem er schilderte, wie Don Sylvio sich in ein Bild verliebte, dessen Original er nach vielen zum Theil bittern Abenteuern in Donna Felicia von Cardagena fand, die ihn dann von manchen fanatischen Ideen heilen mußte. Ohne Zweifel hat der Autor sich selbst in dem siebzehnjährigen Don Sylvio geschildert, so wie in Donna Felicia seine neunzehnjährige Sophie. Freilich geht das in einem Roman leichter, als in der wirklichen Welt. Dort macht der Unterschied des Alters keine Schwierigkeiten; dort gibt es auch keine Brodstudien, welche von Christoph Martin verlangt wurden.

Deßwegen sah diese Verlobung der Vater viel nüchterner an, als der Sohn: wenn jener dennoch gerade keine Schwierigkeiten machte, so war er doch nicht entschieden dafür. Dagegen hatte die Mutter mehr Poesie und begünstigte die Verbindung; und so verlebten die jungen Leute einen sehr schönen Sommer [2]: jeden Tag sahen sie sich und wiederholten manchmal den Spaziergang zum Lindele, wobei Christoph Martin den Plan zu seinem Lucrezischen Lehrgedicht vorlegte und mit Sophie die Zusätze, Abänderungen und neue Gedanken besprach, welche der junge Dichter beim Studium der Werke, die sich in der Bibliothek seines Vaters befanden, entdeckte. Nach diesen glücklichen Tagen des Sommers 1750 rückte der Herbst heran, wo Christoph Martin, wie Don Sylvio, auf Reisen mußte, um seinen Kopf „mit den Ideen wirklicher Dinge auszufüllen", und Sophie mußte während dieser Zeit, zwar nicht wie Donna Felicia in ein Kloster, aber — was für sie dasselbe war — zu ihrem Vater nach Augsburg.

Der Vater Wieland hatte sich schon längst ein Geschäft daraus gemacht, die Erziehung seines Sohnes dadurch zu

krönen, daß er für ihn einen bestimmten Lebensplan entwarf und wurde durch die Ereignisse der letzten Zeit bestimmt, diesen Plan schnell zur Ausführung zu bringen. Früher war es sein Wunsch, seinen talentvollen Sohn zum Theologen heranzubilden und die bisherige Vorbildung entsprach diesem Plan; doch kam er nun auf andere Gedanken: die große Hinneigung des Sohnes zur heidnischen Philosophie, dabei der Hang zum krassen Mysticismus, neben einem ausgesprochenen Talent für Poesie, verursachten dem Vater allerhand Bedenken. Dazu kam der schwächliche Körper des Sohnes, den er als ein großes Hinderniß für einen künftigen Theologen ansah. Daher glaubte er, es werde besser sein, wenn der Sohn nicht in seine Fußstapfen, sondern in die des Großvaters trete, der ja die höchsten Stellen in der Biberacher Republik begleitet hatte, und so wurde der Sohn zum Studium der Rechtswissenschaften bestimmt, und die Universität Tübingen wurde als der Ort auserkoren, wo der junge Wieland seine Studien beginnen sollte, theils weil es die nächste protestantische Universität war, theils weil die Wieland'schen Familienglieder durch Verwandtschaft dort Ansprüche auf den Genuß eines Stipendiums hatten.

Um das Studium an der Universität zu erleichtern, wurden in Tübingen zu allen Zeiten verschiedene Stipendien gegründet, theils für gewisse Stände, wie das Collegium illustre für Prinzen und Adelige, theils für Studirende bestimmter Facultäten, wie die B u r s a und das S t i f t, theils für Studirende aus gewissen Familien, wie der n e u e B a u und das H o c h m a n n i a n u m. Zum Besuch des letzteren hatte Wieland Familienansprüche.

Das Hochmannianum wurde von Hochmann, Professor der Rechte an der Universität Tübingen (geb. zu Biberach, gestorb.

zu Tübingen 1603) in Gemeinschaft mit seiner Frau errichtet, damit Studirende aus seiner und seiner Frau Verwandtschaft während ihrer Studienzeit in Tübingen freie Wohnung, Kost ꝛc. haben sollten. Die Stipendiaten wohnten damals in einem großen klosterartigen Gebäude, das früher (bis 1595) dem Kloster Bebenhausen gehörte und „Unserer Frauen Haus“ genannt wurde. Bei der großen Feuersbrunst in Tübingen (im Jahr 1789) brannte dieses Haus ab.

An einem hellen Novembertag des Jahres 1750 gieng Christoph Martin mit seiner Sophie zum Lindele: beide erinnerten sich des ersten Spazierganges dahin mit Wehmuth, versprachen sich ewige Treue und bestimmten, nachdem Christoph Martin seine Studien beendigt habe, in Biberach wieder zusammen zu kommen, während dieser Zeit aber oft an einander zu schreiben[3]).

Des andern Tages gieng Sophie nach Augsburg und Christoph Martin nach Tübingen.

IV.

Noten.

1) Wie Don Sylvio von Rosalva in ein Bild, dessen Orginal er nicht kannte, und Donna Felicia von Cardena in einen schlafenden Feenritter verliebt war, so hier: Christoph Martin und Sophie kannten sich zwar blos vom Hören, waren aber in einander verliebt, lange bevor sie sich sahen.

2) Ein Brief, den Wieland wahrscheinlich von Tübingen aus am 7. März 1751 schrieb, zeigt wohl am besten die ganze Stimmung desselben:

Theuerste Mama!

Ich danke Ihnen zärtlich vor Ihre Liebe vor Ihren Sohn, der sie zwar noch nicht verdient, aber sich bemüht Ihrer würdig zu werden. Die Zeit wird Sie davon überzeugen. Fahren Sie fort mich zu lieben, und mir auch die Gewogenheit meines allerliebsten Papa zu erhalten. Nunmehr will ich auf Dero Schreiben besonders antworten.

1. Daß mein lieber Papa meiner Unbeständigkeit zutraut, daß ich einmal aufhören könnte meine Sophie zu lieben, ist mir leid. Niemalen bin ich Ihr mehr eigen gewesen als jezt. Tausend Leben wenn ich so viel hätte, wären nicht zu viel, sie um eine so unschätzbare Person aufzuopfern. Die ganze Welt ist mir Nichts gegen meine englische und mehr als englische Sophie. Millionenmal lieber zu ihren Füßen sterben, als alle Kronen der Erde ohne sie besitzen. Sie hat ein unschätzbares Herz. So phantastisch als dieses meinem lieben Papa vorkommt, so lieb wäre es mir, wenn er gewiß seyn könnte, daß ich keinen Augenblick ohne die

Liebe meiner Unvergleichlichen leben will. Ich bin gewiß, daß die Vorsicht uns nicht verlaßen wird; aber wenn ich ihrer beraubt werden sollte, so schwöre ich auf das Heiligste, daß ich mein Unglück partout nicht überleben will. Verzeihen Sie mir, meine theure Mama diese Gedanken, welche von einer edlen Passion kommen, die nur mit dem Tode meiner Seele aufhören kann.

2. Die Verse von meiner Geliebten sind unvergleichlich, und ihre Gedanken und Empfindungen zu erhaben zärtlich und englisch, daß ich ganz durchdrungen von Vergnügen und Hochachtung bin. O Himmel! ich soll aufhören können, eine so anbetungswürdige Person zu lieben? Wäre ich wohl der Wirklichkeit mehr werth, wenn ich es thun könnte?

Daß mein liebster Papa den Weg, durch meine Sophie der glückseeligst zu werden, vor schwer hält, dünkt mich zu kleingläubig. Ich werde an meinen Pflichten durch den Beistand Gottes nichts fehlen laßen; und gesetzt, die Frau von G., eine Frau Prediger Zell und andere solche Körper ohne Seele sind mir feind, ja gesetzt, ich habe gar keine Gönner, so ist doch ein vollkommen weises, liebreiches und mächtiges Wesen auf unserer Seite und wird vor uns sorgen; und dieses gilt millionenmal mehr als die Gnade aller Fürsten der Welt. Wehe dem, der dieses nicht glauben kann. Ich danke Gott, daß ich es nicht nur glaube, sondern auch gewiß weiß.

Es scheint nach den jetzigen aspecten in Biberach, daß ich wol niemals da bleiben werde. Und dieses ist mir nicht wenig unangenehm. Ach, allerliebste Mama, was könnte Ihrem Sohn, der Sie so von Herzen hochschätzt, und zärtlich liebt, erfreulicher seyn, als wenigstens einen großen Theil seines Lebens mit Ihnen und Ihrer würdigen und unvergleichlichen Tochter an einem Orte und in Ihrem allerliebsten Umgang zuzubringen. Gewiß ich wollte dieses Glück allen andern vorziehen, doch die Vorsehung Gottes wird auch hierin nach ihrer unendlichen Weisheit und Güte mit und über uns disponiren.

Ich bitte Sie inständigst, meinen allerliebsten Engel recht lieb zu haben, und mir ins künftige recht viel von ihr zu schrei-

ben. Ich lese nichts lieber als Dero Hand und die Briefe meiner theuren Sophie. Erfreuen Sie mich doch ja öfters damit.

Sie sagen, meine theuerste Mama, zu Endes Ihres vortrefflichen Briefchens, ich sollte Sie lieb behalten. O, wie können Sie glauben, daß diese Erinnerung nöthig sey? Ich wünschte sehnlich in meinem künftigen Leben beständige Gelegenheit, Ihnen durch die tiefste Hochachtung und kindlichste Liebe den manchen Verdruß zu ersezen, den sowohl meine übrigen Fehler als auch mein mürrisches und zugleich unbesonnenes Betragen Ihnen öfters gemacht hat. Ich empfehle mich Dero Mütterlichen Zärtlichkeit und bin

Dero gehorsamster Sohn
Christoph Martin Wieland.

Meiner Frau Großmama bitte gelegentlich meinen gehorsamsten Respect zu bezeigen. Ich empfehle Ihnen auch meinen Bruder.

3) Von den Briefen, welche Wieland an Sophie während der Zeit seiner Verlobung mit ihr schrieb, sind nur noch vier vorhanden: drei in deutscher und einer in französischer Sprache. Im dritten Brief schrieb er über diese beiden Sprachen: „Sie machen mir unendlich viel Vergnügen, wenn Sie sich in der Dichtkunst immer mehr üben, wie auch in der deutschen Sprache, welche viel schöner als die französische ist. Die Fabel, welche Sie mir geschickt haben, ist ganz artig, außer daß die Wörter „verbande, fande, erführe“ wider die deutsche Grammatik verstoßen. Es muß „verband“, „fand“ heißen, das e ist unerlaubt. Doch dieses ist eine Kleinigkeit, die ich meiner liebenswürdigen Schwäbin gar gern vergebe. Ihre Prosa ist unvergleichlich, mein Engel, und ich bin gewiß, daß es Ihre Verse auch bald seyn werden.“

Unter diesen vier Briefen Wielands an Sophie ist der erste schon wegen des angehängten Gedichtes der merkwürdigste; er ist am 5. Juni 1752 geschrieben und lautet:

Unschätzbare Freundin!

Ihr Brief ist zu schön, als daß ich ihn antworten könnte. Mit Küßen, mit Thränen der Entzückung, mit gleich edlen Gesinnungen möchte ich Ihnen lieber antworten. Wie zärtlich dankte ich der Vorsicht für Sie! Was für ein himmlisches Herz ist das Ihrige! O glauben Sie, geliebteste Freundin, daß Sie nicht mehr geliebt werden können, als ich Sie lieben werde. Ich bin fähig den unendlichen Werth Ihrer Seele zu kennen und zu lieben, und ich bin stolz darauf. Ich freue mich mit einer süßen Ungeduld auf unser Wiedersehen. Wie himmlisch sollen die Stunden seyn, die wir da verleben wollen! Die Ode, die ich Ihnen schicke, drückt etwas von der großen Empfindung aus, die mir Ihr letztes Schreiben erweckte. Warum bin ich doch kein so schöner Geist als Herr Klopstock! Ich würde gleich auf Ihr liebes Schreiben geantwortet haben, wenn ich Ihnen nicht zugleich meinen „Frühling" hätte übersenden wollen. Ich weiß nicht, ob Sie schon eine deutsche Poesie mit lateinischen Buchstaben gelesen haben.

Weil ich in beiden Gedichten mit Ihnen, himmlische Freundin, rede und Ihnen das sage, was immer meine Gedanken beschäftigt, so will ich hier schließen. Ich umarme Sie auf das Zärtlichste, meine liebenswürdige Sophie, leben Sie vergnügt, und lieben Sie mich. Ja, göttliche Freundin, wir wollen uns ewig lieben, und gewiß, wir werden noch ein Beispiel von Glückseligkeit werden. Ich versichere Ihre Fräulein Schwester und die Fräulein S. meines Respects. Herr B. hat mir einen impertinenten Brief geschrieben, worin er auf das unanständigste von Klopstock und einigen andern Freunden spricht, und mich deswegen lobet, daß ich nicht schreibe wie sie. Ich werde ihm nächstens eine Antwort schicken, aus der er sehen wird, wie sehr er sich betrügt.

Sobald ich von Daphne eine Antwort erhalte, soll sie Ihnen überschickt werden. Wenn Sie, mein Engel, mir gleich antworten, so trifft mich Ihr Brief noch hier an. Denn von heute über 14 Tagen reise ich nach Hause.

Ode.

Tugend! o wie reizend schön bist Du:
Himmelskind! ach kennten Dich die Seelen,
Die vor Dich ein glänzend Nichts sich wählen
Und erkaufen Schmerz um Seelen-Ruh!
O wie würden sie die Stimme hassen,
Die sie jetzt zu süßem Elend ruft,
O, wie flöhen sie aus Circens Zauber-Gruft,
Zu Dir auf die Königlichen Straßen!

Ach daß doch ein schimmernd Nichts uns blendt!
Daß der Weise selbst, der Freund der Wahrheit,
Oft, mit einem Geist voll heitrer Klarheit,
Wie bezaubert sich zum Scheingut wendt!
O, wie glühen jezt die ernsten Wangen,
Da zu spät ihn die Erfahrung lehrt,
Daß sein Arm, indem er Dich begehrt,
Wie Ixion, einen Dunst umfangen.

Englische Sophie, mein Herz, mein Licht,
Du bist selbst, ja Du bist selbst die Tugend;
Aus der Anmuth aufgeblühter Jugend
Reizt sie selbst in Dir ein klug Gesicht.
O wie strahlt aus Deinen schönen Blicken,
Wo mit weisem Ernst sich Anmuth paart,
Eine Seele von Seraph'scher Art,
Fähig mehr als Weise zu entzücken!

Doch Dein Mund, Dein liebenswerther Mund,
Nicht nur schön, wenn ihn die Küsse schließen,
Auch wenn kluge Wörter von ihm fließen,
Macht noch mehr als Deine Augen kund.
Und Dein Brief, in dem Dein Herz sich mahlet
O wie sanft erquickt er meine Brust!
O wie schwimmt sie in äther'scher Lust,
Die mir reichlich Schmerz und Leid bezahlet!

Dich, Sophie, Dich gab der Himmel mir,
Mich zur Tugend liebreich hinzuführen;
Ja, ich war bereit mich zu verlieren,
Gott! du sahest es, und gabst sie mir!
Jezo dring ich sicher durch verwachs'ne Hecken,
Denn ihr redlich Herz verläßt mich nie;
Gott und Weisheit, Tugend und Sophie
Sind bei mir, welch Unfall kann mich schrecken?

O mein Engel, wenn wird einst ein Tag
Mich Dir liebstes Herz auf ewig anvertrauen,
Und mein Glück auf solche Felsen bauen,
Die kein Orkan nicht zertrümmern mag!
Dann bin ich beglückt der Noth entgangen,
Die des Weisen Auge oft benetzt;
Dann wird nie ein Dunst von mir geschätzt,
Denn die Tugend hält mich in Dir umfangen!

Excusés, infiniment chère et aimable amie ces pauvres vers, ce n'est que ma sincère tendresse, qui vous les rendra agréables. Aimez-moi, mon divin, mon aimable cœur, je suis à vous avec la dernière satisfaction et tendresse.

Wieland hat diese Ode nebst andern Gedichten an Bodmer geschickt, der einige Ausstellungen daran gemacht zu haben scheint. Deßwegen schrieb er von Tübingen am 8. Juni 1752: Meine Ode kann ich mir noch am leichtesten verzeihen. Sie ist nicht blos poetisch; sie ist wirklich wahr, und der Vorwurf der romanhaften Liebe ist doch nicht schlimmer, als wenn ich auf die gewöhnliche Art liebte. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, wenn ich glaube, daß man gewissen Geistern ihre Idiotismos lassen müsse. Ohne Zweifel würde ich sehr wenig von der Achtung edler Seelen verdienen, wenn ich mit weniger Entzückung die ersten Zeichen der Liebe einer Person empfunden hätte, der ich die glücklichste Veränderung meiner Seele und meines ganzen Geschicks zu danken habe. Besondere Umstände würden alles deutlicher machen. Meine Liebeshistorie ist sonder Zweifel die außerordentlichste Be-

gebenheit meines bisherigen Lebens. Es ist also ganz begreiflich, daß man sich irren muß, wenn man ohne genugsame Nachrichten davon urtheilt. Dieses aber ist unläugbar, daß ich besser daran gethan hätte, wenn ich meine Liebe nicht der ganzen Welt bekannt gemacht. Dieses ist auch der große Fehler des Herrn Klopstock's. Die Welt kann wohl Pindarische Liebe vertragen, aber keine Klopstockische.

V.

Christoph Martin Wieland in Tübingen.

1750—1752.

Wieland wohnte in Tübingen im Hochmannianum, besuchte anfangs einige Vorlesungen über Jurisprudenz, welche aber nicht nach seinem Geschmack waren, und da er fand, daß der Besuch von Vorlesungen ihm seine beste Zeit koste, so blieb er ganz weg. Auch hielt er sich von Allem, was die Universität angieng, ferne; nicht einmal das academische Bürgerrecht wollte er sich erwerben, weil er glaubte, sein reichstädtisches sei genug.

Dagegen studirte er die Werke von Leibnitz und Bayle mit großem Eifer, las den Lucrez und den Anti-Lucrez von Polinac, welche neben Pope's „Lockenraub" für ihn die einzigen Lehrgedichte waren, die er sich zum Muster nehmen konnte, denn er hatte — wie er später meinte — damals noch keine Ahnung, daß Virgils Georgica ein Lehrgedicht seien.

Unter diesen Beschäftigungen blieb für die Rechtswissenschaften keine Zeit: er überließ sich ganz seiner dichterischen Begeisterung: in der großen Stube und in den langen

Gängen des Hochmannianums lief er stundenlang in vollem Paroxysmus umher und wenn er sich recht durchdrungen und befruchtet fühlte, so schüttete er seine Verse aufs Papier. So wurde er in den drei Monaten: Februar, März, April des Jahres 1751 mit seinem sechs Bücher starken Lehrgedicht „Die Natur der Dinge“ fertig.

Nachdem Wieland eine reinlich geschriebene Abschrift genommen hatte, welche er fortschickte, verbrannte er das Orginal, alle Notizen und Entwürfe. Dadurch wollte er eine Art Schicksalsprobe über sein erstgeborenes Musenkind entscheiden lassen: geht das Manuscript verloren — dachte er — so ist es ein sicherer Beweis, daß das Product seiner Natur nach ein Sterbling und durch kein Mittel zu retten sei. Uebrigens gelangte das Manuscript an seine Bestimmung, nemlich an Professor Mayer in Halle.

Wieland war mit den damaligen Zuständen in der deutschen gelehrten Welt, mit den Männern, welche in derselben eine Stellung einnahmen, fast gar nicht bekannt. Doch wußte er, daß Mayer ein feiner Aesthetiker sei und da ihm die Art gefiel, wie dieser den Messias von Klopstock empfohlen und gegen die Gottschedianer vertheidigt hatte, so schickte er das Manuscript an Mayer, legte ein anonymes Schreiben bei, des Inhaltes, daß Mayer das Gedicht in einigen verlorenen Stunden prüfen und, wenn er es der Bekanntmachung nicht ganz unwerth finde, drucken lassen möge. Der Verfasser bedinge sich im letztern Falle nur 10 Exemplare aus, die Mayer unter der Adresse „à Mr. W.“ in einem Umschlag an Herrn Daiser, Dr. Juris in Rottenburg am Neckar, senden möge. Mayer gerieth in Entzücken und vermuthete alles eher, als daß ein unbärtiger Jüngling der Schöpfer dieses Werkes sein könne, glaubte vielmehr, ein Adeliger aus

Schwaben sei der Verfasser. Er ließ das Gedicht drucken, weil — wie er in der von ihm geschriebenen Vorrede sagte — „es uns Teutschen noch bis jezt an großen Orginal-Lehrgedichten fehle und weil ihm das Gedicht gefallen habe".

Im Sommer 1751 erschien dieses Lehrgedicht, das in ungemein fließenden und wohlklingenden Alexandrinern abgefaßt ist. Es enthält wohl das ganze philosophische Wissen des jugendlichen Dichters: nach demselben ist die gegenwärtige Welt die vollkommenste, die biblische Ansicht gegenüber dem Pantheismus und Materialismus (welche von allen Seiten beleuchtet werden) die einzig richtige. Die Veranlassung zum Gedichte, nemlich der Text „Gott ist die Liebe", variirt durch das Ganze. Das vierte Buch, welches eine warme und zärtliche Schilderung des weiblichen Geschlechts enthält, war besonders für seine Sophie bestimmt. Da der junge Dichter die Liebe zu seiner Geliebten als eine für die Ewigkeit bestimmte voraussetzte, so denkt er sich auch die reine Geisterwelt in zwei Geschlechter getrennt.

Wer einen Geschmack an einem Lehrgedicht findet, welches in Alexandrinern geschrieben ist, wird auch jetzt noch die Natur der Dinge mit Vergnügen lesen, trotz mancher gar jugendlicher Ansichten. Einzelne Stellen sind unvergleichlich schön und wenn auch Wieland in spätern Zeiten sehr streng über seinen Erstling geurtheilt hat, so meinte er doch, daß er „manche Stellen nicht mehr so machen könnte". Zu einer Zeit aber, wo man sich nach Lehrgedichten sehnte, wo Gedichte in fließender Sprache noch zu Seltenheiten gehörten, mußte ein Lehrgedicht, das die damaligen wichtigsten philosophischen Zeitfragen behandelte, das größte Aufsehen erregen und allgemeinen Beifall finden [1]).

Ueber die Aufnahme dieses Lehrgedichtes unter den

Tübinger Studenten erzählte einstens Wieland in Weimar eine gar anmuthige Geschichte. Es habe mit ihm zu gleicher Zeit in Tübingen noch ein Wieland studirt, ein Schneiderssohn aus Ulm, „ein Hoch- und Querkopf, den sein Vater Theologie studiren ließ, weil er kein Wamms zuschneiden konnte und weil er Stipendien für ihn bei den Hochmögenden Herrn in Ulm erbettelt hatte" [2]). Als nun das Gerücht von Halle herkam, es habe ein Student in Tübingen, Namens Wieland, ein Gedicht über die Natur der Dinge herausgegeben, das allgemeines Aufsehen errege, so dachte keine Seele in Tübingen an unsern, wohl aber an den Ulmer Wieland: denn der Dichter war in Tübingen unbekannt, weil er in kein Collegium gieng, blos in der „Faberei" [3]) sich einschloß und, um Niemandem zu begegnen, meist in der Mittagsstunde in der größten Hitze spazieren gieng. Nur konnte man gar nicht begreifen, wie auf einmal die Gabe der Dichtung auf den Ulmer Schneider, den jedermann zum Besten hatte, ausgegossen worden sei, bis dieser den Irrthum selbst entdeckte und von freien Stücken zu Wieland kam und ihm sagte, daß er ganz unschuldiger Weise für einen Dichter gehalten worden sei.

Kaum war das erste Gedicht an Mayer abgeschickt, so trug der junge Dichter schon wieder neue Pläne in sich. Der Beifall, den das erste Werk fand, spornte ihn noch mehr an, neues zu schaffen. Damals war es Mode, Helden aus der deutschen Urzeit zu besingen: er studirte daher mit Fleiß die altdeutsche Geschichte in den Schriften der Römer und Griechen und entwarf dann einen Plan zu einem Epos Hermann. Rasch gieng er an die Arbeit und in wenigen Monaten war er mit den ersten fünf Gesängen fertig. Während er sich in den Ferien in Biberach befand, schickte

er das Fragment mit einem anonymen Brief vom 4. Aug. 1751 an Bodmer nach Zürich, bat um eine Beurtheilung, die er wieder unter einem Umschlag an Dr. Jur. Daiser nach Rottenburg senden möchte. Bodmer war erfreut über dieses Gedicht und es entstand bald ein Briefwechsel zwischen diesem und Wieland, der für die weiteren Lebensverhältnisse des jungen Dichters so bedeutungsvoll wurde [4]).

Uebrigens scheint es, daß Bodmer einige Bemerkungen über dieses Epos gemacht habe, welche Wieland veranlaßten dasselbe noch einmal zu prüfen. Da fand er nun bald, daß es ein übereiltes Werk sei, das den Früchten im Gewächshaus gleiche, daß ein richtiger Grundriß fehle, daß er überhaupt einen ungeschickten Helden gewählt habe. Denn — meinte er — was wir aus den römischen und griechischen Geschichtsschreibern wissen, mache ihn sehr unfähig den Helden einer Epopöe abzugeben, sein Ende sei hierfür zu tragisch. Er wolle daher dem Maler in der Gellert'schen Fabel gleichen und seinen Kriegsgott ausstreichen, d. h. er wolle das Fragment nicht vollenden und nie drucken lassen; wobei es auch blieb.

Damals wurden die Epitres diverses des Baron Georg Ludwig von Bar viel gelesen, fanden bei Wieland großen Beifall und veranlaßten ihn zwölf moralische Briefe in Alexandrinern zu dichten, welche in Heilbronn im Jahr 1752 herauskamen. In denselben wird die Seelenruhe, welche durch Sittlichkeit errungen, als das höchste Gut gepriesen.

Ebenso veranlaßten die Erzählungen, welche Thomson seinen Jahreszeiten einwebte, Wieland im Mai 1752 in reimlosen Jamben seine moralischen Erzählungen zu schreiben, kleine rührende Liebesgeschichten (in denen er

unter dem Namen Serena seine Sophie zeichnete), welche heute noch von jedem jugendlichen Gemüth mit Vergnügen gelesen werden.

Nebenher besang er in demselben Monat in Hexametern den Frühling, ein Gedicht mit vielen zarten Stellen, in welchem der Einfluß Klopstocks sich nicht verkennen läßt. Wieland kannte Thomsons Gedicht über den Frühling, so wie das von E. C. von Kleist über denselben Gegenstand, welches durch Thomson angeregt und ebenfalls in Hexametern gedichtet war; allein er glaubte, daß der Frühling so reich an Schönheiten sei, daß ihn kein Dichter erschöpfen könne und daß er zu seinem Gedicht ein Dessein gemacht habe, welches den Frühling von einer andern Seite zeige, als ihn die großen Vorgänger Thomson und Kleist geschildert haben.

Gleich darauf dichtete Wieland in zwei Gesängen den Anti-Ovid in der freien Versart der poésies fugitives. Hier vertheidigt er die platonische gegen die sinnliche Liebe und zeigt „wie anakreontische Schärze sein sollten“. Uebrigens sind diese Gesänge nicht allein gegen den leichtfertigen Römer gerichtet, sondern ebenso sehr gegen gleich leichtfertige Franzosen, namentlich gegen Crebillon und Ninon de l'Enclos.

Zuletzt dichtete Wieland in Tübingen einen Lobgesang auf die Liebe, der aber erst nach seinem Abgange von dort gedruckt wurde. Derselbe, wie die andern Dichtungen aus der Tübinger Zeit, bilden, wenn man den Hermann ausnimmt, ein Ganzes; sie spiegeln seinen Gemüthszustand, seine Studien und namentlich seine Fortschritte in der Dichtkunst. Der Faden, der durch diese Gedichte sich durchzieht, war die Liebe zu seiner Sophie, daher die Liebe der Grund-

text blieb. Dabei machte er gründliche Studien in der Anatomie des menschlichen Herzens, welche ihn in seinen spätern Werken zum Meister machten.

In den ersten Gedichten sieht man die philosophischen Studien, während in den spätern die Studien in der neuern deutschen Literatur sehr stark hervortreten. In jenen sieht man — wie Wieland später selbst sagte — „daß die Versart und der Reim dem jungen Dichter Fesseln waren, die er mit guter Art zu tragen noch nicht Geduld und Geschmeidigkeit genug hatte," während die spätern Gedichte in dieser Beziehung einen Fortschritt zeigen. Wenn daher Wieland in Tübingen nicht Jurisprudenz studirte, wie er sollte, so benützte er während seines dortigen Aufenthaltes seine Zeit recht gut, indem er mit großem Fleiß sich mehr und mehr ausgebildet hat [5]).

Wenn sich nicht zu allen Zeiten Mythen gebildet hätten, so wäre es uns unbegreiflich, wie sich nach Wielands Tod in der kritischen Universitätsstadt eine über unsern Dichter gebildet hat, nemlich die, daß er in Tübingen in einem Gartenhaus auf dem Oesterberg gewohnt und dort den Oberon gedichtet habe. Ueber den zweiten Theil dieser Mythe braucht man deßwegen nichts zu sagen, da es allgemein bekannt ist, daß der Oberon fast 30 Jahre später entstand. Dagegen ist gegen den ersten Theil um so mehr etwas zu bemerken, als derselbe in allen Lebensbeschreibungen ohne Kritik vorkommt. Wieland sprach vielfach von seinem Tübinger Aufenthalt, hieß ihn immer einen einsiedlerischen, traurigen Aufenthalt; sprach oft von dem klosterartigen Gebäude, in welchem er dort wohnte, aber nirgends von einem freundlich gelegenen Gartenhaus. Bedenkt man aber ferner, daß die Verhältnisse Wielands damals nicht dazu angethan

waren, daß er sich den Luxus einer noch so bescheidenen Villa erlauben durfte und er später selbst sagte, daß er sein Geld zur Anschaffung von Büchern gebraucht habe: so wird diese Sage bald sehr unwahrscheinlich. So lange Wieland lebte, existirte auch in Tübingen von dieser Sage keine Spur. J. G. Gruber, der berühmte Biograph Wielands, berührt in der ersten Ausgabe von Wielands Leben die Mythe vom Gartenhause noch nicht. Erst später, als Gruber nach Tübingen kam und dort nach Erinnerungen an Wieland zur zweiten Ausgabe der Lebensbeschreibung forschte, aber gar nichts fand, nicht einmal das Haus, in welchem der Dichter wohnte, da es schon 1789 abbrannte, — zeigte man ihm ein Gartenhaus auf dem „Oesterberg" als Wielands Wohnung. Uebrigens wurde das Gartenhaus, das Gruber gesehen hatte, bald abgebrochen und es gieng die Sage so nach und nach auf mehrere Gartenhäuser, die auf dem Oesterberg lagen, über, weil poetische Studenten dieselben gerne bewohnten. Eines von diesen wurde auch durch eine Abbildung bekannt.

Die ganze Unwahrheit dieser Sage aber erhellt aus den damaligen Einrichtungen des Hochmannischen Stiftes, nach denen gewiß keinem Stipendiaten erlaubt worden wäre, noch eine zweite Wohnung, und gar eine außerhalb des Thores gelegene, zu beziehen. Der Geist unsers Dichters gieng in diesen Gartenhäusern niemals um und er ist daher gewiß unschuldig an den poetischen Versuchen, welche in denselben zur Ausführung kamen. Wenn je ein Wieland'scher Geist daran schuld wäre, so wäre es höchstens der des obgenannten Ulmer Schneidersohnes.

V.

Noten.

1) Am 10. Aug. 1768 schrieb Wieland an Riedel: „ohne Amors Beistand, der mich im Aug. 1750 durch den ersten Anblick der liebeathmendsten Kreatur, die ich jemals gekannt habe, plötzlich metamorphosirte, würde ich nimmermehr wieder davon — nemlich von einer abscheulichen Menge Seelenblähungen, die er durch Baumers Philosophie bekommen hatte — zurechte gekommen seyn. Das Uebel mußte wirklich groß gewesen seyn, weil sogar die mirabiles amores, welche mir diese Dame (die seit acht Jahren meine Freundin und gute Base ist und damals meine Göttin war) einflößte, und die erstaunliche Veränderung, welche sie in meiner Seele wirkte, dennoch einen so großen Widerstand in der metaphysischen Verwickelung meines Gehirns fand, daß das erste Opfer, welches ihr meine glühende Liebe brachte, ein so seltsamer Zwitter von metaphysischem Schulgewäsche und von der besten Poesie, welche der Gott der Liebe jemals einem jungen Menschen von 17 Jahren eingehaucht hat, war, wie Sie vermuthlich das Lehrgedicht: Von der Natur, mit mir finden werden."

Als im Jahr 1770 die dritte Ausgabe des Lehrgedichtes erschien, schrieb Wieland eine Vorrede dazu, in welcher er sagt: „das System dieses Lehrgedichts hat einen Ursprung, wodurch es sich vielleicht von allen andern Systemen unterscheidet, die seit Erschaffung der Welt zur Auflösung der unauflösbarsten aller Aufgaben ausgebrütet worden sind. Es war die Frucht eines enthusiastischen Spazierganges eines noch sehr jungen platonischen

Liebhabers mit seiner Geliebten, an einem sehr heißen Sommertage des Jahres 1750, nach Anhörung einer etwas kalten Predigt über den Text: Gott ist die Liebe; und wenn die Musen die poetische Darstellung so gewiß eingegeben hätten, als die Liebe das System, so würde es die Nachsicht, womit es im Jahr 1751 aufgenommen wurde, wenigstens von einer Seite gerechtfertigt haben. Doch, die Musen hätten thun mögen, was ihnen beliebt hätte; wenn das Werk nur unter den Augen derjenigen geschrieben worden wäre, für die es anfänglich zunächst bestimmt war! Vermuthlich würde es dann eine ganz andere und gefälligere Gestalt gewonnen haben. Der Verfasser würde von denjenigen Theilen desselben, welche eigentlich in das Gebiet der Einbildungskraft gehören, mehr Vortheil gezogen haben; die unverständliche und einschläfernde Metaphysik des zweiten und dritten Buches würde weggeblieben, der Vortrag nicht so platt und trocken, und das Ganze überhaupt interessanter und mit sich selbst übereinstimmender geworden seyn. Da es aber in einer schwermüthigen Einsamkeit aufgesetzt wurde, und der Verfasser überdieß, zur bösen Stunde, den Gedanken gefaßt hatte, zu einem so antilucrezischen Gedichte den Lucrez zum Muster zu nehmen, so blieb die Ausführung schon aus diesen beiden Ursachen weit unter der ursprünglichen Idee, zumal da der Dichter in einem Alter war, wo man impatiens limae zu seyn pflegt, und der letzte Vers des sechsten Buches kaum auf dem Papier stand, da, vermöge einer andern Untugend dieses Alters, schon der Plan zu einer neuen Unternehmung sich aller seiner Aufmerksamkeit und Zuneigung bemächtigte."

2) Wieland hat seinen Namensvetter etwas gar gering taxirt. Dieser war der Sohn eines Schneiders, welcher sein Handwerk bald aufgab und Thurmwächter wurde. Dieser Sohn war am 13. Sept. 1723 geboren und bezog die Universität Tübingen 1748. Nach vollendeten Studien wurde er im Ulmischen Gebiet Pfarrer, zuerst in Ettlenschies und 1761 in Bernstadt; er starb am 16. April 1792.

3) Faberei hieß man das Hochmannische Stift, nach dem

damaligen Administrator desselben, Johann Gottlob Faber, Professor der Geschichte an der Universität.

4) In einem der ersten Briefe, welche Bodmer an Wieland nach Tübingen schrieb, forderte er ihn auf, eine Selbstbiographie zu senden. Unser Dichter kam diesem Wunsch nach und schickte seine Lebensbeschreibung mit einem Brief vom 6. März 1752 ab. Dieselbe ist in jeder Beziehung so bezeichnend, daß sie hier folgen mag.

„Sie befehlen mir, Ihnen genaue Umstände von meinem Leben zu geben. Ich würde sehr anstehen dieß zu thun, wenn ich nicht versichert wäre, daß Sie mich einer Gelegenheit würdigen, welcher ich alle Offenherzigkeit eines Freundes schuldig bin; ich will so viele, besonders kleine Umstände meines kurzen Lebens als mir einfallen, anführen, woraus Sie leicht (und vielleicht mehr als meiner Eitelkeit angenehm seyn wird) eine vollständige Idee von mir ziehen werden.

Man hat in meiner ersten Kindheit eine besondere Ernsthaftigkeit und Zärtlichkeit an mir bemerkt, die sich auch in Spielen äußerte. Meine Eltern, denen die Vorsehung sehr wenige Glücksgüter und desto mehr Redlichkeit und Liebe zu mir gegeben, zogen mich sorgfältig auf. Bis in mein vierzehntes Jahr legte ich theils unter meinem Vater, theils unter andern Lehrern Gründe im Latein, Griechischen, Hebräischen, in der Mathematik, Logik und Historie. Ich liebte die Poesie von meinem eilften Jahre an ungemein. Gottsched war mir damals magnus Apollo, und ich las seine Dichtkunst unaufhörlich. Brockes war mein Leibauctor. Ich schrieb eine unendliche Menge von Versen, besonders kleine Opern, Cantaten, Ballete mit Schildereyen nach Art des Herrn Brockes. Ich pflegte deßwegen schon mit der ersten Morgenröthe aufzustehen, weil ich des Tages über keine Verse machen durfte. Im zwölften Jahre übte ich mich sehr in lateinischen Versen, und weil ich in meinen kindischen Gedanken zu stolz war, kleine Versuche zu machen, so schrieb ich ein Gedicht in 600 Versen im Genre Anacreons von dem Echo, und ein großes Gedicht in Distichis von den Pygmäen, welches eine Satyre auf eines Rec-

tors Frau war, und wobey ich den Vers des Juvenals zum Grunde legte:

Et levis erecta consurgit ad oscula plauta.

Werden Sie nicht verdrüßlich, daß ich Sie so lange mit den kindischen Bemühungen meines Knabenalters aufhalte; ich würde alles übergangen haben, wenn es nicht vielen Einfluß in der Art gehabt hätte, wie mein Gemüth tournirt worden ist. Ich verbrannte schon damals die meisten dieser saubern Werklein, die mir meine Mama nicht rettete. Ich liebte die Einsamkeit sehr, und brachte oft ganze Tage und Sommernächte im Garten zu, die Schönheiten der Natur zu empfinden und abzuschildern. Ich lernte auch ein wenig zeichnen. Im vierzehnten Jahr schickte man mich nach Kloster Bergen bey Magdeburg, eine der besten Schulen in Deutschland. Hier legte ich Gründe in allen philologischen, mathematischen und philosophischen Wißenschaften, wie auch in der Theologie, der ich gewidmet war. Sobald ich aber im fünfzehnten Jahr über Wolfen und Baylens Dictionnaire kam, abandonnirte ich Alles um die Philosophie. Ich las viele französische Piecen von Fontenelle, d'Argens, Voltaire. Damals machte ich nach Art des Pygmalions des H. Hyacinthe einen philosophischen Aufsatz, worin ich aus philosophischen Prinzipiis, die ich durch einen Syncretismum der democritisch-leibnitzischen Lehren herausbrachte, zeigen wollte, wie die Venus gar wohl hätte, ohne Zuthun eines Gottes, durch die innerlichen Gesetze der Bewegung der Atomen, aus Meerschaum entstehen können und dadurch den Schluß machte, die Welt könne ohne Gottes Zuthun entstanden seyn. Ich bewies aber in eben dieser Schrift, daß Gott nichts desto weniger als die Seele dieser Welt existire. Dieser Aufsatz fiel meinen Lehrern in die Hände, und machte mir viel Verdruß, welcher noch größer würde gewesen seyn, wenn nicht meine übrige Aufführung so sehr moralisch gewesen wäre. Unterdeßen meditirte ich doch immer, glaubte nichts ohne Prüfung, und fiel endlich in Zweifel wegen der Wirklichkeit Gottes, die mir viele Thränen und schlaflose Nächte kosteten. In diesen zwey Jahren, als ich in Bergen war, fand ich an einem gewissen Herrn Gräter, einem meiner Lehrer, einen andern Vater. Er

gab sich viele Mühe mein Herz zu bilden, und es gelang ihm ziemlich, da er mich vollkommen kannte, und ein Menschenfreund war. Ich las damals auch Herrn Breitingers Dichtkunst, Hallers Gedichte, den Messias und eine Menge kritischer Schriften. Ich hatte in der Zeit, von meinem zwölften bis ins sechszehnte Jahr, fast alle Auctoren des goldenen und silbernen Zeitalters gelesen, Livium, Terentium, Virgil, Horaz; Cicero aber liebte ich am meisten. Im sechszehnten Jahr kam ich nach Erfurt zu einem Anverwandten, der mich viel Gutes und Böses in der Philosophie lehrte. Ich prüfte aber Alles; war eine Zeitlang Materialist, und kam endlich auf die Spuren einer wahren Philosophie. Erst alsdann gefiel mir die Theodicee, weil sie mit den Meditationen, auf die ich selbst gerathen war, oft coincidirte, und ich verband ihre Lectüre mit Bayle und Bruckern. Um dieselbe Zeit ging ich mit einem epischen Gedichte um, von dem ich ein gutes Stück in deutschen Hexametern anfing. Ich verließ dieses Sujet, weil es eine Götterfabel war. In Erfurt hatte ich keinen Freund, denn ich fand Niemand, der Geschmack und Liebe zur Tugend in sich verband. Im siebzehnten Jahre mußte ich nach Hause; ich blieb den Sommer über im Jahr 1750 zu Biberach. Ich wurde abwesend mit einer Base bekannt, deren Seele ich mit der meinen so vollkommen harmonisch fand, daß ihr zur Gleichheit nur meine Fehler gebrachen. Ihre Freundschaft, und endlich auch ihr obwohl kurzer Umgang, machte mich plötzlich zu einem ganz andern Menschen. Kaum ging mit dem Junius Brutus eine solche Veränderung vor. Aus einem flüchtigen und zerstreuten Kopfe, ward ich gesetzt, zärtlich, edel; ein Freund der Tugend und Religion. Ich kam hierauf hierher, um, wie mir befohlen war, Jura zu lernen. Ich fand aber keinen Geschmack daran, und fuhr also fort, doch mit einigem, und vielleicht nicht ungegründetem Widerwillen, die sterilen schönen Wissenschaften und Philosophie zu treiben. Ich schrieb im Februar, März, April des 1751. Jahrs das Lehrgedicht, im Mai den Lobgesang auf die Liebe, im Juni und Juli den Hermann. Ich habe hier keine Lehrer gehabt, sondern beständig allein studirt. Der Mangel des Umgangs mit geschickten Leuten und Freunden hat mir sehr ge-

schabet. Ich bin immer allein, und ich fürchte, daß mich dieses etwas farouche und pedantisch machet, so sehr mir beides zuwider ist.

Meine künftige Lebensart macht mich oft besorgt; ich wünschte, daß ich bestimmt wäre, junge Leute auf einem Gymnasium in den Wissenschaften zu unterrichten, zu denen ich aufgelegt bin. Ich soll auch zu dem Ende auf den Herbst nach Göttingen gehen, um womöglich als Magister legens so lange zu bleiben, bis sich mein Schicksal mehr entwickelt. Doch ich bitte Sie hierin um Ihren gütigen Rath.

Da mein Hauptstudium gewesen, den Menschen kennen zu lernen, die Vorurtheile in mir zu tilgen, und der rechten Weisheit nachzustreben, so hat dieses meine Art zu denken und zu handeln etwas besonders gemacht, und es ist Jemand, der befürchtet, es möchten diejenigen, die mich befördern könnten, eben so von mir sagen, wie der Minister beym Herrn von Bar —

Il s'est gaté l'esprit pour devenir un sage,
Il a su réussir, je le plains, c'est dommage.

Doch ich hoffe, daß mich die Vorsehung nicht ganz unbrauchbar finden, und mir eine Gelegenheit anweisen wird, wo ich erst recht werde anfangen können in den Wissenschaften etwas vor mich zu bringen. Eben jener schlimme Prophet hat meinen Charakter in den Charakter des Thomas in der Messiade gefunden, und mich däucht, hierin hat er Recht.

Ich muß noch zur Geschichte der Abenteuer meines Verstandes hinzufügen, daß ich jederzeit die Schriftspötter und die boshaften Esprits forts, Voltairen, d'Argens, Edelmann, la Mettrie verabscheuet. Ich nahm mir damals vor, vielleicht der erste Nachfolger Spinozas zu seyn, darin, daß ich dem Kopf nach ein Freydenker, und im Herzen der tugendhafteste Mann wäre. Ich fand aber bald, daß ohne Gott und Religion keine Tugend ist. Herr Gräter schloß immer aus meiner Redlichkeit und unermüdeten Wißbegierde, daß ich nach allerhand Touren und krummen Wendungen, endlich die gebahnte Straße, die beßte, finden werde.

Doch zweifle ich, ob ich, ohne die besondere Schickung der Vorsicht, so glücklich aus diesen Labyrinthen herausgekommen wäre."

5) Die Schriften, welche Wieland während seines Aufenthaltes in Tübingen ausarbeitete, sind:

1. Die Natur der Dinge, ein Lehrgedicht in 6 Büchern, mit einer Vorrede von G. F. Mayer. Halle bei Hemmerde 1751. 8. 30 Xr.
2. Zwölf moralische Briefe in Versen. Heilbronn 1752. 8. 24 Xr.
3. Anti-Ovid, oder die Kunst zu lieben. Amsterdam (Heilbronn) 1752. 8. 8 Xr.
4. Erzählungen. Tübingen 1752. gr. 8. 30 Xr.
5. Der Frühling. Tübingen (?) 1752.
6. Lobgesang auf die Liebe. Ebend. 1753. 8. 6 Xr.

VI.

Christoph Martin Wieland's

Zurückkunft von Tübingen ins Elternhaus.

Juni — Oct. 1752.

Im Juni 1752 verließ Wieland Tübingen, um seine Eltern in Biberach zu besuchen, in der Hoffnung dort mit seiner geliebten Sophie zusammen zu kommen.

In Tübingen hatte Wieland zwar nicht die Rechtswissenschaften studirt, dagegen sich eine Masse Kenntnisse erworben, welche sein Talent so zu verwerthen wußte, daß er Werke hervorbrachte, die ihm in der deutschen Literatur einen solchen Namen erwarben, wie vor ihm keinem Mann in diesem Alter: denn Wieland zählte noch nicht 19 Jahre. Durch diesen Ruhm kam er mit bedeutenden Männern in Briefwechsel, namentlich mit den Schweizern, Bodmer und Breitinger, durch deren Vermittelung er eine feste Stellung zu erlangen hoffte.

Der Vater wollte nicht gerne von seinem ersten Plan abgehen, nemlich aus seinem Sohn einen Juristen zu bilden und sprach deßhalb demselben zu, sich jetzt nach Göttingen zu begeben, dort Jurisprudenz zu studiren, sich den Doctors-

titel zu erwerben, um die Aussicht auf die höchsten Würden in seiner Vaterstadt sich zu verschaffen; vor der Hand aber sollte er sich in Göttingen als Privatdocent habilitiren. Andere Pläne hatte der Sohn: er wollte eine Professur an einem Gymnasium und hoffte eine derartige Stelle bälder als eine andere erhalten zu können, wobei er sich der schönen Hoffnung hingab, bald seine Sophie sein eigen nennen zu können. Da er aber wohl einsah, daß er wegen seiner Jugend nicht sogleich einen derartigen Posten erhalten könne, so wollte er sich für jetzt um eine Vorbereitungsstelle umsehen.

Herzog Carl von Braunschweig stiftete damals nach dem Muster der „Collegs" an den englischen Universitäten das Carolinum in Braunschweig, das er mit Professoren und Tutoren versah. Wieland that Schritte, um dort eine Tutorsstelle zu erhalten [1]). Da sich aber diese Hoffnungen nicht realisirten, so setzte er sein Vertrauen auf die Schweizer Freunde, durch die er eine Hofmeisterstelle und später eine Professur zu erhalten hoffte [2]).

Zu jener Zeit befanden sich die Schweizer Freunde in dem berühmten Kampf mit den Leipzigern: einem Kampf, der in der Geschichte der deutschen Literatur eine große Epoche ausmachte und für unsern Dichter von der größten Bedeutung wurde.

Wenn ein Mathematiker ein Tonwerk in arithmetische Regeln auflöst, so ist er dazu vollkommen berechtigt; wenn er aber glaubt, daß man mit diesen Regeln ein Tonwerk hervorbringen könne, so befindet er sich in demselben Irrthum wie die Alchymisten der alten und neuen Zeit, die einen lebendigen Körper zuerst verbrennen und glauben, aus der übrigen Asche wieder einen lebendigen Körper hervorbringen zu können. Dasselbe gilt auch von den Philosophen;

sie können aus vorhandenen Kunstwerken Regeln der Schönheit abstrahiren, aber niemals mit denselben Kunstwerke schaffen, weil dieß nur das Genie kann, das sich nicht einmal immer an diese Regel bindet [3]).

Gottsched [4]) war ein ästhetischer Alchymist: er abstrahirte die Regeln des Schönen nach den Werken der hoffähigen Franzosen und stellte dieselben als die allein zum Schönen führenden dar, welche allein als Maßstab bei der Beurtheilung eines Dichterwerkes gelten können.

Gottsched war ein glücklicher Mensch: er gieng mit der Mode und war deßwegen in der Mode; denn damals war der französische Geschmack in Deutschland in der höchsten Blüthe; von den deutschen Höfen und Höflein gieng die Bewunderung des Franzosenthums und die Verachtung des deutschen Wesens aus. Namentlich stand hier oben an der so vielfach bewunderte König Friedrich der Zweite von Preußen, dessen Bewunderung der französischen Literatur und der französischen Dichter und Gelehrten seiner Bildung, und dessen offene Verachtung der alten und neuen deutschen Literatur [5]) seiner Politik entsprach. Von diesem Zeitstrom ließ sich Gottsched treiben und da er an der Spitze der tonangebenden Journale stand, so konnte er die damalige deutsche poetische Welt tyrannisiren, wie keiner weder vor noch nach ihm. Wehe dem jungen Talent [6]), das nicht nach den Gottsched'schen Regeln oder, was auf dasselbe hinausläuft, nicht nach dem Muster der französischen Classiker dichtete: es wurde von Gottsched und den Gottschedianern zerhackt.

Unter diesen Verhältnissen war für die deutsche schöne Literatur in Deutschland selbst kein Platz und sie mußte daher dahin flüchten, wo keine deutschen Höfe und keine deutschen Professoren waren, nemlich nach der Schweiz. Von dorther

wurde der heftige Kampf gegen die undeutschen deutschen Schöngeister geführt unter der Führung von Bodmer und Breitinger. [7]) Diese fanden das Schöne in der Poesie nicht im Verstand allein, stellten die Form nicht als das höchste dar, sondern suchten die Quelle der wahren Poesie im Gefühl und in der Phantasie. Die englischen Dichter von Shakspeare an wurden als Muster aufgestellt, deren Werke zwar nicht die Regelmäßigkeit der Franzosen, dagegen aber mehr Natur und damit mehr wahre Poesie haben. Die größte Kezerei in Gottsched's Augen begieng aber Bodmer dadurch, daß er an den Minnesängern, am Nibelungenlied, am Parcival ꝛc. Poesie fand und sie zum Theil zuerst herausgab, um das Publikum zu veranlassen Geschmack an diesen altdeutschen Gedichten zu finden [8]).

Bei diesem schweren Kampf suchten die Schweizer neue Bundesgenossen, namentlich verbanden sie sich mit jungen strebsamen Talenten. So hatte schon früher Bodmer den jungen Klopstock zu sich eingeladen, was auch derselbe annahm und bei Bodmer wohnte (im Jahr 1750). Ebenso wurde jetzt unser junger Dichter von Bodmer eingeladen, und Wieland nahm mit Vergnügen an; denn außer den schon angeführten Gründen zog ihn dorthin das Verlangen auch einmal unter Schöngeistern zu leben und ihr Leben und Wirken in der Nähe zu sehen [9]). Er wäre auch sogleich nach Zürich gereist, wenn er nicht die Ankunft seiner geliebten Sophie in Biberach hätte abwarten wollen.

Der Ankunft Sophiens standen immer neue Hindernisse im Wege, und mehrmals fürchtete Wieland, sie werde gar nicht nach Biberach kommen, weßwegen er manchmal sehr ungeduldig, mißmuthig, ja traurig gestimmt war. Zwar suchte er derartige Stimmungen durch neue Entwüfre und

Arbeiten zu zerstreuen, allein häufig vergebens [10]). Doch endlich, als er schon fast alle Hoffnung aufgeben wollte, erschien seine „englische Sophie", noch kurz vor seiner Abreise.

Es läßt sich leicht begreifen, mit welch liebenswürdigem Stolz Sophie ihren berühmt gewordenen Bräutigam, und mit welcher Seligkeit dieser wieder seine Braut begrüßte, nach der er sich seit zwei Jahren immer gesehnt und die er so vielfach in Gedichten, welche ihn so berühmt gemacht haben, verherrlicht hatte. So weit es die Zeit erlaubte, wurden die alten Spaziergänge aufgesucht, namentlich aber der in den Garten, von dem man „zum Lindele" wandelte, wo man vielleicht dießmal der Aussicht mehr Aufmerksamkeit schenkte, als beim ersten Spaziergang. Aber auch noch von einem andern Spaziergang berichtet die Sage.



Biberach.

Der berühmte Name des Sohnes, der mit Männern [11]), wie Bodmer und Breitinger, in lebhafter Correspondenz

stand, rührte das Herz des Vaters und er versöhnte sich täglich mehr mit den Plänen und Bestrebungen des Sohnes. Daher veranstaltete er eine Abschiedsfeierlichkeit und versammelte Verwandte und Freunde zu einem gemeinsamen Spaziergang nach Birkendorf.

Birkendorf liegt gleich vor der Stadt und bildet jetzt einen Theil derselben; damals aber war es ein zum Spital Biberach gehöriges Dorf. Von der Stadt führten zwei Wege dorthin: der eine bildet die Landstraße nach Ulm, der andere, der mit Obstbäumen besetzt war, gieng mitten durch die Wiesen (wo jetzt der Bahnhof steht und den man die Ehestands-Allee hieß, weil jeder Bürger bei seiner Verehlichung dort einen Baum setzen lassen mußte).

Den letztern Weg schlug die Gesellschaft ein, an deren Spitze das Brautpaar stolz voranschritt, um in der obern Stube des an der Riß reizend gelegenen „Haberhäusle" noch einmal mit dem jungen Dichter einen Mittag zuzubringen. Hier trug er ein von ihm verfaßtes Abschieds-Gedicht vor, in welchem er mit feurigen Farben den Baum, seine Blüthen und Früchte besang, den er einstens bei seiner Verheirathung in die Ehestands-Allee setzen lassen wolle.

Des andern Tages (15. Octbr.) fuhren in aller Frühe drei glückliche Leute zum Grabenthor hinaus: nemlich Wieland, seine Sophie und seine Mutter, um über Waldsee nach Ravensburg zu gelangen, wo die Frauenzimmer einige Tage bei der verwandten Merk'schen Familie verweilten; während unser Dichter nach einem schmerzlichen Abschied gleich nach Schaffhausen eilte, um dort am 17. Octbr. (Vormittags zwischen 10—11 Uhr) mit Schinz zusammen zu kommen.

Unter den Mitarbeitern an den Bodmer'schen Zeitschriften befand sich Schinz, Pfarrer in Altstetten bei Zürich, auf

den Wieland noch in Tübingen aufmerksam geworden war und über den er an Bodmer sehr anerkennend schrieb, weßwegen dieser Schinz veranlaßte einen Brief an Wieland zu schreiben. Bald entstand zwischen beiden eine Correspondenz, welche um so lebhafter wurde, als jeder von beiden eine „Daphne“ hatte, über welche sie ebenso wie über ästhetische Angelegenheiten einander schreiben konnten.

Zur Zeit, als Wieland in Schaffhausen mit Schinz zusammentraf, war dieser auf Besuch im Landhause des mütterlichen Oheims seiner Braut, des Herrn Billeter in Wesperspühl am Rhein. Dorthin giengen die beiden neuen Freunde, blieben einige Tage dort und dann wurde der junge Dichter von den Verlobten im Triumph nach Zürich geführt, wo Bodmer den Jüngling mit offenen Armen empfieng.

VI.

Noten.

1) An Bodmer schrieb Wieland von Tübingen (11. April 1852): „Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Hofmeister in Braunschweig werden könnte, ob ich gleich zweifle, daß ich die Geschicklichkeit habe, jungen Cavaliers nützlich zu sein. Meine ernsthaftesten Absichten erstrecken sich nicht weiter als auf ein Professorat in einem Gymnasio, und womöglich auf Umständen, die mir noch einige Freyheit lassen. Ich habe gegen alle Academien einen großen Widerwillen, und würd' es für eine Strafe meiner Sünden halten, wenn ich die Pflicht hätte, einer Menge ungezogener und wilder Jünglinge Sachen vorzusagen, die sie zum Theil nicht verstehen, zum Theil nicht hören, oder doch nur hören, um sie sogleich wieder zu vergessen, und für die ein Lehrer zu gut ist, der, wider die Gewohnheit academischer Lehrer, sich um ihr wahres Bestes interessirt, und seine Kräfte und Nächte dazu anwendet, die glückseligmachende Wahrheit mit ihnen vertrauter zu machen."

Dann an Schinz (Tübingen 18. April 1752): „Ich wünsche schon lange von hier erlöst zu seyn. Aber mir ekelt so sehr vor dem academischen Leben, daß ich mir das Schicksal eines magistri legentis nicht wünsche. Ich würde mich recht glücklich halten, wenn ich eine Hofmeisterstelle auf dem Carolino zu Braunschweig erhalten könnte. Bitten Sie doch Herrn Bodmer für mich, daß er, wenn es möglich ist, mich jemanden empfehle, der mir dieses, an sich kleine, aber nach meinen jetzigen Umständen sehr große Glück verschaffen könnte. Wenn dieses auf künftigen Herbst ge-

schehen könnte, so wollte ich, ehe ich nach Sachsen gienge, Sie besuchen."

2) Wieland schrieb an Schinz (Biberach 15. Juli 1752): „Ich wünsche länger bei Ihnen zu seyn, als Sie denken, und ich wünsche bei Ihnen eine Arbeit zu haben, die mich auf meine künftige Lebensart vorbereite. Wenn ich also unter folgenden Bedingungen einen vornehmen jungen Herrn aus einer distinguirten Familie in Zürich unterrichten könnte, so würde ich desto lieber nach Zürich gehen. Erstens: müßten seine Eltern so viel Discernement besitzen, daß sie selbst einige Einsicht in die Wissenschaften und eine wahre Gelehrsamkeit hätten. Zweitens müßte dieser Jüngling etliche Jahre jünger als ich, und schon über die ersten Elemente hinweg seyn; denn die Grammatik kann ich keinem lehren, weil ich selbst nicht viel davon verstehe. Drittens müßte seine Gemüthsverfassung von der Art seyn, daß ich Ehre an ihm einlegen könnte. Es müßte ein junger Xenophon seyn, so wollte ich versuchen, ob ich Sokrates seyn könnte. Gelehrt kann ich keinen machen, aber Disposizionen zur Weisheit und Tugend kann ich, mit dem Beistand Gottes, in einem erwecken, oder vielmehr denjenigen, die schon natürliche Dispositionen dazu haben, Weisheit und Tugend bekannter und beliebter machen. Wenn Sie jemand wissen, bei dem sich diese drei Punkte finden, so schreiben Sie mirs, und entdecken auch alsdann Herrn Bodmer meinen Antrag."

3) „Die Grazie tanzt nach unstudirten Gesezen,
Und ohne Guidos Kunst entzückt Philomele die Flur.
Bleib Du der Empfindung getreu, und der ungeschmückten Natur,
So kannst Du, auf meine Gefahr die andern Regeln verlezen."

Neuer Amadis I. 16—19.

4) Johann Christoph Gottsched, geb. 1700 in Judithenkirch in Preußen, studirte zu Königsberg, ward 1733 Professor der Poesie und Philosophie in Leipzig, wo er 1766 starb. Er gehörte vollkommen zur Wolf'schen Schule, schrieb nach Wolf

ein Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften, übersetzte die Theodicee des Leibnitz, gab das philosophische Wörterbuch von Bayle deutsch mit recht guten Anmerkungen heraus. Am meisten Aufsehen machte seine Schrift: Versuch einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen, worin er seine Regeln des Schönen aufstellt, die übrigens keine andern sind, als die des Aristoteles, nach den Ansichten des Franzosen Batteaux. Im Jahr 1727 trat Gottsched an die Spitze der Leipziger Deutschen Gesellschaft, veranlaßte 1730 diese ihre Schriften und Uebersetzungen herauszugeben. Vom Jahr 1732 an gab er verschiedene kritische Zeitschriften heraus: Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache; das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit; die vernünftige Tadlerin, und veranlaßte seinen Schüler und Freund Schwabe, die Belustigungen des Verstandes herauszugeben. Er verfertigte nach seinen langweiligen Regeln auf die langweiligste Art die servilsten Gelegenheits-Gedichte auf fürstliche Geburts-, Hochzeits- und Trauertage, besang ebenso die Kaiserin Maria Theresia, wie den König Friederich II. von Preußen und den König August von Polen. Als das ächte Muster, wie eine Tragödie geschrieben werden sollte, schrieb er das Trauerspiel der sterbende Cato, das aber nur eine schlechte Ueberarbeitung der gleichnamigen Tragödie von Addison ist. Außerdem lieferte er im Verein mit seiner Frau, Louise, geb. Kulmus, Uebersetzungen der Tragödien des Racine, Corneille, Voltaire und anderer. Ein wirkliches Verdienst erwarb sich übrigens Gottsched durch Herausgabe verschiedener Sammelwerke, besonders ist sein nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen Dichtkunst heute noch von großem Werthe, denn es enthält ein sorgfältiges Verzeichniß älterer Fastnachtspiele. Mysterien, Singspiele, Komödien und Tragödien der Deutschen.

5) Friedrich II. erklärte: Lieder wie das Nibelungenlied seien keinen Schuß Pulver werth.

6) Gottsched war ein heftiger Gegner der religiösen Poesie und nannte den zu jener Zeit so sehr gefeierten Klopstock nur den „Klopfstock" oder den „sehr affischen Dichter."

7) Johann Jakob Bodmer ist geb. den 19. Juli 1698 zu Greifensee, einem Dorf bei Zürich, wo sein Vater Pfarrer war. Schon frühe zeigte er einen anhaltenden Fleiß und zeichnete sich durch seine Fortschritte in fremden Sprachen sehr aus. Sein Vater bestimmte ihn zum Theologen; er fand aber am Studium der Gottesgelahrtheit ebenso wenig, wie am Kaufmannsstande, Geschmack, um so mehr aber an dem Studium der Geschichte und der Literatur. Im Jahr 1725 wurde er in Zürich Professor der helvezischen Geschichte. Nach dem Tod seiner Gattin und Kinder legte er im Jahr 1775 seine Stelle nieder und lebte auf seinem Landgut bei Zürich, wo er am 2. Jan. 1783 starb. Seine Gedichte sind jetzt wenig gelesen; dagegen erregte damals sein Epos Noah, seine Patriarchaden und seine Dramen große Bewunderung. Große Verdienste erwarb er sich durch seine ästhetischen und kritischen Werke: vom Wunderbaren in der Poesie, Discurse der Maler (welche er in Gemeinschaft mit Freunden, namentlich mit Breitinger, herausgab). Die größten Verdienste um die deutsche Literatur erwarb er sich durch die Herausgabe altdeutscher Gedichte (der Nibelungen, der Minnesänger :c.), um den Sinn für nationale Poesie zu wecken.

Johann Jacob Breitinger ist am 1 März 1701 zu Zürich geboren, studirte Theologie, wurde in seiner Vaterstadt (1745) Professor der griechischen Sprache und Kanonicus am Münster, starb den 15. Dec. 1776. Seine hieher gehörigen Schriften sind, außer den in Gemeinschaft mit Bodmer herausgegebenen: Kritische Dichtkunst (Zürich 1742. 2 Bde.) und Kritische Abhandlung von der Natur, den Ansichten und dem Gebrauch der Gleichnisse. (Zürich 1740.)

8) Wieland schrieb von Tübingen (6. März 1752) an Bodmer: „Sie machen mich ganz verliebt in meine alte Landsleute die Minnesänger. Mir fehlt nur die genaue Kenntniß der Sprache, die mich alle Schönheiten empfinden ließe, die oft in einem Ausdruck oder in einer einfältigen Wendung bestehen, welche nur der bemerkt, der den Genium der Sprache kennt. Werden Sie nicht bald das übrige aus der Manessischen Sammlung herausgeben? Wenn sich nur ein Uebersetzer fände, der alle Lieder und Gedichte,

6*



die man von Winsbecke und seiner Frau, Walthern, Veldig u. s. w. hat, in unsere heutige Mundart übersezte, ohne ihnen etwas zu nehmen oder zu geben."

9) Wieland schrieb an Schinz (Tübingen 29. Febr. 1752): „Wie oft wünsche ich mich zu Ihnen nach Zürich, oder zu einem Klopstock, der mich nicht kennt, obgleich mein Auge so oft nach ihm geweint hat." Dann: „Ich habe einige Fähigkeit, ein Freund eines Freundes von Klopstock zu seyn. Ich kann zärtlich lieben, und bin voll Begierde und Bemühung, mich eines edlen Freundes würdig zu machen. Ich bin auch neugierig, den Verfasser der lyrischen Gedichte (Uz) zu kennen, und von den Umständen des Herrn von Kleist und Herrn Gleims Nachricht zu erhalten."

10) An Schinz schrieb Wieland (Biberach 15. Juli 1752): „Beklagen Sie mich, daß man mich der kostbaren Hoffnung beraubt, meine Geliebte zu sprechen. Ich zittre jezt noch zwischen Furcht und einem kleinen Reste von Hoffnung und Zutrauen, daß es vielleicht der Vorsicht gefallen möchte, mir meinen unschuldigen Wunsch zu gewähren. Aber etwa in vierzehn Tagen wird alles decidirt seyn. — Wenn man mir meine Freundin nicht zu sprechen erlaubt, so komme ich in mindestens sechs Wochen nach Zürich. Da sollen Bodmer und Sie mich trösten, und mich meiner Sophie würdiger machen."

An denselben schrieb Wieland am 8. Sept.: „Ich muß meine theure und aller meiner Hochachtung und Zärtlichkeit würdige Freundin erwarten, welche den 1. oder 2. Octbr. hier seyn wird, indem ihre ganze Familie hierher gebracht wird. Ihr Umgang ist mir unumgänglich nöthig, um mich meinem Bodmer, dem verehrungswürdigsten Sterblichen, den ich aus Schriften kennen gelernt, so zu zeigen, daß er diesen sonderbaren Jüngling an mir findet, den er erwartet. Meine liebe Freundin hat außerdem in dem verflossenen Jahr wegen verschiedener Vorfälle so viel Mißvergnügen erlitten, daß es eine Barbarei wäre, wenn ich ihr diese Probe der Freundschaft, etliche Wochen länger auf sie zu warten, versagte. Ich würde auch, wenn ich sie nicht zu sehen bekäme, so niedergeschlagen und zerstört zu Ihnen kommen, daß ich mich schwerlich erholen würde; und wie wenig

würde ich die Projekte ausführen können, welche ich auf Zürich verspart habe. Wenn ich nur eine Woche in dem Umgang dieser unschätzbaren Person, deren Liebe ich soviel schuldig bin, zugebracht habe, so bin ich im Stande, munter und vielleicht thränenfrei von ihr auf etliche Jahre, wenn es sein müßte, zu scheiden, und meine Seele, mein Witz, mein Herz wird alle die Vortheile erhalten, die ich in meiner Ode beschrieben habe. Sie sehen, mein Geliebter, daß ich gute Ursache habe, meine so lang erwünschte Reise zu Ihnen zu verzögern, und ich mußte sie Ihnen anzeigen, damit Sie nicht glaubten, ich sey so leichtsinnig, die Glückseligkeit, bei Bodmer zu seyn, nicht genug zu schätzen. Nur meine Sophie, sonst nichts auf der Welt, kann mich abhalten zu diesem theuersten Freund und zu Ihnen zu eilen. Wenn Sie sie nur eine Stunde sprechen könnten, würden Sie sagen, daß sie es werth sey."

Ferner (5. Octbr.): „wenn ich meine Freundin nicht noch vorher sehe, so bedaure ich Sie und mich. An meiner Stelle wird alsdann ein verdrießlicher, geistloser, stummer, zerstreuter Mensch kommen, der erst nach und nach aufleben wird." Dagegen schrieb Wieland am 11. Octbr. an Bodmer: „Eben jetzt kommt die Unvergeßliche, die ich so lange und so sehnlich erwartet. Meine Freude ist zu groß und zu unvermuthet, als daß ich Ihnen etwas mehr schreiben könnte, als dieses, daß meine Abreise zu Ihnen noch einige Tage aufgeschoben werden muß. Nur meine Freundin kann mich von dem erhabenen Vergnügen, welches mir mein Aufenthalt bei Ihnen verspricht, und auch diese nur einige Tage zurückhalten. Sie, mein theurer Schinz und meine übrigen Freunde werden der wichtigste Gegenstand unserer Unterredung seyn."

11) Am 7. Aug. schrieb Wieland an Schinz: „Ich danke Ihnen recht sehr für das Bildniß des unschätzbaren Bodmers; meine Eltern lieben dieses werthe Bild ungemein, und betrachten es immer, und preisen die Vorsehung, welche mich zu diesem verehrungswürdigen Mann führt, welcher so ganz nach meinem Herzen ist, und zugleich so ungemeine Vorzüge vor mir hat, daß die kleinste Zeit, die ich bei ihm zubringen werde, mir

nützlicher und angenehmer seyn wird, als meine bisher halb gelebten und halb geträumten Jahre. Wie freue ich mich auf meine Reise! Doris ist noch nicht hier, und ich weiß noch nicht ob sie kömmt."

12) Von Tübingen aus schrieb Wieland auf den ersten Brief an Schinz: „ich empfand diese Aufwallung des Herzens, diesen inwendigen Ruf der Natur, diese Art von Sympathie, welche ähnlichen edlen Herzen anzeigt, daß sie für einander geschaffen sind. Wie sehr bin ich erfreut, Sie näher kennen zu lernen, von Ihnen geliebt zu seyn, Sie meiner Liebe versichern zu können. — Ich danke der Vorsicht für Sie, mein Freund. Mein zärtliches Herz hat sich, seitdem es sich fühlt, darnach gesehnt, die Liebe der Edlen zu verdienen. Aber ich habe bisher fast ganz ohne Freude leben müßen, und der Himmel läßt mich in Zürich finden, was ich noch nirgends gefunden habe."

In einem spätern Brief schrieb Wieland an denselben: „Ein einziger Freund, wie Sie sind, ersezt mir genugsam das Misvergnügen der traurigen Jahre, die ich ohne Freunde zubringen mußte. Welch ein himmlischer Affect ist die Freundschaft! Wie schön kann sie edle Seelen bilden! Ich habe bisher der Freundschaft wenig zu danken gehabt: die Liebe ist mir zu Hülfe gekommen, und ohne sie würd' ich weder ein Dichter noch Ihr Freund seyn."

Von Biberach aus schrieb Wieland im Juli an Schinz: „Der Brief Ihrer theuersten Daphne hat mir ungemein gefallen; ich preise Sie glücklich, mein Theurer, daß Sie von ihr geliebt werden, die Vorsicht segne Ihre Liebe, und laße Sie mir und allen Kindern der Tugend ein Beispiel der Glückseligkeit seyn. Was meine Doris und mich betrifft, so war vielleicht durch außerordentliche Fügung bestimmt, in dieser Welt getrennt zu seyn und zu leiden. Die Ewigkeit, in der wir uns wiedersehen und reiner lieben und unzertrennt besitzen werden, ist der Leiden weniger Jahre wohl werth."

VII.

Christoph Martin Wieland's
Aufenthalt in Zürich in Bodmer's Haus.

Octbr. 1752 — Juni 1754.

Bodmer nahm den jungen Dichter „wie einen jungen Klopstock auf" und Wieland betrachtete Bodmer wie einen zweiten Vater.

Wieland beschränkte vor der Hand seinen Umgang auf einen kleinen Kreis: nur mit Bodmer, Breitinger, Schinz und Heß verkehrte er. Um seine Liebe und Dankbarkeit gegen Bodmer zu zeigen, vollendete er die schon in Biberach angefangene Abhandlung von den Schönheiten des Epischen Gedichts Noah, gab mit einer Vorrede die Sammlung der Züricherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottsched'sche Schule (1753—1754) und das Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes heraus. Außerdem erschien noch von ihm: Gebet eines Christen; Gebet eines Deisten, veranlaßt durch das Gebet eines Christen; Briefe von Verstorbenen an hinterlassene

Freunde, wozu Wieland durch ähnliche Briefe der Engländerin Elisa Rowe veranlaßt wurde; endlich die Prüfung Abrahams in 3 Gesängen. Es ist dieß das einzige biblische Gedicht Wielands, zu dem Bodmer Veranlassung gab: es wurde nach einem von Bodmer entworfenen Plan gedichtet, in dessen Hause geschrieben, „in eben dem Zimmer und an eben dem Tische verfertigt, woran Bodmer wechselweise bald an seiner Uebersetzung Homers, bald an einer von den kleinen Epopöen, wozu ihm die Familie Abrahams den Stoff gab, arbeitete; und sehr wahrscheinlich würde es ohne diesen Umstand und aus selbsteigener Bewegung nie von unserm Dichter unternommen worden seyn."

Trotz dieser großen literarischen Thätigkeit des jungen Mannes ruhte Anfangs die Correspondenz mit Sophie nicht, die immer noch im elterlichen Hause in Biberach war; allein im November wurde dieselbe einseitig, da zwar Wieland schrieb, er aber von Biberach keine Antwort erhielt. Dieß beunruhigte ihn nicht, theils weil die neuen Verhältnisse und die vielen Arbeiten ihn sehr in Anspruch nahmen, theils weil er von den im Elternhause ausgebrochenen Mißverständnissen entfernt keine Ahnung hatte. Obschon die Mutter das Verhältniß ihres Sohnes mit Sophie von Anfang an unterstützte, so zeigte sich bald eine Eifersucht, da sie glaubte, Sophie entziehe ihr gar zu viel Liebe; es sah sich daher Wieland genöthigt, schon von Tübingen aus seine Mutter zu beruhigen, so daß das alte Verhältniß hergestellt wurde. Allein dieselbe glaubte sich beim Abschied von Ravensburg etwas von ihrem Sohn vernachläßigt und es entwickelten sich die alten Regungen von da an immer mehr, so daß Sophie manchmal bittere Worte hören mußte, welche die Vielgeprüfte mit Geduld und Sanftmuth ertrug.

Dazu kam noch, daß die Erziehung, welche Sophie genossen hatte, ihr freiere Umgangsformen gegeben hatte, als die Frau Pfarrerin, die in ihrem ganzen Leben nur in kleinlichen Verhältnissen lebte, für passend fand. Als nun ein junger Vetter nach Biberach von einer Reise nach Zürich zurückkam und nicht allein Briefe und Grüße von Wieland brachte, sondern auch vieles von diesem zu erzählen wußte: in wie angenehmen Verhältnissen der junge Dichter an den anmuthigen Gestaden des Zürichersees lebe, wie willkommen er in allen Kreisen der lebenslustigen Schweiz sei, wenn er sie nur besuchen wolle; wie geehrt und geachtet er von den bedeutendsten Männern in Zürich sei, wie von Bodmer, Breitinger, Heß und anderen; welche innige Freundschaft er mit Schinz und dem lieblichen Dichter des Frühlings Kleist (der sich damals als preußischer Werbeoffizier in Zürich aufhielt) geschlossen habe: da erwachte bei Sophie das Verlangen, immer noch mehr von diesen Erzählungen zu hören, bei der schon gereizten Mutter aber eine Eifersucht für ihren Sohn. Sophie bat den Vetter, er möchte sie recht oft besuchen, damit sie recht viel von Wieland höre und von ihm sprechen könne, und der Vetter benützte recht oft diese Einladungen des schönen Bäschens. Die Mutter fand diese Einladungen und Besuche im höchsten Grade unpassend, und bald kam es zu Erklärungen, die zuletzt aber auf Sophie den Eindruck machen mußten, als ob sie von Wieland ausgiengen, nach denen sie daher die Verbindung von ihm als aufgelöst ansah, das Wielandsche Haus in Biberach verließ und nach Augsburg zurückkehrte.

Dr. Gutermann hielt niemals viel auf die aussichtslose Verbindung seiner Tochter mit dem jugendlichen Dichter,

der nie eine Brodwissenschaft studiren wollte, und die jetzt schon lange Jahre dauerte; und da Sophie sich mit ihrer zweiten Mutter nicht stellen konnte, so suchte der Vater den Riß noch mehr zu erweitern und eine ihm vernünftig scheinende Verbindung einzuleiten. Zum zweitenmal sah sich die arme Sophie verlassen: sie fühlte sich jetzt wieder so einsam und traurig wie zur Zeit, bevor sie ihre erste Reise nach Biberach machte; nur war ihr jetziger Aufenthalt im elterlichen Hause, wo sie unter ihrer ersten Mutter ihre erste Jugend verlebt hatte, viel unfreundlicher als damals.

In Augsburg hielt sich damals der kurmainzische Rath La Roche auf, der mit der Gutermann'schen Familie bekannt wurde und so die trauernde Sophie kennen lernte. Als geistreicher Menschenkenner erkannte er sogleich die Vorzüge Sophiens und sah, wie sehr es der Stiefmutter darum zu thun war, ihre Töchter aus dem Hause und unter die Haube zu bringen. Daher warb er um Sophie, die nicht ohne Kampf und nach einem starken Druck von Seiten der Eltern mit schwerem Herzen ihr Jawort gab.

All dieß Wieland selbst zu schreiben, konnte sie sich nicht entschließen und so setzte sie einen Brief an ihre Stiefmutter auf, in welchem sie schrieb, daß sie ihre Verbindung mit Wieland als von ihm aufgelöst ansehen müsse und sich mit Herrn von La Roche vermählen werde. Diesen Brief schickte die Frau Doctor Gutermann Anfangs December 1755 an Wieland, womit sie die Verlobung ihrer Tochter ihm anzeigte. Wieland war nach langem vergeblichem Harren auf einen ganz andern Brief gefaßt.

Der Schrecken und Schmerz, welchen der Dichter bei dieser Nachricht empfand, die Bestürzung seiner Freunde,

welche wohl wußten, wie gerade die Liebe zu seiner Sophie ihren Wieland zum Dichter gemacht hatte, läßt sich leichter fühlen als beschreiben. In der ersten Aufwallung wollte er das freiwillig vollziehen, was einstens Sophie auf strengen Befehl ihres Vaters hatte thun müssen: alle Andenken an seine Brautschaft zerreißen, zerbrechen und die Stücke dem Feuer übergeben. Er warf ein kleines Bildniß seiner Sophie auf den Boden und zertrat es, bis das Glas zerbrach; aber plötzlich bereute er seinen Vorsatz: vielleicht erwachte in ihm wieder die Liebe, welche ihm noch einen Hoffnungsschimmer zeigte. Jedenfalls hob er das Bild wieder auf und ließ es nach einer arg zugebrachten [1]) Nacht des andern Tages wiederherstellen.

Als er acht Tage nachher einen eigenhändigen Brief von Sophien erhielt, in welchem sie ihm ihre Liebe absagte, nicht ohne Beschuldigung, daß er es gewesen, der das Band zerrissen habe, antwortete Wieland ruhig [2]), ohne seinen Schmerz zu verbergen. Und diese ruhige Art zu schreiben, welche wohl nicht ohne Einfluß und Rath der Freunde entstand, veranlaßte einen weitern Briefwechsel, an welchem sich sogar Herr von La Roche betheiligte [3]) und der das Gute hatte, daß die Betheiligten sich versöhnten, kein Theil dem andern Schuld an der Trennung zuschob, und beide das Ganze als eine Fügung Gottes ansahen.

Die Leere, welche aber die Trennung von Sophien in seinem Herzen verursachte, der Schmerz der zurückblieb, konnte nur mit der Zeit unter Beihülfe der liebreichen Freunde und durch neue Studien geheilt werden. In dieser Zeit dichtete er Lieder, in denen er seinen Schmerz schilderte, die er aber nicht drucken ließ, die aber in Zürich noch als Manuscript vorhanden sind. Dann gab er drei Hymnen

auf Gott und die Sonne — wovon zwei vom Dichter bei spätern Ausgaben unterdrückt wurden —, dann zwei Oden auf die Geburt und Auferstehung des Erlösers heraus. Endlich fieng er mehrere Arbeiten, wie die Sympathie an, die aber erst später herauskamen.

Bei Bodmer und Breitinger fand er theilnehmende Herzen und vielfache geistige Anregungen; bei Schinz in Altstetten ein ländliches Pfarrleben, das ihn an seine eigene Kindheit erinnerte und eine jugendliche Familie, zu der es ihn gerade um jene Zeit gar so sehr hinzog. Mit dem Frühling machte er einen längern Ausflug nach Winterthur zu neu erworbenen Freunden, und übergab von dorther einen schon früher ausgearbeiteten Plan zu einem künftig zu gründenden Erziehungs-Institut — ohne Nennung seines Namens — dem Druck.

Wieland war als Schriftsteller schon so sehr bekannt, daß man den Verfasser bald errathen hatte, und da der Plan Beifall fand, so traten zwei Schweizer (ein Patricier und ein Kaufmann) mit Wieland in Verbindung, um den Plan zur Ausführung zu bringen. Auch Spalding schrieb hierüber an Wieland und forderte ihn auf nach Berlin zu kommen, um die Leitung einer Erziehungs-Anstalt zu übernehmen, welche ein Herr von Arnim auf einem seiner Güter in der Mark Brandenburg einrichten wollte [4]). Da er aber sich von seinen treubewährten Freunden nicht trennen konnte, so nahm er dieses Anerbieten nicht an; und da der erste Plan sich nicht so schnell ausführen ließ, so gieng er auf einen neuen Vorschlag ein, nemlich die Erziehung der Söhne des Herrn von Grebel in Zürich zu übernehmen.

Nicht ohne wehmüthige und dankbare Gesinnungen schied am 24. Juni 1754 Wieland aus dem Hause des väterlich

gesinnten Freundes, dem er so vieles — namentlich während des tiefsten Schmerzes in seinem Leben — zu danken hatte: er sprach seine Gesinnungen in einem Brief an Bodmer aus und freute sich in derselben Stadt, in der dieser ausgezeichnete Mann war, noch einige Jahre leben zu können [5]).

VII.

Noten.

1) Nun denket, was für eine Nacht
Der gute Ritter in einer solchen Lage,
So trostlos einsam, zugebracht!
Es war die längste bitterste Nacht,
Die je vor seinem Todestage
Ein armer Sünder durchgemacht.
Dem Manne, der mir Schaf' und Rinder
Und Haus und Hof und Weib und Kinder
Geraubt, geschändet und umgebracht
Hätte, — ich wünsch' ihm weder Acht,
Noch Kirchenbann, auch nicht von Mäusen
Gefreßen zu werden im Mäusethurm,
Wie Bischof Hatto, noch von Läusen
Wie König Herodes, noch im Sturm,
Von tausend grinsenden Toden umgeben,
Sechs Tage in einer mastlosen Jacht
Auf Wogenspitzen im Meer zu schweben;
Ich wünsche ihm eine solche Nacht!

Gandalin, oder Liebe um Liebe,
8tes Buch.

2) An Sophie Gutermann.

Zürich, den 12. December 1752.

Erlauben Sie mir, meine Wertheste, Sie zu erinnern, daß wir uns tausendmal in dem Angesicht Gottes zugesagt haben,

uns so lange zu lieben, als wir die Tugend lieben würden, und wir meinten damals, daß das soviel sey als ewig. Sollte diese Zusage itzt ungültig seyn? Sollte Ihre neue Verbindung die zärtliche Zuneigung unserer Seelen, die sich auf die wahre Liebe des Guten und Schönen gründet, hinwegnehmen? Nein das halte ich für unmöglich! Sie müßten aufhören, die unschuldige, großmüthige, scharfsinnige und erhabene Sophie zu seyn, oder ich müßte mich in das Gegentheil verwandeln, wofür Sie mich einst hielten. Wenigstens kann bei mir diese ewige Freundschaft, die ich Ihnen so oft gelobte, dadurch nicht zeitlich werden, daß Sie mit einem braven Mann verheirathet sind; was hat Ihre Vermählung wider unsere Freundschaft, daß eine die andere aufheben sollte? Laßen Sie also denen, welche sich nach ihrer niedern Art zu denken, einbilden, unsere Liebe höre jetzt auf, ein thätliches Dementi geben, und ungeachtet wir uns, wie ich hoffe, in dieser Welt nimmer sehen werden, mit dem Herzen und durch unsere gemeinschaftliche Liebe zur Tugend, und durch redliche Wünsche für unser beider Wohl, vereinigt bleiben, damit wir uns in jenen seligen Gegenden wiedersehen mögen, in denen Ihre Seele sich selber und mich wieder erkennen und, wenn Engel weinen können, noch alsdann eine zärtliche Thräne weinen wird, daß Sie Ihrer Bestimmung in dieser Welt unvorsichtiger Weise ausgewichen.

Es ist nichts was mich wehmüthig macht, als der Verlust solcher Hoffnungen, die vielmehr jenes als dieses Leben angehen, mit denen ich mir in der angenehmsten Zeit schmeichelte, da mir die Vorsicht Ihre Bekanntschaft und Liebe gegeben hat.

Und so leben Sie denn wohl, meine Geliebte, leben Sie auf ewig wohl! Seyn Sie immer so glücklich, als Sie ohne Zweifel jetzt sind; ja wenn es zur Zufriedenheit Ihres Herzens gehört, so möge Ihr Gewißen Sie immer auf dem Gedanken laßen, daß ich zuerst das Band gebrochen, das uns einst verbunden hat. Leben Sie glücklich mit Ihrem künftigen Gemahl, und erlauben Sie mir, daß ich mit unveränderter Hochachtung und Freundschaft mich unterschreibe Ihren ergebensten Freund und Diener Wieland.

3) An Herrn von La Roche.

Zürich, den 19. März 1754.

Wohlgeborner Herr, Hochgeschätzter Freund!

Es ist mir eine herzliche Freude, daß dieses außerordentliche, werthe Geschöpf, welches ich ehedem mit so innigem Vergnügen mein nannte, und ewig mein zu nennen hoffte, da es mir genommen ward, an einen so edelmüthigen und seinen Werth so gut empfindenden Besitzer gekommen ist, wie Sie, mein vortrefflicher Freund, in Ihrem verbindlichen Schreiben sich mir gezeigt haben. Ich liebte diese werthe Abtrünnige (vergeben Sie mir diesen Ausdruck) so uneigennützig, als ich glaube, daß es in diesem irdischen Gewande möglich ist. Ich erduldete daher ihren Verlust, von dem ich ihr selbst nur wenig Schuld beymeßen kann, in Absicht meiner, mit Gelaßenheit und Muth. Aber eben weil ich sie selbst und ihre Glückseligkeit liebte, konnte ich darüber nicht gleichgültig seyn, wie es ihr gehe, und an was für ein Ufer sie das Schicksal auswerfe. Wie sehr haben Sie mich nun erfreut, da Sie mir durch die tugendhaften, klugen und edlen Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem Brief entdecken, eine Gewißheit gegeben, daß meine ewig theure Serena bei Ihnen wohl angebracht sey, und durch Sie glücklich werden könne. Dieser Gedanke ist mir so angenehm, daß er mich an meinen Eigennutz nicht denken läßt. Erlauben Sie mir aber die Eitelkeit, wenn es eine ist, Ihnen, mein Herr, zu gestehen, daß mir das eine noch lebhaftere Freude gemacht hat, daß Sie einen Theil der Glückseligkeit, die Ihnen Ihre vortreffliche Gemahlin giebt, auf meine Rechnung schreiben zu können glauben. Wie glücklich wäre ich, wenn ich mir mit genugsamem Grunde schmeicheln könnte, daß es wirklich so sey. Ein solches Vergnügen wäre wohl werth, so theuer erkauft zu werden, denn, gewiß, die süße Empfindung, die der Schöpfer mit dem Bewußtseyn, etwas zum Glück eines würdigen Menschen beygetragen zu haben, vergesellschaftet hat, ist viel feiner und entzückender als alle Freude der Liebe. Doch ist an dem, — — haben sich die innern Schönheiten der liebenswürdigen Sophie durch meine Liebe noch mehr entwickelt, — hat sie mir nicht geschmeichelt, da sie ehedem selbst diese Sprache redete, und

sich so sehr freuete, daß es eigentlich nur für mich selbst sey, wenn ich sie auszubilden und zu verschönern bemüht sey — — und macht dieses Sie, mein Herr, in dem Besitz Ihrer Sophie nur um einen Grad glücklicher, als Sie ohne das gewesen wären — welch' eine süße Vorstellung ist das für mich! Wie angenehm ist mir hiebei die Versicherung, die Sie mir geben, daß Sie in Ihren vergnügtesten Stunden sich meiner mit Freundschaft erinnern. Glauben Sie mir, mein werther Herr und Freund, das sind Empfindungen meines Herzens, Empfindungen, die sich selbst belohnen, und die mich nicht unglücklich werden laßen, ob ich gleich eine Sophie verloren habe. Mit vollem Herzen wünsche ich Ihnen nun eine immerwährende Glückseligkeit im Besitz Ihrer Geliebten. Der Himmel segne und erhalte Sie einander zu Ihrer gemeinschaftlichen Freude viele glückliche Jahre. Meine Freundschaft für den würdigen Besitzer Serenas ist so groß, als meine Liebe zu ihr.

Erlauben Sie mir noch hinzuzusetzen, daß Sie mich durch nichts angenehmer verbinden können, als durch das, was Ihnen selbst das leichteste und angenehmste ist, wenn Sie Ihre Geliebte so sehr, als sie es werth ist, das ist unendlich viel, hochschätzen, denn die Vorsehung hat Ihnen ein sehr seltenes Kleinod anvertraut. Ich hoffe mit dem besten Grund, daß die gute Sophie für alle ihre Leiden und Widerwärtigkeiten, an denen größtentheils auch meine Liebe eine unglückliche, obwohl unschuldige Ursache gewesen ist, nun durch Sie, mein Herr, werde belohnt werden. Diese Hoffnung beruhigt mich sehr und macht auch Sie noch viel schätzbarer in meinen Augen. Ich habe die Ehre, mit wahrer Hochachtung und Ergebenheit zu verbleiben

sehr werther Freund
Ihr gehorsamer Diener
Wieland.

An Frau Sophie von La Roche.

Zürich, den 20. März 1754.

Wertheste Freundin!

Das Wichtigste, was ich aus Ihrem Schreiben ersehe, ist daß Sie glücklich sind, und an dem edelmüthigen La Roche einen

Gemahl gefunden haben, der Ihren Werth einsehen und auch belohnen kann, wenn anders belohnen in dieser Welt nicht zu viel ist. Ich bin hierüber so zufrieden, als ich für meine eigene Ruhe immer wünschen kann. Von der ersten Minute an, da ich Sie liebte, bis itzt, hätte ich allemal Ihre Glückseligkeit mit der meinigen, wenn ich hätte wählen müssen, mit Freuden erkauft; itzt sehe ich Sie glücklich, ohne selbst unglücklich zu seyn, und, alles was dabei wider meine ehemaligen Wünsche ist — doch ich will gar nichts mehr hiervon schreiben, auch nichts von der kleinen Rechtfertigung Ihres Bezeugens gegen mich. Ich bin ungemein erfreut, wenn Sie Sich selbst hierüber genug thun können; doch erlauben Sie mir mit meiner alten Freymüthigkeit zu sagen: Sie sollten lernen, Sich, wenn es nöthig ist, Unbilligkeiten zu unterwerfen, wovon Sie schreiben, daß Sie es nicht können. Die größten und besten Menschen haben sich von uralten Zeiten her müßen gefallen laßen, sich zuweilen Unbilligkeiten zu unterwerfen, und wenn man das nicht will, so muß man nur in eine andere Welt gehen. Menschen von unserer Art, welche von der Unschuld und Heiligkeit eines Erzengels so weit entfernt sind, als ihre Thronen von unserm Staub, solche Menschen thäten wohl, wenn sie Geduld und Demuth lernten, denn es geziemt denen, welche sich mit reinem Gewissen von aller Unbilligkeit gegen andere nicht freysprechen können (welcher Mensch kann das?), auch von andern Unbilligkeiten ertragen zu können. Ich will nicht einmal davon sagen, daß unser werthes Selbst insgemein sehr fertig ist, alle Schuld auf andere abzuwälzen, ihre Vergehungen gegen uns zu Gebürgen zu vergrößern, und hingegen unsere eigenen Handlungen immer im schönsten Licht zu betrachten. — Ich weiß nicht, wie weit sich diese Gedanken für Sie schicken, weil ich in der That nur sehr unvollkommen von den Zufällen unterrichtet bin, durch welche ich meine Sophie verloren habe, ich schreibe auch dieses gar nicht, um Sie anzuklagen, sondern nur meinem Herzen genug zu thun, welches gewohnt war, Ihnen ganz frey zu sagen, wenn mir dieses oder jenes in Ihren angenehmen Briefen misfiel.

Ihre Allegorie, das schöne Gebäude in der Wildniß, hat mir

wegen seiner artigen Erfindung und Ausbildung sehr wohl gefallen. Ich wünsche und hoffe, daß aus dem Ruin, von dem Sie reden, ein weit schöneres, dauerhaftes und nicht so einsiedlerisches Gebäude hervor steige: meine eigenen süßen Träume möchte ich wohl mit einem Zauberschloß vergleichen, welches auf den Wink einer mächtigen Fee plötzlich aus der Erde hervorkommt, aber ehe sich's der gute Ritter Don Fulgoran, oder wie er sonst heißt, versehen konnte, wieder in Luft zerfließt. Es scheint in der That, die Vorsehung habe ein gar zu großes irdisches Vergnügen für mich nicht dienlich befunden, und mich von selbstgemachten eigennützigen Systemen eines glücklichen Lebens abgewöhnen wollen. Indeßen ist doch meine Liebe etwas sehr reelles gewesen, und ich bleibe Ihnen für alles Gute und Schöne, das ich derselben zu danken habe, ewig verbunden.

Die Art, wie Sie in Ihrem Schreiben Sich Ihrer Freunde in Zürich erinnern, rührt mich sehr, und giebt mir viel zu denken. Liebste Sophie, lassen Sie mich noch einmal offenherzig mit Ihnen reden! Erinnern Sie Sich an die Zeiten, da Sie gewiß waren, daß ich Sie, und vielleicht allein kenne — — Glauben Sie gewiß, daß ich noch eben diese Sophie in Ihnen sehe, die ich vor etlichen Jahren bewundernd geliebt. — Seyn Sie versichert, daß ich Ihre zärtliche, erhabene Seele ewig lieben werde. — Erinnern Sie Sich auch, ich bitte Sie, daß ich im Besitz Ihres Herzens (nicht Ihrer Person) und seiner Sympathien mit dem meinigen, für meine süßeste Glückseligkeit hielt — und urtheilen Sie nun, ob ich ohne Wehmuth gedenken kann, daß diese Sympathie nur ein Traum meiner Liebe gewesen. Nein ich darf und will es nicht glauben, ich will mich immer mit der werthen Hoffnung ermuntern, daß eine andere Welt mir Gerechtigkeit widerfahren lassen werde.

> Dort trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
> Die Du einander, Natur, bestimmtest!

Ich habe noch Ihr Porträt, ein werthes Hülfsmittel, um meinem Herzen, in Erinnerung Ihres geliebten Bildes, beyzustehen. Da ich jetzt kein vorzügliches Recht vor Ihren übrigen Freunden daran habe, so erwarte ich von Ihnen und von Herrn von

La Roche, wie Sie darüber disponiren wollen. Gefällt es Ihnen, es mir zu lassen, so werde ich es als ein ganz neues Geschenk mit Erkenntlichkeit annehmen. Und nun leben Sie wohl, und genießen Sie aller der Güte des Himmels, und der wahren Glückseligkeit, die auch ich für Sie zu erbitten niemals aufhören werde.

Wieland.

4) An Bodmer.

Winterthur, den 2. Juny 1754.

„Daß ich im höchsten Grad bedauernswürdig bin, und daß in der That eine Serena, und leider eine unglückliche Serena, in der Welt ist, werden Sie, mein unschätzbarer Freund! aus dem traurigen Brief sehen, den ich Ihnen hiebey zuschicke. Sie werden nun ohne Zweifel, mit mir und den drey Personen, die in diesem Hause von meiner Geschichte wißen, überführt werden, daß meine Sophie unschuldig ist, und daß es ein Schicksal ist, das mich des liebenswürdigsten und redlichsten Mädchens beraubt hat; — ein dem ersten Ansehen und den Empfindungen nach, die es zuerst erweckt, herbes unglückliches Schicksal, aber welches doch im Grunde weise gut und heilig, wie unser Urheber ist. — Ich faße mich, so gut mir möglich ist, und gewiß die Versicherung, daß sie Serena ist, gibt mir eine so reine, innige und bleibende Freude, daß kein Schmerz und keine intereßirte Empfindung vor ihr aufkommen kann. Nun habe ich die sicherste Hoffnung, diese Seele, die unserer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit, mit der vollendesten Zufriedenheit wieder zu sehen. Was für Empfindungen wird dieses Wiedersehen geben! Mein lieber Herr Profeßor! ich weiß, daß Sie sehr durch diesen Brief werden gerührt werden, es werden Ihnen wie mir allerlei Mittel einfallen, die wir, wenn wir früher gewußt hätten, was wir jetzt wißen, hätten anwenden und wodurch wir vielleicht unsere theure Unglückliche hätten retten können. Sie werden auch bemerken, daß es ein recht wichtiger Umstand ist, daß der Brief, den sie an mich geschrieben zu haben meldet, ehe sie noch die Verbindung mit mir aufgesagt, mir nicht zugekommen ist; denn Sie wißen, daß ich zehn Wochen lang, bis auf den letzten Brief, worin sie mir absagt, immer vergeblich auf Briefe von ihr gewartet habe. Auch dieses ist Schicksal; ohne Zweifel

hätte sich die ganze Scene ändern müßen, wenn uns der Brief zugekommen wäre, und das hat nicht seyn sollen. Jetzt weiß ich nichts beßeres und meiner Liebe und meinem Charakter gemäßeres zu thun, als nach meinem besten Vermögen diese theure Seele zu trösten, sie zu versichern, daß ich von ihrer Unschuld überzeugt bin, sie an die Weisheit und Güte dessen, der die Schickungen lenkt, zu erinnern, und die fast erliegende Großmuth in ihrem unschuldvollen und erhabenen, aber ungemein zärtlichen und in der That verwundeten Herzen wieder aufzurichten. Ich will mich so viel möglich alles dessen enthalten, wodurch ich ihre Zärtlichkeit für mich vermehren, oder den Schmerz über unsere Trennung vergrößern könnte; ich will wenig von meinem eigenen Verlust reden, so groß er ist; ich will anstatt die Sprache der Leidenschaft, die meiner wahren Gesinnung gemäßeste Sprache eines tugendhaften und weisen Freundes reden, der zwar wie Voltaire im Zadig sagt: sait respecter la foiblesse de la nature humaine, der aber auf eine geschickte Art, eine an sich großmüthige Seele wieder zu sich selbst zu bringen weiß. Meine größeste Freude ist hiebey, eine Probe einer wahren Liebe abzulegen, und zu zeigen, daß die platonische Liebe bey mir keine Schimäre ist. Dergleichen Freuden sind für mich Ambrosia; für eine einzige solche Empfindung lasse ich den weisen Schüler des Anakreon oder Ovids herzlich gerne ihre nektarne Becher und ganze Welten voll rosenwangiger Mädchen aus Mohameds Urparadise."

5) Wieland an Bodmer.

Zürich, den 24. Juny (Morgens) 1754.

„Mich dünkt ich habe Ihnen ungemein viel zu sagen, und doch kann ich nicht zu Worten kommen; ob ich mich gleich oft anzufangen bemühe. Ich will auch diesmal lieber schriftlich mit Ihnen reden; ich hoffe auch, auf diese Art mich besser ausdrücken zu können als mündlich; doch werde ich immer nur einen kleinen Theil von meinen Empfindungen für Sie zeigen dürfen, weil ich mich schäme, so viele Worte von etwas zu machen, welches ich in der That zu beweisen nicht vermögend bin.

Ich denke jetzo, da mich die Veränderung nöthigt, Ihr Haus

zu verlassen, an die selige Schickung zurück, die mich zu Ihnen gebracht hat. Was für eine glückliche Periode meines Lebens geht von diesem Zeitpunkt an! Ich kann mit Wahrheit sagen, daß meine Hoffnung, so schön sie war, weit unter dem was ich wirklich erfahren habe, zurückgeblieben ist. Wie theuer und liebenswürdig sind Sie mir jetzt, da ich durch Zurückschauen auf die lange glückliche Zeit, die ich mit Ihnen durchgelebt habe, mir einen richtigen und vollständigen Begriff von Ihrem Charakter und Leben mache! Hier muß ich Ihnen viel verschweigen, ob es sich gleich in meinem Herzen hervordrängt, aus Furcht der geringsten Aehnlichkeit mit einem Schmeichler. Sie haben die ganze Güte Ihres vortrefflichen Herzens über mich ausgebreitet; Sie waren väterlich für mich besorgt, und nahmen den zärtlichsten Antheil an meinen unglücklich scheinenden Begebnissen. (Die Geschichte mit meiner Sophie hat Sie und Herrn Breitinger mir so groß und liebenswürdig gezeigt, daß ich auch mit meinem kühnsten Wunsch, keine edleren Freunde wünschen kann, als Sie beyde mir vorkommen, wenn ich solche Eigenschaften des Herzens, zu so ausnehmenden Vorzügen des Geistes hinzusetze.) Ihre Güte gegen mich ist so groß gewesen, daß Sie mich aller Vertraulichkeit eines Freundes gewürdigt haben, und Ihre liebreiche Herablaßung ist so weit gegangen, daß Sie mich den äußerlichen Unterschied des Alters und Standes, nur durch einen höhern Grad, von dem was eigentlich Weisheit genennt zu werden verdient, haben merken lassen. Sie haben mir alle Gelegenheit, mich zu verbessern, gegeben; meine Erkenntniß ist bey Ihnen nicht wenig erweitert worden, und was würde für eine Schmach auf mir liegen, wenn mein Herz, in dem vertrautesten Umgange mit einem Herzen wie das Ihrige, nichts gebeßert worden wäre!

Wie edelmüthig und mit welcher zärtlichen Art haben Sie meine Fehler getragen und gebessert; Wohlthaten, deren Andenken in gewissem Maße schmerzlich für mich ist, weil ich Ihnen nur zu vielen Anlaß eine solche Großmuth auszuüben, gegeben zu haben fürchtete. Ich bitte Sie von ganzem Herzen wegen aller meiner Vergehungen um Vergebung, und hoffe sie desto zuversichtlicher, da ich aus unzählbaren Proben weiß, daß Ihnen

das Gute an einem Ding viel stärkere Eindrücke gibt, als das zufällige Fehlerhafte. Ich rechne einem die kleinste Freude für eine Wohlthat an, da wir in dieser sublunarischen Welt einen so großen Mangel an Freunden von der rechten Gattung haben. Wie ungemein bin ich Ihnen nur aus diesem Gesichtspunkt verpflichtet, da Sie mir in der Zeit, da ich um Sie war, so viel Vergnügen und vornehmlich so viel geistiges und intellectuelles Vergnügen gemacht haben. Doch ist mein Leben bey Ihnen ein einziges zusammenhängendes Vergnügen gewesen, und wie konnte es anders seyn, da ich bei Ihnen war? Ich kann dieses mit desto größerer Wahrheit sagen, wenn ich es mit meinem vorhergehenden Leben vergleiche. Wie werde ich klein vor meinen Augen, wenn ich besorgen muß, so vieler Vortheile mich nicht würdig genug bezeigt zu haben!

Wie groß aber zeigt sich Ihre Güte gegen mich, mein unschätzbarer wohlthätiger Freund! wenn ich alle guten Folgen derselben erwäge, die ich eigentlich Ihnen zu danken habe! Alles Angenehme und Nützliche meines hiesigen Aufenthaltes ist gewissermaßen ein Geschenk von Ihnen, und (was Ihrem Herzen eine wahre Freude machen muß) Sie haben sich durch Ihre in unsern Tagen so ungewöhnliche Freundschaft gegen mich weit mehr als nur Ein edles Gemüth verpflichtet. Es wäre vielleicht einem andern unangenehm, sich mit so unzähligen Wohlthaten nur von einem Menschen (welches man sich sonst nicht gewohnt ist) überhäuft zu sehen; mir aber ist es recht angenehm, alle Verbindlichkeiten, die ich gegen Sie habe, alle Proben Ihrer Liebe, von denen ich nur etliche angeführt habe, mir wieder vorzustellen, und ich fühle es, daß es angenehm ist, einem Bodmer verpflichtet zu seyn. Doch gestehe ich, daß die Empfindung unseres Unvermögens, einem solchen Freund (der, wenn er auch nicht unser Wohlthäter wäre, schon alle unsere Liebe verdiente) nach der ganzen Fülle unseres Herzens wirkliche Proben unserer eifrigen Gegenliebe zu geben, etwas ganz Schmerzhaftes ist. Ich erkenne gar wohl, daß eine so besondere und ausgebreitete Gewogenheit nicht blindlings gerade auf mich gefallen ist. Sie haben, wie ich es in einem meiner Gedichte ausgedrückt, meine

Bestimmung erkannt; und hier preise ich die Güte Gottes, die mich endlich zu solchen Menschen gebracht hat, welche zu einer solchen Einsicht geschickt, und zugleich so geneigt waren, meine wahrgenommene Bestimmung kräftig zu befördern.

Ich bin nicht im Stande in Worten, so viel als ich wünsche, alle zärtliche Dankbarkeit auszudrücken, die ich für die ausnehmende Güte der Frau Professorin gegen mich in vollem Maße empfinde. Sie hat mit aller Vorsorge und Zärtlichkeit einer liebreichen Mutter gegen mich gehandelt, und sich bis zu tausend kleinen Bemühungen erniedrigt, welche nur eine ausnehmende Leutseligkeit, und eine mütterliche Gewogenheit ihr hat auftragen können. Der Himmel segne Sie dafür, ist mein und meiner lieben Mutter herzlicher und täglicher Wunsch."

VIII.

Christoph Martin Wieland's
Aufenthalt in Zürich im Grebel'schen Hause.

Juni 1754 — Juni 1759.

Im Hause des Herrn von Grebel betrachtete man Wieland als ein höheres Wesen, und Frau von Grebel, welche das Schicksal des Erziehers ihrer Söhne mit großer Theilnahme verfolgt hatte, unterstützte ihn in allem, um ihm seine Aufgabe zu erleichtern und that alles, um ihm das Leben in ihrem Hause so angenehm als möglich zu machen.

Wieland glaubte, in seinem Wissen befänden sich für einen jungen Erzieher noch einige Lücken und bestrebte sich daher jetzt dieselben auszufüllen: er suchte sich deßwegen in der griechischen Sprache zu vervollkommnen und lernte mit Eifer die englische Sprache, wie er sich schon früher vorgenommen hatte [1]).

Um sich in der griechischen Sprache gründlich auszubilden, studirte er die Schriften der griechischen Philosophen und fühlte sich besonders zu denen des göttlichen Plato hingezogen. Wenn das Studium der platonischen Werke für einen älteren und erfahrenen Mann ein wahres Labsal ist, so

mußte dasselbe für einen jungen seraphischen Dichter, der gerade den Schmerz besiegte, den ihm der Verlust seiner Geliebten verursachte, eine wahre Quelle von Leiden werden. Unser junger Dichter verband bald mit dem Studium des Plato das von Kirchenvätern, von Neuplatonikern, las Legenden berühmter Ascetiker und wurde so ein vollständiger Mystiker. Dadurch kam er auf den alten Standpunkt zurück, der ihm in Kloster Bergen so harte Qualen verursacht und von denen Baumer ihn zum Theil geheilt hatte. Je mehr er auf diese Art von seiner Natürlichkeit sich entfernte, um so gereizter äußerte er sich und um so intoleranter wurde er [2]).

In dem Hause des Herrn von Grebel befand sich eine ältere Verwandte, welche schon längst mit dieser Welt abgeschlossen hatte und sich nur mit dem Jenseits beschäftigte. Der junge „platonisirende Morgenträumer" war ganz der rechte Mann für diese „Devotin", die ihn durch ihre frömmelnde Sprödigkeit oft in vergötternde Ekstase, oft in Verzweiflung setzte. Ihr zu Gefallen dichtete er die „Empfindungen eines Christen" (Psalmen). In Weimar äußerte er sich über diese Dame: „als mir später die Schuppen von den Augen fielen, ergrimmte ich besonders über diese heilige Prüderie und affectirte Züchtigkeit, und die Marter, die mir damals jene tantalisirende Fromme, mit der ich unter einem Dach wohnte, angethan hatte. Die Erfahrungen, die ich damals gemacht hatte, haben gewiß vorzüglich viel dazu beigetragen, daß ich später zu meinen Gedichten dem Anschein nach so wollüstige und lockende Themata genommen und con amore (aber immer mit dem reinsten Sinne) ausgemalt habe. Ich wollte gewissen Tartüfen und Keuschheitskrämerinnen dadurch wehe thun, und konnte mich herzlich freuen, wenn ich dachte, wie diese sich gerade bei diesem oder jenem dünn verschleierten

Gemälde geberden würden. Ich weiß wohl, daß ich mir dadurch selbst geschadet habe, aber verführen, reizen wollte ich gewiß nicht."

Eine andere Dame lernte Wieland im Grebel'schen Hause kennen. Diese war eine jungfräuliche Wittwe von vierzig Jahren, welche mit einem Verwandten der Familie Grebel, dem Junker von Grebel, verheirathet gewesen war. Derselbe war mit zwei Brüdern von einer Mutter erzogen, welche eine unübertroffene Virtuosität im Geiz hatte und unter andern unaufhörlich die diätische Regel predigte, daß die Kinder viel zu viel essen und mit einem Drittel des gewöhnlichen Essens weit besser gedeihen würden. Dadurch waren alle drei Brüder ausgetrocknete Schwächlinge und keiner von ihnen konnte, als endlich die Mutter ihr hungerleiderisches Eicladenleben geendigt hatte, Kräfte genug zusammenbringen, um seinen Namen fortzupflanzen. Der älteste der Brüder fühlte indeß, daß er bei seiner Kränklichkeit eine Pflegerin brauche und warb um ein „feines Mädchen", Jungfer Lochmann in Zürich; ohne ihr durch den Werber seine Schwäche zu verschweigen, aber zugleich mit der Aussicht, daß sie einst seine Universalerbin werden solle. Bei ihren Umständen gab es keine lange Wahl. Grebel war ein gebildeter Mann, der die Lectüre sehr liebte und machte seine Frau zu seiner Vorleserin, welche damit ihren von Natur bevorzugten Geist sehr ausbildete. Nachdem sie ihren kränkelnden Mann aufs beste unterhalten, aufs treueste und zärtlichste gepflegt hatte, wurde sie Wittwe. Bei einem so langen Beisammenleben bildete sich eine innige Freundschaft, so daß sie ihren Mann ernstlich beweinte und nicht blos die trostlose Wittwe spielte, sondern es auch war. In ihrer ersten Trauerzeit las sie die

Wieland'schen Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde, welche ganz mit ihrer Stimmung harmonirten, so daß sie den Verfasser kennen zu lernen wünschte. Diesem Wunsche konnte um so leichter entsprochen werden, als Wieland im Hause des Vetters ihres verstorbenen Mannes wohnte. Beide kamen in einer Gesellschaft zusammen, in der sie in einer schwarzen Trauerhülle erschien, die aber zu ihren blitzenden Augen sehr wohl stand. Sie hatte sich sehr wohl conservirt, hatte aber wie alle alte Jungfern die Zeichen der Ueberreife und eine feine Koketterie in studirter Reinlichkeit und modestem Anzuge. Doch machte sie auf unsern Neuplatoniker beim ersten Sehen keinen Eindruck, dagegen um so mehr bei den fernern Begegnungen, wo sie mehr sprach und immer mehr Beweise ihres gebildeten Geistes und Geschmacks gab. Bald fühlten sich beide von einander angezogen; leider konnten sie sich lange Zeit nicht unter vier Augen sprechen, denn es wäre in Zürich einem Staatsverbrechen gleich zu setzen gewesen, wenn es der junge Dichter gewagt hätte, sie in ihrer Wohnung zu besuchen. Da aber die „angeborene Zärtlichkeit" wieder einmal erwacht war und Zärtlichkeit und Liebe ein Schlüssel ist, der alle Pforten öffnet, so fand Wieland, daß er als Fremder das Recht und die Ehre habe, die interessante Wittwe nach jeder Gesellschaft nach Hause führen zu dürfen. So oft dieß auch geschah, so wagte der blöde Jüngling doch nicht ihre Hand zu küssen, so sehr er auch das Verlangen darnach hatte, so daß er viele Jahre nachher in Weimar sagte: er hätte eine Welt darum gegeben, um nur dieser lieben Hand einen Kuß aufzudrücken [8]).

Frau von Grebel hatte einen Neffen und präsumtiven Erben, einen jungen Lochmann, dessen Erziehung sie leitete;

sie wünschte, daß Wieland demselben ein Privatissimum über Philosophie ertheilen sollte. Dadurch erhielt er ein Recht, ihr Berichte über die Fortschritte des Neffen abzustatten und durfte sie in ihrem Hause besuchen. Der junge Lochmann brachte jedesmal seinem Lehrer von der Frau Tante ein versiegeltes Buch und nahm ein neues nach Hause. In diesen Büchern lag immer ein zärtliches Briefchen, so daß eine tägliche Correspondenz entstand, und kein Tag verstrich ohne sich „gegenseitig gestreichelt zu haben". Bei der innigsten, vertraulichsten Verschmelzung ihrer sympathetischen Gefühle, gelangte er endlich zu einem Handkuß, was auch das Höchste war, was er erreichen wollte[4]).

Als sie einstens beisammen waren und sich in die höchsten Sphären verirrten, kamen sie mit einander plötzlich wieder auf der Erde an, und beide sagten zugleich dasselbe: „ach! warum können Sie mir nicht zwanzig Jahre geben!" Denn sie sahen recht wohl ein, daß dieser Unterschied der Jahre das unüberwindliche Hinderniß für sie war. Denn an eine Verheirathung konnten beide nicht denken, ohne sich Spott und Hohn auszusetzen, und Wieland wäre als ein elender Glücksritter angesehen worden. Dieses Verhältniß dauerte in aller Stille ein paar Jahre: da bewarb sich ein angesehener züricher Herr, ein Wittwer von 56 Jahren, der zwar viel gelebt, aber noch viel Kraft und Ansehen hatte, um ihre Hand. Wieland wurde wegen dieses Antrags zu Rath gezogen und da derselbe ihr sehr schmeichelte, sie Aussicht hatte Frau Statthalterin zu werden und ihr Vermögen zu verdoppeln, so war Wieland es, der ihr zu dieser Verbindung von Herzen zuredete[5]).

Diese Liebe brachte den jungen Dichter in vielerlei Gesellschaften und der Kreis seiner Bekannten in Zürich er=

weiterte sich täglich. Er besuchte den Fabeldichter Meier in Kronau[6]), suchte die Bekanntschaft des berühmten Kunstfreundes Fueßli zu machen, vor allem aber bemühte er sich um die Freundschaft des berühmten Idyllendichters Samuel Geßners[7]). Dieser galt damals als einer der ersten Dichter: in Frankreich wurde er fast noch mehr bewundert als in Deutschland. Er war Buchdrucker und Buchhändler in Zürich, der seine Werke in eigenem Verlag druckte, herausgab und mit eigenen Radirungen schmückte. Wieland hatte bisher für seine literarischen Arbeiten so viel als kein Honorar erhalten und da er solches recht wohl brauchen konnte, so hatte er schon längst ein Verlangen, den Dichter kennen zu lernen, welcher zugleich Buchhändler war und durch seine Dichtungen sich ein Einkommen verschaffte. Er hätte deßwegen bald nach seiner Ankunft in Zürich gerne nähere Bekanntschaft mit Geßner geschlossen; da er aber glaubte, Bodmer sehe nicht gut dazu, so suchte er dieselbe nicht zu machen, so lange er im Bodmer'schen Hause wohnte. Sobald er aber durch die jungfräuliche Wittwe wieder zu sich selbst gebracht worden war, brachte er seinen Wunsch zur Ausführung.

Wenn auch den Gedichten Geßners alle Natur und Volksthümlichkeit fehlt, so war er selbst der natürliche, volksthümliche, heitere Schweizer[8]), der unserem Wieland Geschmack an heitern Gesellschaften beibrachte, in welchen er die Freuden der Tafel und namentlich die des Bacchus kennen lernte[9]). Neue Bekanntschaften mit Frauenzimmern wurden vielfach gemacht, die manchmal — freilich nur auf kurze Zeit — auf das weiche, gefühlvolle Herz unseres jugendlichen Dichters Eindruck machten und die er in seinen Sympathien besang, so daß die Selina, Diotima, Melissa, Cyane,

Ismene, Arete, Eulalia und Sacharissa zwar Ideale in der Phantasie Wielands wurden, zu denen aber die Originale unter seinen damaligen Freundinnen sich fanden [10]).

Unter allen Bekanntschaften, welche in jenen Zeiten Wieland machte, war wohl keine für seine geistige Entwickelung von größerm Werth als die mit dem nachmals berühmt gewordenen Johann Georg Zimmermann, welcher damals Stadtarzt zu Brugg im Kanton Bern war. Zimmermann nahm sich als Vorbild seinen großen Landsmann Albert von Haller; beschäftigte sich wie dieser nicht allein mit Medicin und Naturwissenschaften, sondern auch mit Politik, Philosophie und Poesie. Der Ruhm Wielands war damals schon so groß, daß Zimmermann die Bekanntschaft des jungen Dichters zu machen suchte; er schrieb an ihn und legte ihm sein Gedicht über das Erdbeben von Lissabon im Manuscript vor. Dadurch entspann sich vom Jahr 1756 an ein sehr lebhafter Briefwechsel, dem später die persönliche Bekanntschaft folgte.

Zimmermann arbeitete damals an den Werken, welche ihm später seinen Ruf begründeten: nemlich an dem über Nationalstolz, über Einsamkeit und über Erfahrung in der Arzneikunde. Ueber die Pläne, wie über die Ausführung einzelner Theile derselben schrieb Zimmermann an Wieland und verlangte von ihm seine Ansichten, gerade wie dieser an jenen von seinen Studien, Arbeiten und Liebschaften schrieb. Dieser Briefwechsel war für beide bildend, besonders aber für Wieland, da ein Briefwechsel mit einem Arzt und Naturforscher seinen Gesichtskreis erweitern und ihn auf einen realen Standpunkt bringen mußte.

Unter diesen Umständen konnte das weitere Studium

des Plato, der Kirchenväter, Ascetiker und Neuplatoniker nicht mehr gedeihen; dagegen kamen jetzt neben der Tagesliteratur Xenophon und Lucian, englische Schriftsteller, namentlich Shakespeare, an die Tagesordnung, wobei die französischen Schriftsteller nicht vernachläßigt und der jüngere Crebillon nicht mehr — wie früher — verurtheilt wurde. Durch all dieß entstand aber bei unserm Dichter eine vollständige Umwandlung: er kam jetzt von seinen seraphischen Höhen auf die Erde herab und sah ein, daß das Ebenbild Gottes am schönsten ist, so wie es Gott geschaffen, nicht wie es der Schneider bekleidet hat.

Wenn auch diese Umwandlung langsam vor sich gieng und von Wieland noch einige Schriften, ähnlich den frühern, herauskamen, welche zum Theil einen frühern Ursprung hatten und zum Theil noch für seine Freundin, die Frau von Grebel geschrieben wurden, wie die neuen Sympathien, so folgten doch bald Arbeiten, welche die Umwandlung schon recht bemerklich machten. Vor allen gehört hieher das Heldengedicht „Cyrus“, das sich von allen bisherigen Werken Wielands sehr scharf unterscheidet. Denn die letztern entstanden durch augenblickliche Eindrücke, sie wurden schnell ausgearbeitet und die Feile erst bei spätern Ausgaben gebraucht. Mit „Cyrus“ gieng es ganz anders, und deßwegen ist dieses Heldengedicht der Anfang eines neuen Weges. Die Cyropädie des Xenophon machte schon in seiner frühesten Jugend (in der Schule zu Kloster Bergen) einen mächtigen Eindruck auf ihn, und seither erschien ihm Cyrus als das Ideal eines Helden. Dieser Eindruck steigerte sich, je älter er wurde und je leichter er den Xenophon lesen lernte, und so wurde er von dem Helden dieses politischen Romans seit Jahren so sehr begeistert, daß der Plan jetzt reif wurde,

ihn in einem Heldengedicht zu besingen. Ein gründliches Studium der deutschen Sprache, eine kritische Vergleichung der vorhandenen Heldengedichte gieng voraus und befähigte unsern Dichter, die Ausführung seines langgefaßten Vorsatzes zu beginnen, den Plan mit ruhiger Ueberlegung zu entwerfen und die Ausführung mit der Feile zu behandeln: daher ist in diesem Heldengedicht die Sprache und der Versbau rein, man bemerkt hier zuerst das Musikalische, welches in allen spätern Gedichten so sehr hervortritt, und wenn das Gedicht auch niemals ganz vollendet wurde, so sind so viele Schönheiten vorhanden, die einzelnen Stellen sind so abgerundet, daß man das Fragmentarische wenig bemerkt.

Wenn Xenophon in seinem politischen Roman seinen Landsleuten die Vorzüge einer monarchischen Regierung darstellen wollte, so mußte er als ächter Grieche seinen Helden sehr stark idealisiren. Da nun aber Wieland ein sehr guter Bürger einer deutschen, freien Reichsstadt und ein großer Bewunderer der Schweizer Geschichte und Verfassungen war, so mußte er den Xenophonischen Helden stark umschaffen, damit er einem Schweizer Helden mehr gliche, der lebt und kämpft nur für „Freiheit, Tugend und Recht“ [11]). Damit entwickelte sich das Interesse an der Politik und er gab Gedanken über den patriotischen Traum, die Eidgenossenschaft zu verjüngen, heraus. An Lucian fand er großen Gefallen und beschäftigte sich damals viel mit dem Plan, die unwahren Geschichten desselben neu zu überarbeiten oder fortzusetzen. Dieser Gedanke kam freilich nie zur Ausführung; doch möchte die Geschichte des „Prinzen Biribinker“ ein damals bearbeitetes Fragment sein. Nebenbei kam die Tragödie Johanna Gray heraus, welche in der deutschen Literatur schon insofern Epoche machte, als sie

das erste Trauerspiel war, in welchem die Alexandriner verlassen und die Jamben (9 Jahre bevor Lessing diesen Versuch wiederholte) eingeführt wurden, die bis auf den heutigen Tag beibehalten worden sind. Wenn auch dieses Stück durch seine vielen Declamationen und durch gar wenig Handlung noch sehr an Racine erinnert, so kann man den Einfluß Shakspeare's doch leicht erkennen an der Wahl des Stoffes und an der Behandlung einzelner Theile. Lessing schrieb darüber: „Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern."

Wegen des damaligen Krieges in Deutschland kam die berühmte Schauspieler-Gesellschaft Ackermann in die Schweiz und gab längere Zeit in Zürich und in Winterthur Vorstellungen, welche Wieland fleißig besuchte. Veranlaßt vielleicht von den Freunden Wielands, entschloß sich diese Gesellschaft seine neue Tragödie aufzuführen und den Dichter dazu einzuladen [12]. Wieland folgte der Einladung sogleich, kam zum erstenmal mit künstlerisch gebildeten Schauspielern in Berührung und hatte das Vergnügen, daß sein Trauerspiel gut gegeben wurde und den Beifall des Publikums fand. Er war davon ganz begeistert, sprach noch in seinem Alter mit Vergnügen davon und rechnete seinen damaligen Aufenthalt in Winterthur „unter die süßesten Erinnerungen aus seiner Jugend".

Um diese Zeit gieng die Aufgabe, welche Wieland beim Eintritt in das Grebel'sche Haus übernommen hatte, zu Ende und es handelte sich jetzt wieder darum, eine neue Existenz zu gründen, was gerade damals sehr schwierig schien; vor einem academischen Lehramt „grauete und ekelte" es ihm; „für deutsche Höfe hielt er sich zu ehrlich". Eine Stelle

als Lehrer an einem Gymnasium wäre ihm immer noch am liebsten gewesen, allein in Deutschland war dazu in jenen Zeiten wegen des Krieges wenig Aussicht, und wenn er auch immer noch hoffte in der Schweiz eine solche Stelle zu erhalten, so konnte er sich nicht entschließen den „hochmögenden Herrn der Cantone den Hof zu machen". Zum Glück hatte er sich soviel erspart, um einige Zeit sorgenfrei ohne eine Stelle leben zu können und so dachte er schon damals daran, in seine Vaterstadt zurückzukehren, die angefangenen Werke, namentlich den Cyrus zu vollenden und sich dort bei Gelegenheit um eine Magistratsstelle zu bewerben [13]), oder in Biberach oder anderswo ganz als Literat zu leben und eine gelehrte Zeitschrift zu redigiren [14]).

Während Wieland sich mit diesem Plan beschäftigte und seinen Freunden denselben mittheilte, kamen unerwartet von verschiedenen Seiten Anträge: namentlich kam ein Antrag zu einer Hofmeisterstelle in Marseille, um die Kinder der dortigen angesehenen Familie Semandi zu erziehen. Daneben brachte Zimmermann, dem gerade damals sehr viel daran gelegen sein mochte, den jungen Dichter in seiner Nähe zu haben, einen Antrag zu einer Stelle in Bern, um den einzigen Sohn des Rathsherrn von Sinner zu erziehen. Lange schwankte er: endlich siegte die Liebe zur freien Schweiz, die Nachbarschaft seiner erprobten Freunde und vielleicht auch die Hoffnung, in der Schweiz am ehesten eine ihm angenehme Stellung zu erhalten: und so verließ er sein geliebtes Zürich im Juni 1759.

Zwanzig Jahr war Wieland alt, da er als glücklicher Jüngling nach Zürich kam, voll von Hoffnungen und Plänen. Wenn er nach Charakter und Geist viel weiter war als Altersgenossen, so hatten doch beide noch eine so

jugendliche Weiche, daß leicht äußere Eindrücke auf ihn wirkten. Sechs Jahre später verließ er Zürich: wie viel hatte sich geändert, wie viel war ganz anders geworden, als er sich gedacht hatte: die Brautschaft hatte zu seinem großen Schmerz sich aufgelöst. Seine Studien führten ihn auf manche Irrfahrten und nach manchen Kämpfen kam er auf den rechten Weg. Jedenfalls wurden seine Kenntnisse sehr ausgebreitet und eben dadurch erkämpfte er sich ein eigenes Urtheil. In den lebenslustigen Gesellschaften bildete sich sein Charakter immer mehr aus, und weil er jetzt erst die wirkliche Welt kennen lernte, seine Werke immer mehr Beifall fanden[15]): so verließ er Zürich als ein Mann, der vollkommen selbständig und selbstvertrauend dastand.

VIII.

Noten.

1) Schon von Tübingen (26. März 1752) schrieb Wieland an Schinz: ich werde nächstens das Englische zu lernen anfangen. Ich brenne vor Begierde, Milton, Pope, Addison, Young, Thomson in ihrer Sprache zu lesen.

2) Damals äußerte Wieland: „jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechne, sollte auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Lied eines Uz unendlich mal vorziehen." Die erste Ausgabe der Psalmen erschien unter dem Titel: Empfindungen eines Christen und war dem Oberconsistorial-Rath Sack in Berlin dedicirt. In der — bei den spätern Ausgaben unterdrückten — Dedication erscheint der Verfasser als Ankläger, es heißt dort: schwärmende Anbeter des Bacchus und der Venus, die man nach der inbrünstigen Andacht, womit sie die Götzen anbeten und lobpreisen, für eine Bande epikurischer Heiden halten sollte, die sich zusammen verschworen haben, alles was heilig und feierlich ist, lächerlich zu machen, und die wenigen Empfindungen von Gott, die im Herzen der leichtsinnigen Jugend schlummern, völlig austilgen. Er forderte auf: die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welche die leichtsinnigen Wizlinge anrichten. „Weil dieses Ungeziefer, welches so tief unter Ihrem Gesichtskreis kriechet, Ihnen vielleicht nicht einmal bekannt ist, so will ich einige der neusten, die mir aufgestoßen sind, anzeigen: Lyrische Gedichte von Uz (neueste Ausgabe); die Nachtigall, eine Erzählung, meine Lieder,

vermischte Poesien." So schrieb im Jahr 1755 der sonst so mild urtheilende C. M. Wieland.

3) Denn selbst die schöne kleine Hand
Zu küssen war schon mehr als man ihm zugestand.
Amadis (ältere Ausgabe)
IX. 108—109.

4) Die Liebe durfte bei ihm auch in Gedanken nichts wagen,
Als höchstens einen abstatschen Kuß,
Doch nur auf die Hand.
Ebend. I. 143—145.

5) Am 18. Mai 1808 schrieb Wieland an eine deutsche Fürstin (Neuwied) über Frau von Grebel: „Ich liebte in meinem zwei und zwanzigsten Jahre von ganzer Seele eine Frau von vier und vierzig, die geistreichste und gebildetste in Zürich, die Wittwe eines wenige Monate vor unserer Bekanntschaft verstorbenen, in seiner Art ebenfalls einzigen Mannes, mit welchem sie mehrere Jahre in dem Verhältniß, das einst zwischen Scarron und der Demoisell d'Aubigné Statt fand, wo nicht sehr glücklich, doch sehr zufrieden und exemplarisch gelebt hatte. Ich galt damals zu Zürich bey einer eben nicht sehr zahlreichen Klaße für eine Art von Genius, der vom Himmel herabgestiegen wäre, und sich nur gerade mit so viel irdischer Maße beladen hätte, um den Menschen sein Licht und seine Wärme mittheilen zu können, ohne sie zu verzehren. Wir befanden uns beyde, die Dame sowohl, als ich, in einer mehr als gewöhnlichen Stimmung zu der Art von Schwärmerey, die sich das Uebersinnliche gerne versinnlichen möchte. Kurz, unsere Seelen zogen einander an, unvermerkt entspann sich eine zärtliche Freundschaft zwischen uns; unvermerkt verwandelte sich diese in eine Art platonischer Liebe, und zuletzt würde auch diese, Trotz meiner mir anklebenden Schüchternheit, sich in reinmenschlicher Art zu lieben herabgestimmt haben, wenn die Dame nicht besonnener als ich gewesen wäre, und (nachdem wir einander aufrichtig gestanden hatten, es sey unmöglich, daß sie mir zwanzig Jahre abgäbe, oder ich über Nacht zwanzig Jahre älter würde) in ihrer Weisheit beschloßen hätte, mich allmählig mit guter Art zu ent-

fernen, und — die zweite Frau eines Zürich'schen Magnaten zu werden, der sie nach einigen Jahren so wohlbehalten hinterließ, daß ich sie im Jahr 1796 in ihrem fünf und achtzigsten Jahre noch als eine stattliche, wiewohl um ein großes Theil weniger geistige Person, als sie vor vierzig Jahren gewesen war, wieder fand, und daher auch nicht zum zweitenmal besuchte. Dieser angeborene Hang, mich für Frauen und Jungfrauen, die um zehn, zwanzig und dreyßig Jahre älter waren als ich, zu passioniren — (ich meine angeboren, weil ich schon als einjähriger Knabe meine ziemlich häßliche Wärterin, Greth genannt, mit einer schwärmerischen Leidenschaft geliebt haben soll), verminderte sich zwar mit zunehmenden Jahren, zumal seit ich mein zehntes Stufenjahr beschritten habe; aber mit der Großmamas Schirley und ihresgleichen ist es noch immer beym alten geblieben. Die Großmama der holden jungen Grazien zu ** — möge also immer dem Himmel danken, daß mich meine fünf und siebzig an den weimarischen Erdenschollen feßeln: wäre ich nur zehn Jahre jünger, so sollte mich nichts in der Welt verhindern mich aufzumachen, und weil es doch schwerlich auf immer seyn könnte, wenigstens auf Jahr und Tag meine Wohnung in dem Städtchen mit dem seltsamen, undeutschen Namen, oder doch so nahe dabey als möglich aufzuschlagen. Ich habe die Ehre Euer Durchlaucht zu versichern, der kleine Roman, der daraus erwachsen würde, sollte wenig seines gleichen haben."

6) Schon von Tübingen (6. März 1752) schrieb Wieland an Bodmer: „Ich wünschte einige Nachrichten von den Umständen des Herrn Meyers von Knonau zu haben." Dann in einem spätern Brief (11. April 1752): „Die Fabeln Ihres Herrn Meyer von Knonau würden mir ungemein gefallen haben, wenn sie reimfrei geschrieben wären. Mir war, als ich sie durchlas, als ob ich sie viel gefälliger wollte eingekleidet haben, wenn ich fähig gewesen wäre, sie zu erfinden. Sie sind wie schöne Seelen, in einem zwar nicht ganz unannehmlichen, aber doch etwas ungestalteten Leibe."

7) Salomon Geßner war 1730 in Zürich geboren, starb am 2. März 1787. Allgemein galt er als ein sanfter, bescheidener,

patriotischer und natürlicher Mann. Seine Radirungen werden heute noch mehr geschätzt, als seine literarischen Werke, doch hat sein Sohn Konrad Geßner einen größern Ruf als der Vater sich erworben. Der andere Sohn, Heinrich Geßner, vermählte sich im Jahr 1795 mit Wielands Tochter Lotte. In dessen Verlag erschien später die Wielandsche Uebersetzung der Briefe von Cicero. Nach dem Tode Wielands sammelte und ordnete Heinrich Geßner die Briefe seines Schwiegervaters, welche unter dem Titel herauskamen: ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde in den Jahren 1751—1810 geschrieben und nach der Zeitfolge geordnet. Heinrich Geßner erlebte übrigens den Druck dieser Briefe nicht mehr, indem der erste Theil fast ein Jahr nach seinem Tod erschien. Wieland schrieb über diese Verbindung an die Frau Rathsherr Geßner (Weimar 10. April 1795): „Ich habe Augenblicke, wo mir nichts in der Welt natürlicher vorkommt, als die Verbindung, die durch Ihren Sohn und meine Tochter zwischen uns gestiftet werden soll. Und doch — wie hätte ich mir nur vor wenigen Wochen etwas davon träumen laßen können? Und ebendarum gibt es hinwieder Augenblicke, wo mir die ganze Sache wie ein lieblicher Dichtertraum vorkommt, der viel zu schön ist, um in einer solchen Werktagswelt, wie diese, realisirt zu werden — und so hatte ich denn wirklich Ihren und meines lieben Heinrich Geßners Brief nöthig, um mich selbst von der Wahrheit der Sache gewiß zu machen. In der That, liebste Freundin und Schwester, gute Geister haben sich darein gemischt, und alle Umstände so geleitet, und alle diese zarten sympathischen Faden, wodurch Lotte zu Ihnen und Sie zu Lotten so schnell, so sanft und zugleich so stark und innig zu einander gezogen wurden, selbst mit unsichtbaren Händen gewebt. O mein Salomon Geßner, Freund meiner Jugend, Du, mit dem ich in den Jahren 53, 54, 55 2c. so manchen goldenen Tag, so viele selige Stunden verlebte! Wenig dachten wir damals daran, daß Du einst einen Sohn, ich eine Tochter haben würde, in welchem unsere Freundschaft wieder neu aufblühen, durch welche im Jahr 1795 unsere Herzen durch das heiligste Band der Liebe, die Du so schön zu fühlen und

zu schildern wußtest, aufs Neue so innig vereint werden sollten! Aber gewiß bist Du, in dem höhern Leben, das Du jetzt nur den Augen unseres Geistes sichtbar lebst, der Stifter dieser Verbindung gewesen, die uns alle so glücklich macht! Und ich getraue mirs auch Dir und Deiner liebenswürdigen und verehrungswürdigen Geliebten zu versprechen, daß meine Lotte, die Dein würdiger, edler und guter Sohn zur Freundin seines Herzens und zur Gefärtin seines Erdenwallens erkiest hat, sich bestreben wird, Deinem Namen, den sie künftig führen soll, Ehre zu machen; daß sie schon in dem Gedanken, eine Tochter zu seyn, glücklich sich das süße angelegenste Geschäft Ihres Lebens daraus machen wird, so viel nur immer in ihrem schwachen Vermögen ist, zum Glück der Deinigen beizutragen."

In einem Brief an dieselbe vom 18. Mai 1795 schrieb er: „So eben erhalte ich von meiner guten alten Freundin und Base La Roche einen Brief voll wahrer Theilnehmung an der frohen Begebenheit, die ich kürzlich verkündigte; und ich kann mich nicht enthalten, Ihnen liebste Schwester ein paar Zeilen daraus abzuschreiben, weil ich überzeugt bin, daß alles, was sie darin zu Ihrem und Ihres Heinrichs Lobe sagt, wirklich aus ihrem Herzen kommt.

„Nie ist der deutsche Ausdruck ebenbürtig so wohl angewendet gewesen, als auf eine Verbindung zwischen einem Sohn Geßners mit einer Tochter Wielands. Sagen Sie Ihrer Frau, Ihrer Tochter, daß es unmöglich ist, auf der ganzen Erde eine beßere, klügere, liebens- und verehrungswürdigere Frau, Freundin und Mutter zu finden, als Judith Geßner, Heinrichs Mutter! Sagen Sie sich, Ihrer Frau und Charlotten: daß Heinrich Geßner nach Geist und Herz einer der schätzbarsten jungen Männer ist, die ich je sah. Ihre Charlotte wird glücklich, sehr glücklich seyn. Ich danke dem Schicksal mit Ihnen lieber Wieland. O wie herzlich würde michs freuen, Ihre Tochter als Geßner zu umarmen, zu segnen, Freudenthränen zu weinen über das Glück — edles wahres Glück — meiner besten liebsten Freunde."

Die gute alte Seele! Möchte auch sie den annahenden Winter des Lebens glücklich in Ruhe und stiller Genügsamkeit verleben."

Endlich schrieb Wieland (Belvedere unweit Weimar den 15. Juni 1795) an Frau Geßner: „Künftigen Donnerstag (18. Juni) wird unser Herder an das schöne Band, das unsere geliebten Kinder zusammenschlingt, den heiligen Knoten, den nur der Tod auflösen kann, knüpfen, und damit unsere Freude vollkommen sey, werden wir nichts vermissen, als die Gegenwart unserer verehrten Mama Geßner, unserer guten Tante und des liebenswürdigen Bruders Conrad. — Herder und seine vortreffliche Gemahlin, die besten und wärmsten, theilnehmendsten Freunde, die ich hier habe, werden nebst meiner eigenen zahlreichen Familie unsere ganze Gesellschaft ausmachen."

8) In Weimar sagte Wieland: „Geßner war ein wahrer Hanswurst in der lächerlichen Mimik." Uebrigens ist noch zu bemerken, daß Wieland schon mit Bodmer in manch heitere Gesellschaften kam: so erinnerte er sich in seinem Alter mit Vergnügen eines Besuches, den er mit Bodmer und Breitinger beim Schultheißen Zernli in Winterthur gemacht hatte. „Bei demselben waren der dortige Conrector Künzli und der Diakonus Waser (der Uebersetzer Swifts) gegenwärtig. Waser hatte eine hervorstehende anbohrende Physiognomie und war wie zum kaustischen Spott geboren. Künzli war Horazens sittigere Satyre personificirt, qui circum praecordia ludit. Beide hatten das rare Talent, alle Menschen meisterlich nachzuäffen und Künzli konnte (wie Musäus) die alltäglichen Begebenheiten seines Lebens in eine komische Epopöe verwandeln. Hier geriethen nach Tisch und inter porula Beide in ihre beste Laune." Wieland war vor Lachen am Ersticken, besonders als Künzli auf seine Pariser Reise kam. „Derselbe hat sich noch im 50. Jahre einfallen laßen, mit einem Paar jungen reichen Schweizern ein Reise nach Paris zu machen. Wenn er die Abenteuer dieser Reise erzählte, war er ganz in seinem Elemente, z. B. gleich bei dem Eintritt in die Barrieren begegnete ihm ein Mißverständniß, wo er seinen Namen auf schweizerisch aussprach, und der Franzose ihn durchaus nicht schreiben konnte."

9) Von Tübingen (4. Febr. 1752) schrieb Wieland an Bod-

mer: „ich bin ein großer Waßertrinker und ein geborener Feind des Bachus.“ Ein andermal an Schinz (Mai 1752): „ich bin ein Waßertrinker und ein Feind großer und munterer Gesellschaften.“

10) Wieland schrieb am 11. Jan. 1757 an Zimmermann: „Es ist keine Sophie mehr, wenigstens nicht für mich. Ich kann kein Frauenzimmer angenehm finden, das in ihrem Charakter, in ihrer Gemüthsart, in ihren Empfindungen, oder in ihrer Person nicht eine starke Aehnlichkeit mit meinem Engel hat. Junge Mädchen sind mir meistens verächtlich, oder höchstens so hoch geachtet als Papillons. Affectation, Pruderie, Coquetterie und dergleichen kann ich nicht leiden; ein ehrliches, arbeitsames Bauern-Mensch ist in meinen Augen eine vortrefflichere Creatur als eine brillante Coquette; zum Umgang aber wünsche ich mir die letzte so wenig als die erste. Die wenigen Damen, mit denen ich hier einigen Umgang habe, sind alle über vierzig Jahre, keine davon ist jemals eine Beauté gewesen; alle sind einer unverstellten Tugend wegen hochachtungswürdig, eine davon hat viel Witz und Lebhaftigkeit, sie ist sehr belesen, ohne es gegen Leute, die nicht ihre intime Freunde sind, anders als durch vorzügliche Bescheidenheit merken zu laßen — eine andere hat eine recht Englische Unschuld und Güte des Herzens, alles was man unter dem Wort Schönheit der Seele versteht, mit einer Demuth, die den Werth ihres Herzens und ihrer vielen natürlichen Fähigkeiten und Vorzüge halb verhüllt; diese ist Eulalia und die Ungenannte der Sympathien. Die Cyane in den Sympathien ist auch eine würkliche Person, nach dem Leben geschildert, sie wohnt aber nicht hier. Noch eine meiner liebsten Freundinen ist ein Satyrischer Kopf, eine halbe Philosophin, ein thinker, ein nasenweises, spitzfündiges Geschöpf, das sich sehr geschickt albern stellen kann, um einem jeden andern seine Thorheiten zu insinuiren. Wissen Sie nicht bald genug von meinem Serail? Ich bin in der That gewißermaßen der Großtürk unter ihnen, ich gebe ihnen wenig gute Worte und zwinge sie durch die natürliche Superiorität meines Genie über die ihrigen mich bongré malgré zu lieben. Das war sehr groß ge-

sprochen, nicht wahr? ich muß Ihnen aber auch thörichte Einfälle schreiben, damit Sie nicht abgeschreckt werden, mich mit den Ihrigen zu regaliren. Die Ungenannte in den Sympathien ist die obengedachte Königin meines Herzens. Das war sie und wird es allezeit seyn. Ach! sie war es so sehr, die Zauberin, daß sie mich, gleich der Circe, etliche Stunden lang sogar in einen anakreontischen Dichterling verwandeln konnte. Leider!" — P. S. A propos! vous avez bien diviné! Ich kann kein rechtes Compliment machen und bin ein ziemlich tölpischer Kerl. Und doch wurde ich einmal so sehr als möglich ist, von einem Frauenzimmer geliebt, welches an guten Manieren und dem, was man savoir vivre heißt, von niemand übertroffen und von jedermann bewundert wurde. Was mag die Thörin an dem Pedanten gesehen haben?"

11) Einige neuere Schriftsteller stellen die Ansicht auf, Wieland habe in seinem Cyrus den König Friedrich II. von Preußen verherrlichen wollen. Nichts ist lächerlicher als eine derartige Geschichtsbaumeisterei; denn diese Baumeister zeigen gar zu auffallend, daß sie die Cyropädie von Xenophon und den Cyrus von Wieland nicht gelesen oder nicht verstanden haben.

Wieland schrieb von Zürich (17. Apl. 1758) an Zimmermann: „Je ne me soucie pas beaucoup de ce que Cyrus soit traduit ou non, ni qu'il soit lu ou non lu du Roy de Prusse." Dann von Bellevue bei Bern (6. Sept. 1759) an denselben: „Wir gehen hier sehr frey mit den Königen um; wir halten es zwar überhaupt, wie der große Christofer, mit dem Größten, und also gewiß nicht mit dem Liebhaber der Frau von Pompadour, aber wir detestiren nichts desto weniger alle diese Nimrode, und Attilas, und Gangis-Chans, und alle diese Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes, die uns durch Kartätschen und dreyßigpfündige Kugeln ihre Gewogenheit bezeugen. Ich bin des Würgens so überdrüßig, daß mir sogar der Cyrus verhaßt zu werden anfängt."

12) Wieland schrieb an Zimmermann (Zürich, 14. Juli 1756): „Ich habe, während die Ackermannsche Truppe hier war, und also ungefähr fünf Wochen an Johanna Gray gearbeitet, ob ich gleich das Theater immer frequentirte.

Künftigen Donnerstag den 20. Juli, wird dieses Stück zu Winterthur zum Erstenmal aufgeführt werden. Ich werde deßwegen auch dahin gehen, und mich etliche Tage bey meinem Freunde, Herrn Stadtschreiber Sulzer aufhalten. Madame Ackermann, welche die Johanne machen wird, ist eine ungemeine Actrice. Wenn sie anders Zeit gehabt hat, ihre Rolle recht zu lernen, so wird sie Wunder thun."

13) Wieland schrieb an Zimmermann (Zürich, 24. Nov. 1758): „Ich habe jetzt weder Zeit noch Humor Ihnen auf alle Ihre Fragen zu antworten.

Wissen Sie was, ich gehe bald nach Biberach, wo ich geboren bin. Es ist ein kleines Reichsstädtchen, das wohl so gut ist, als Brugg.

Ich will Sie da zum Stadtphysicus machen lassen, sobald ich einiges Ansehen habe. Kommen Sie dann zu mir, so bin ich glücklicher als ein König. Und wenn eine liebe Frau (wie die Ihrige) und ein Freund wie ich, Sie glücklich machen können, so werden Sie es auch seyn. Dann können wir uns alles sagen, ohne dieses mühselige Hülfsmittel der Briefe nöthig zu haben."

14) Wieland spricht in Briefen an Zimmermann von dem Plan für diese Zeitschrift und theilte in einem Brief vom 4. Mai 1759 ein Inhaltsverzeichniß der ersten Hefte mit, aus denen man sieht, daß er schon damals eine Zeitschrift herausgeben wollte, während er erst vier und zwanzig Jahre später in Weimar (Deutscher Merkur 1773) Gelegenheit erhielt, seinen Plan zu verwirklichen.

15) Wieland war noch nicht 25 Jahre alt, als man mehrere seiner prosaischen Schriften im Buchhandel nicht mehr haben konnte, und er hatte daher im Jahre 1758 die Freude seine prosaischen Schriften neu zu überarbeiten und in zwei Theilen eine Sammlung derselben herauszugeben.

IX.

Christoph Martin Wieland in Bern.

Juni 1759 — Mai 1760.

Wieland reiste in einer „Carosse" in Begleitung zweier Genfer Kaufleute von Zürich ab und kam am 14. Juni 1759 in Bern an, wo er im Gasthof zum goldnen Falken abstieg. Gleich nach dem Essen wurde er von hochgestellten Bernern besucht, unter denen sich Herr von Sinner befand, der ihn in sein Haus führte, wo er dessen Söhne erziehen sollte.

Der Empfang, welchen der 26jährige Dichter in Bern fand, war glänzend und übertraf seine kühnsten Erwartungen: denn jeder, der in Bern auf Bildung Anspruch machte, wollte die Bekanntschaft Wielands machen und ihn in seinen Gesellschaften feiern. Dadurch kam er in die Landhäuser der reichen Berner, und da er bald merkte, daß sein Cyrus in Bern nicht so viele Freunde wie in Zürich habe, weil man in Bern im allgemeinen Gedichte ohne Reim nicht liebte, so war er anfangs darüber ärgerlich, da er aber seinen neuen Freunden gefallen wollte, so wurde er gereizt, ein Gedicht mit Reimen zu verfassen. Wieland war in seinem ganzen Leben ein Freund des Landlebens [1]); und da

er bald in den schönen Landhäusern der Berner sich sehr behaglich fühlte und sah, wie seine neuen Freunde sich für den Landbau interessirten, so kam er auf den Gedanken, ein Lehrgedicht über den Landbau in Reimen zu dichten [2]). Er meinte dasselbe noch in diesem Sommer zu vollenden, besonders wenn er seinen Cyrus vor der Hand auf bessere Zeiten aufsparte. Allein Besuche, Ausflüge und Reisen, vor allem aber seine neue Anstellung machten diesen Plan zu Wasser.

So freudig für Wieland die Aufnahme, welche er in Bern fand, war, so gut er sich in den dortigen Gesellschaften — wo er so sehr gefeiert wurde — unterhielt: so bemerkte er doch bald, daß dieses Leben ihn zu sehr zerstreue, daß er weder seinen Cyrus fertig bringen, noch die neuern Entwürfe vollenden könne. Deßwegen bemächtigte sich seiner ein Heimweh nach dem geliebten Zürich, wo er — wie nirgends — geistige Anregung fand, wo die angenehmen Promenaden und der See bei ihm schöne und wehmüthige Erinnerungen hervorriefen; wofür ihm die Schönheiten der Häuser und Straßen in Bern keinen Ersatz boten [3]). Unter diesen Eindrücken schrieb er eine Zeitlang nur Klagebriefe an Zimmermann und an seine Freunde nach Zürich. Doch dauerte dieß nicht lange: Wieland war ein Glückskind, denn immer hatte er Freunde, welche ihm halfen, und von irgend einer Fee hatte er bei seiner Geburt ein Angebinde (nemlich ein zärtliches Herz) erhalten, das ihn über Widerwärtigkeiten hinweg setzte.

Wieland fand den Herrn von Sinner als einen Mann von großen Vorzügen, dessen Frau sehr gebildet, die ihn als den Lehrer ihrer Kinder sehr freundlich empfing, und welche „eine Aehnlichkeit mit den Engeln von Paul

Veronese" habe. Im Sinner'schen Hause fand er eine Bibliothek, eine ausgezeichnete Gemälde- und bedeutende Kupferstichsammlung, und so weit wäre alles schön gewesen; „aber die Knäblein", denen Wieland Unterricht ertheilen sollte, „waren so unwissend, ungeschickt, kindisch und ungelehrig", daß er sich und seine verlorne Zeit bedauerte und sich bis auf bessere Zeiten „mit dem Dionysius von Syrakus" tröstete [4]). Die in Bern neu erworbenen Freunde, die Rathsherrn von Bonstetten, Fellenberg und Tscharner, nebst dem Professor Stapfer sahen wohl ein, daß die Stellung, welche Wieland im Sinner'schen Hause einnahm, nicht für einen Dichter passe und suchten diese Ansicht dem Herrn von Sinner beizubringen, so daß schon im Anfang Juli das Verhältniß im Sinner'schen Hause auf freundschaftliche Weise gelöst wurde. Wieland miethete sich in einem Privathause ein und gab täglich in zwei Stunden vier jungen Patriciern von 15 — 16 Jahren, die mit Vorkenntnissen versehen waren, Vorlesungen über Philosophie. Für dieses Collegium erhielt er etwa 200 Kronen, wodurch seine Existenz vor der Hand gesichert war und er Zeit für sich zu arbeiten erhielt. Einen weitern Vortheil dachte Wieland aus dieser neuen Stellung zu ziehen, weil er sie als eine Vorbereitung zu einer Professur ansah. Dennoch wäre das Heimweh nach Zürich nicht geschwunden, wenn nicht die gütige Natur unsern Dichter von frühester Jugend an mit „einer ungemeinen Empfindlichkeit und, was unmittelbar damit verbunden ist, mit einer starken Anlage zur Zärtlichkeit beschenkt hätte" [5]), wodurch er dießmal, wie schon manchmal, über verschiedene Mißstimmungen glücklich hinüber gekommen ist.

Bald nach Wielands Ankunft in Bern wurde er von verschiedenen Seiten auf zwei Damen aufmerksam gemacht,

welche sich ganz besonders durch ihren Geist und Gelehrsamkeit auszeichneten, nemlich auf die zwei Freundinnen Mariane Fels und Julie von Bondeli. Erstere gefiel unserm jungen Dichter, doch befriedigte sie nicht vollkommen, und ihr Männerhaß konnte kein bleibendes Verhältniß aufkommen lassen. Anders aber mit Julie Bondeli, welche auf ihn einen fast eben so mächtigen Eindruck, als früher seine Sophie, machte.

Julie Bondeli stammte aus einer Berner Patricierfamilie, aus der mehrere bedeutende Männer und sehr schöne Frauenzimmer hervorgiengen; ihr Vater war Friedrich von Bondeli, zuerst Landvogt in Tscherliz, dann Schultheiß zu Burgdorf und zuletzt Mitglied des großen Rathes. Die Mutter stammte ebenfalls aus einem patricischen Geschlecht, Berseth, und galt wie ihr Mann als ebenso geistreich wie redeselig. Julie von Bondeli war in Bern in den letzten Tagen des Jahres 1731 geboren, war also gerade so alt wie Sophie von Gutermann und zwei Jahre älter als Wieland. Ihr Vater leitete ihre Erziehung aufs sorgfältigste: einer ihrer Lehrer war Henzi, der später als Verschwörer enthauptet wurde. Einem andern, nemlich dem Berner J. R. Gruner, Dekan und Pfarrer in Burgdorf, hatte sie am meisten zu danken; denn mehrere Jahre gab ihr dieser gelehrte und gebildete Mann Unterricht und es gelang ihm, ihr eine Liebe zu den Wissenschaften beizubringen, welche sie durch ihr ganzes Leben behielt.

Julie lernte außerordentlich leicht, behielt mit Hilfe eines guten Gedächtnisses das Erlernte sicher und hatte das Talent, alles, was sie gelesen hatte, zu überdenken und sich anzueignen. Dabei hatte sie solchen Wissensdurst, daß sie nicht allein die deutsche und französische Literatur genau studirte, sondern

auch Geographie, Geschichte, Philosophie, Pädagogik, National=ökonomie und sogar Mathematik. Dabei erbte sie von ihren Eltern die Gabe, in Gesellschaft auf geistreiche Weise sehr viel zu sprechen, ihre Ansichten gut und lebhaft zu ver=theidigen und ihre Kenntnisse zu zeigen. Deßwegen war Julie in jeder gebildeten Gesellschaft willkommen, bewundert und verehrt, ja in einer Berner Gesellschaft wurde sie als Königin anerkannt.

Julie war eher groß als klein von Gestalt, von aus=gezeichnetem Wuchse und vollendetem Gliederbau, namentlich zeichneten sich ihre Hände und ihre Arme aus, so daß der Bildhauer Stahl dieselben als Modell genommen hat. Ihr Gesicht war durch Pockennarben sehr entstellt; Wieland be=schreibt ihren Kopf: „eine Welt voll Verstand war in ihren Augen, sie hatte ein niedliches Kinn, aber in den obern Theilen ihres Gesichts war viel Unregelmäßiges und Ver=häßlichendes. Besonders war Nase und Stirn dem Eindruck des Ganzen sehr zuwider, so daß sie doch mehr häßlich als schön war.“

Julie wünschte die Bekanntschaft des jungen Dichters zu machen und dieser war begierig, eine Dame kennen zu lernen, von der er so vieles Merkwürdige gehört hatte. Herr von Sinner brachte sie zusammen: beide wollten einen großen, möglichst günstigen Eindruck machen und zeigten sich deßwegen — wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt — nicht in ihrer wahren Natürlichkeit: sie wollte durch ihre Ge=lehrsamkeit imponiren, was bei einem Mann, wie Wieland, lächerlich herauskam; er aber zeigte sich als ein berühmter Dichter, „der alle Frauen durch die Superiorität seines Genies zwingen könne, ihn bon gré mal gré zu lieben.“ Daher kam es, daß kein Theil nach dem ersten Zusammen=

treffen am andern Theil einen Gefallen — ja Wieland sogar ein Mißfallen — hatte [6]). Doch bei öfterm Zusammenkommen entdeckte jeder Theil am andern neue Vorzüge, und sie wurden bald so vertraut, daß die Mutter ein Verhältniß merkte, aber, nichts Böses befürchtend, blos der jüngern Schwester den Auftrag gegeben hatte, beide genau zu beobachten. Wieland erzählte in Weimar: „Diese Schwester war der Liebling der Mutter, ein zwölfjähriges muthwilliges Geschöpf, machte es wie alle Mädchen, die selbst noch keinen Roman spielen können, sie half uns redlich den unsrigen zu spielen, und verrieth uns im Geringsten nicht, ob sie sich's gleichwol merken ließ, daß sie uns ganz durchschaue. Mariane Felß, eine geschworene Männerfeindin, bot lange Zeit Alles auf, um Juliens Neigung gegen mich zu bekämpfen, söhnte sich aber endlich doch auch mit unserer Liebe aus, da sie blos geistiger Natur und von jeder Sinnlichkeit völlig entkörpert war. Ich erinnere mich, daß ich nach einer herzigen Unterredung mit Julie eine ganze Stunde neben ihr auf dem Sopha gesessen hatte, ihre Hand in der meinen gehalten, und so blos sie angesehen habe, ohne eine Sylbe zu sprechen, oder von ihren Lippen zu hören. Dieß war eine himmlische Ekstase, die keine Worte auszudrücken vermochten, und so war in diesem Stillschweigen der höchste Ausdruck des Gefühls, die seligste Genußfülle."

„Um mir zu gefallen, legte das holde Mädchen alle ihre Wildheit und muthwillige, neckende Laune ab und löste sich ganz in sanfte, süße Schwärmerei auf, die meiner damaligen Stimmung allein angemessen war. Einstmals sagte sie mir, sie glaube nicht an meine Liebe. Sie halte dieß Alles oft für bloße Illusion. Sagen Sie mir — sprach sie, indem sie mich mit einem durchbohrenden Blick anheftete — werden

Sie nie eine andere mehr als mich lieben können? Ich betheuerte das Gegentheil; endlich gab ich ihr aber dennoch so viel zu, daß der Fall nur dann allenfalls für Momente eintreten könne, wenn ich eine noch schönere Person als sie — sie wußte, daß sie nicht schön sei, und dieß konnte sie nicht beleidigen — in unverdientem Elend versunken, höchst unglücklich und dabei höchst tugendhaft fände. Nun, sagte Julie, wenn's weiter nichts ist, da habe ich nichts dagegen."

Jetzt war das Heimweh nach Zürich vorbei und wenn Wieland über die vielen Gesellschaften und Zerstreuungen durch das Theater (die Ackermann'sche Gesellschaft gab in jener Zeit Vorstellungen in Bern) klagt, so nahm er doch seine Arbeiten wieder auf. Die Vollendung des Cyrus verschob er immer noch auf andere Zeiten, dagegen wurde er durch den Beifall, welcher die Gesammtausgabe seiner prosaischen Werke fand, veranlaßt, eine neue Ausgabe seiner poetischen Werke zu veranstalten, die aber erst in Biberach fertig wurde.

Wenn man diese Ausgabe mit den ersten vergleicht, so muß man zugeben, daß sich Wieland mit außerordentlichem Fleiß in seine frühern Dichtungen vertiefte und gesucht hat, alle Härten und Flecken „weg zu poliren". Dabei verwandte er jetzt auf manches alte Gedicht mehr Zeit, als die ursprüngliche Dichtung ihn kostete. Durch diese Beschäftigung und durch seine augenblickliche Sentimentalität kam er zu Zeiten auf seine früheren Stimmungen zurück und man bemerkt dieß namentlich in seinem Drama Klementine von Porretta, welche voll von Sentimentalität und das Vorbild aller Entsagenden ist. Seine zwei andern Werke, welche er in Bern verfaßte, sind freilich von einer

andern realistischen Gattung: die Geschichte von Araspes und Panthea, welche Xenophon in seiner Cyropädie erzählte, machte schon in Kloster Bergen auf Wieland einen großen Eindruck, und er wollte dieselbe in das Heldengedicht Cyrus verweben; vor der Hand aber vollendete er sie in Prosa, und ohne Zweifel veranlaßt durch das Studium des Lucian, faßte er sie in die Form von Dialogen. In diesen Dialogen hält sich Wieland sehr an Xenophon: Panthea wird gefangen genommen, Cyrus will sie nicht sehen, weil er ihre Schönheit fürchtet und im Sinne hatte, sie ihrem Mann zurückzugeben, um an ihm einen Bundesgenossen zu erhalten. Araspes hält sich vor der Liebe sicher und wird von Cyrus als Hüter der Panthea bestellt. Allein Araspes wird von der Liebe bezwungen, Cyrus verzeiht aber, weil, wie Xenophon meint, „die Götter von der Liebe besiegt wurden und es bekannt sei, wozu die Liebe Menschen, welche für sehr verständig galten, gebracht habe". Dasselbe behauptet Wieland in diesen Gesprächen, nemlich, des Menschen Herz sei schwach, man brauche sich aber dessen nicht zu schämen.

Das Fragment Theages über Schönheit und Liebe schrieb Wieland für seine Berner Freunde, besonders aber für seine Julie. In demselben werden Untersuchungen über die Glückseligkeit der Menschen, über Kunst, besonders über Gemälde angestellt. Mit lebhaften Farben werden die Schönheiten des Lebens auf dem Lande, das verbunden werden kann mit den Gesellschaften aus der Stadt, geschildert.

Während dieser Beschäftigungen dachte Wieland sehr ernstlich daran, einen festen Hausstand zu gründen, um seine Julie bald heimführen zu können. Da er eine Professur in der Schweiz nicht so leicht erhalten konnte, als er sich früher Hoffnung machte, so dachte er zuerst an eine Ma=

gistratsstelle in seiner Vaterstadt, gab aber diesen Plan bald wieder auf, weil er glaubte, daß die politischen Verhältnisse in Biberach seinen Bewerbungen im Augenblick nicht günstig sein möchten. Deßwegen nahm er einen Gedanken wieder auf, den er schon früher gehabt hatte, eine Buchhandlung zu gründen.

Die poetischen wie die prosaischen Werke Wielands hatten beim Publikum solchen Beifall gefunden, daß trotz den Nachdrucken neue Ausgaben nöthig wurden. Auf diesen Beifall glaubte er auch in Zukunft rechnen zu dürfen und hoffte durch den Selbstverlag den Profit, welchen seine Verleger gemacht hatten, für sich selbst zu machen. Dann wollte er in Verbindung mit Freunden Uebersetzungen der besten Schriftsteller aus allen Zeiten und allen Sprachen herausgeben. Endlich beschäftigte er sich mit dem Plan, den er freilich erst viele Jahre nachher ausführen konnte, eine gelehrte Zeitschrift herauszugeben. Um alle diese Plane auszuführen, wollte er eine Buchhandlung, welche gerade in Zofingen ausgeboten wurde, auf den Rath seiner Freunde erwerben [7]).

Bevor aber der Kauf fertig wurde, erhielt er von seinen Eltern die Nachricht, daß er von seinen Mitbürgern am 30. April einstimmig zum Senator von Biberach erwählt worden sei und daß er diese Stelle sogleich antreten solle, damit er sich persönlich um eine weitere Stelle bewerben könne. Der Vater ermahnte seinen Sohn sehr energisch, diese Gelegenheit eine feste Stellung zu erwerben, nicht auszuschlagen, und so fand sich derselbe veranlaßt, nachdem er sich von seinen Freunden verabschiedet, er und Julie sich ewige Treue geschworen hatten, am 22. Mai 1760 in seine Heimat zurückzukehren [8]).

IX.

Noten.

1) Es geht doch, sagt mir was ihr wollt,
Nichts über Wald und Gartenleben,
Und schlürfen ein dein trinkbar Gold,
O Morgensonn', und sorglos schweben
Daher im frischen Blumenduft,
Und mit dem sanften Weben
Der freyen Luft,
Als wie aus tausend offnen Sinnen
Dich in sich ziehen, Natur, und ganz in dir zerrinnen!

Wieland, der Vogelgesang oder die drey Lehren.

2) Wieland schrieb an Zimmermann (26. Juni 1759): „Diesen Sommer werde ich meine Nebenstunden auf ein philosophisches Gedicht über die Agricultur wenden, welches gegenwärtig das sujet favori der Berner ist. Ich bin nicht Meister über mich selbst. Wäre ich es, so würden alle meine Arbeitsstunden dem Cyrus gewidmet seyn. Aber so lange man in keiner Situation ist, worinn man sich glücklich fühlt, ist an keine Arbeit zu denken, die einen freyen Geist und sorgenlose Ruhe des Gemüths voraussezt."

3) An Zimmermann (4. Juli 1759): „Ich vermisse hier die bezaubernde Lage und Gegend von Zürich, weil ich überhaupt das Land liebe und die Städte haße; so ist mir die Schönheit der Häuser und Straßen kein Ersatz für die angenehmen Promenaden und den See zu Zürich. Aber wenn ich so gern in Städten

wohnte, wie Herr Stapfer, so würde ich freylich die junge und schöne Bern der alten Zürich weit vorziehen."

4) An Zimmermann (4. Juli 1759): „Bisher bin ich, ungeachtet mir Bern und das Haus wo ich bin, und die Leute die ich kenne, und die Freunde die ich gefunden, sammt und sonders sehr wohl gefallen, ganz und gar verlegen, schwermüthig und nicht recht bei mir selbst gewesen. Wenn das Amt, alle Tage vier Stunden in den Elementen der Gramatik zu unterweisen, lange fortdauerte; so würde der Geist, der den Cyrus denken, und mit Shaftesbury und Diderot und Rousseau wetteifern soll, gänzlich verlöschen oder wenigstens zu Pygmäen werden.

5) Mein Herz war, seit es schlägt, das zärtlichste der Welt,
Und meiner Amme Milch war Liebe, wie ich glaube:
Du weißt's, die mit mir wuchs, einsiedlerische Laube:
Ihr Grotten wißt's, in deren stillen Schooß
Mein junges Herz die ersten Thränen goß.

6) Es ist interessant, wie die Ansichten über Julie von Bondeli sich bei Wieland ändern und wie er sie in Briefen an Zimmermann ausdrückte. An diesen schrieb er am 4. Juli 1759: Mademoiselle Bondeli a parfaitement bien réussi à m'ennuyer pendant deux heures continues. C'est une fille éffroyable que cette Mademoiselle Bondeli. Elle me parla tout d'un coup de Platon, de Pline, de Ciceron, de Leibnitz; de Pfaff, d'Aristote, de Locke, des triangles rectangles, équilateraux et que sais-je moi; elle parla de tout. Il n'y a rien dans la nature de comparable à la volubilité extrême de sa langue, elle vous parle avec une vitesse qu'il est impossible de suivre avec les pensées; elle a de l'esprit, du savoir, de la lecture, de la philosophie, de la géométrie, de la trigonométrie sphérique, si vous voulez, mais elle a le don de me déplaire souvérainement. Vivent les femmes idiotes! tout le monde n'a pas le génie et le bon sens de Madame Zimmermann. La lecture ne convient qu'à des femmes comme elle. Mais pour cette érudite de Bondeli, il n'y a point de fille d'Oberland, que je ne lui

préfererois. Vous voyez qu'elle m'a mis furieusement en humeur contre elle. Peut-être qu'elle me plaira mieux à une seconde conversation. Mais j'en doute. J'ai vu peu de femmes jusqu'ici, et je trouve à redire à toutes, que j'ai vues. L'une est trop idiote, l'autre est trop savante, une autre a trop peu d'esprit, et une autre trop d'humeur et des caprices. Celle-ci manque par l'exterieur, celle-là ne plait qu'en gardant le silence.

Am 28. Juli 1759 schrieb Wieland an denselben: Mademoiselle Bondeli est une fille de mérite. Vous avez bien deviné ce qui m'arriveroit avec elle. Autant qu'elle m'avoit déplû à la première entrevue, autant elle me charma à la seconde. A la troisième je lui trouvois déjà un coeur excellent et tout le monde me confirme dans cette opinion. Elle est extrêmement ouverte envers moi, elle va jusqu'à me faire des declarations qu'une fille ne fera jamais qu'à un philosophe qu'elle suppose honnet — homme et étranger.

Am 24. Juli 1759 schrieb derselbe an Zimmermann: „Die Jungfer Bondeli ist prude par principes, und will nichts von Liebe hören. Sie ist meine Freundin und ich soll ihr Freund seyn. So sey es denn so! ich zanke nicht gern um Worte. Die Wahrheit zu gestehen, sie müßte so schön seyn als die Frau **, oder Frau ** müßte so geistreich seyn, als Jungfer Bondeli, wenn eine von beyden mich verliebt machen sollte." Und am Ende dieses Briefes sagt er: J'ai passé ce soir avec Mlle. Bondeli. Elle a des merites, mais elle ne me convient pas. Je ne suis pas à mon aise avec elle.

Am 21. September 1759 schrieb Wieland an Zimmermann: Mlle. Bondeli veut absolument voir deux de mes lettres où je vous ai parlé d'elle. La première, ou je fais d'elle un portrait assez ridicule, et la dernière, qui apparement a excité votre pitié (comment ne pas plaindre ce pauvre fou de W. quand on ne fait que revenir de la sublime conversation du premier des sages, du sage par excellence, qui solus sapit, au moins pour les trois ou quatre semaines prochaines) voudriez vous avoir la bonté de renvoyer ces

deux lettres avec la première poste? Quelque désagréable que me soit ce caprice de Mlle. Bondeli, il faut obéir. Elle veut faire des observations.

Ein paar Tage später schrieb Wieland in einem Brief ohne Datum: Sie wollen, daß ich Ihnen von der Jungfer Bondely, oder wie ich sie künftig nennen werde, von Julie spreche. Ich will es thun, und ich will so wahr gegen Sie seyn, als ich es gegen mich selbst zu seyn wünsche. Ich will nichts vor Ihnen verbergen und ich bitte Sie deßwegen versichert zu seyn, daß wenn ich Ihnen etwas verhalte, es mir selbst gänzlich unbekannt seyn muß. Ich liebe Julie, und mich dünkt, die äußerliche Schönheit ausgenommen, vereinigt sie alle schönen und guten Qualitäten in sich, die ich an meinen übrigen Freundinnen vertheilt bewundert habe. Sie ist nicht so schön als **, sie ist, wenn man will, gar nicht schön; aber sie ist alles was man seyn muß, um zu gefallen. In einem Cirkel von Frauenzimmern, wo sie unter allen am wenigsten schön ist, zieht sie dennoch alle Mannspersonen an sich, und das ohne im mindesten Cokette zu seyn. Aber dagegen ist sie eine Meisterin in der Rolle einer petite Maitresse, die sie zuweilen par principes spielt, um (wie die Gräfin in den lettres de Ninon au Marquis de Sevigné) ihre für die große Welt allzusoliden Verdienste zu verbergen, und in der Maske einer Thörin ungestraft durch den Schwarm der ganzen Brüderschaft der mère des foux durchzupassiren. Doch ich habe mir nicht vorgenommen von einer Maske, die sie selten und mit Ekel trägt, sondern von Julie selbst zu sprechen. Wie sehr wünsche ich Ihnen, eben diese Idee, die ich von ihr habe, ohne Worte, ohne Bilder, ohne Beschreibung geben zu können! Vierzehn Tage in Ihrer Gesellschaft, würden alle meine Bestrebungen, nicht zu wenig von ihr zu sagen, zu Schanden machen. Kommen Sie, und sehen Sie, das ist der beste Rath. Vielleicht gefällt sie Ihnen das Erstemal so wenig als mir, aber in 8 Tagen werden Sie von ihr bezaubert seyn. Niemals habe ich ein Frauenzimmer gesehen, das bei einer außerordentlichen Gleichheit der Gemüthsart, bei dem heitern Humor, und der größten moralischen Simplicität, die nur in ihrem Alter möglich

scheint, mehr Lebhaftigkeit, mehr Mannigfaltigkeit und unerschöpflichen Ressourcen im Umgang gehabt hätte als sie. In diesen Stücken ist Sophie noch weiter hinter ihr, als Julie in Absicht der Schönheit hinter Sophie ist. Der aufgeklärteste Geist, den ich je an einem Frauenzimmer gesehen habe, und ein Herz, das der Freundschaft meiner theuren Mad. Gr. und meiner Schwester Zimmermann würdig ist! — Aber wird es Ihnen nicht angenehmer und mir leichter seyn einen Geschichtsschreiber statt eines Enkomiasten vorzustellen? Ich kann und will kein Gemälde von Julie versuchen. Farben, die Ihnen, weil Sie zu entfernt und kalt sind, zu stark und glänzend vorkämen, würden mir, beim Anschauen des Urbildes, matt und verdunkelt erscheinen, und zu eben der Zeit, da ich in Ihren Augen ein Enthusiast wäre, würde ich in den meinigen ein Duns seyn. manum de tabula.

Das was ich Ihnen geschrieben habe, könnte Sie wohl auf den Argwohn bringen, Julie und mich für ein paar ehrsame Mitglieder des verliebten Völkleins zu halten. Aber Sie werden sich irren. Julie ist eine Philosophin, und was noch mehr ist, elle est femme de génie, ou si vous voulez un génie féminin. Ah (me direz vous) pour le génie, concedo, mais elle est toujours femme, et je vous démontrerai tout aussi bien qu'une proposition d'Euclide, qu'elle est aussi susceptible d'amour qu'une autre. Ne promettez pas trop mon cher Docteur. Un composé d'une femme d'un génie, et d'un philosophe est un phénomène bien capable de renverser touts nos systèmes. Nous verrons cependant ce que le tems pourra faire.

7) Wieland schrieb am 1. Mai 1760 an Zimmermann: J'ai résolu d'établir une librairie avec une imprimerie à moi, qui j'occuperai en partie de l'impression de mes propres compositions, en partie de quelques collections de pièces intéressantes et choisies de philosophie et de littérature, en partie de bonnes traductions des morceaux les plus beaux de l'antiquité et de quelques ouvrages modernes, dignes d'être aussi répandus qu'il est possible. Mes amis et surtout Mr. Tscharner m'y encouragent et on me con-

seille de m'établir pour cela à Zofingue, qu'on me donne pour un lieu très propre à une entreprise de cette nature et très agréable en même tems pour le séjour.

8) Wieland sagte (C. M. Wieland nach seinen Freunden und eigenen Aeußerungen, zusammengestellt von C. W. Boettiger im historischen Taschenbuch von Raumer X. Jahrg. Lpz. 1839.): „Als ich von Bern weggieng, wurde Julien ewige Treue geschworen.' In der ausgezeichneten Schrift: Julie Bondeli, die Freundin Rousseaus und Wielands von P. J. J. Schädelin, Bern 1838, wird gesagt, Julie sei in Neuenburg gewesen, als Wieland von Bern abreisen mußte.

X.

Christoph Martin Wieland
als Senator und Kanzleiverwalter in Biberach.

1760.

Schon in Zürich fieng Wieland an von den himmlischen Sphären auf die Erde herabzusteigen, den Plato zu verlassen, sich dem mehr nüchternen Xenophon zuzuwenden und am spottenden Lucian Gefallen zu finden. Dadurch bekamen zwar seine Beschäftigungen einen realen Boden, aber die Erziehung — welche ihn zu einem Stubengelehrten gemacht —, die Gewohnheit, der Ruhm, den er sich durch seine bisherige Art zu dichten und zu schreiben erworben hatte, und vor allem sein Umgang in der Schweiz, war immer noch recht gut geeignet, um noch manchmal in das alte Geleise zu gerathen. Es war daher für seine schließliche Ausbildung ein großes Glück, daß er ein Staatsamt in einer kleinen und sehr unruhigen Republik erhielt, wo er das Leben und die Menschen in unmittelbarer Nähe zu sehen bekam und als Parteimann eingreifen und streiten mußte.

Daß Wieland in diesen neuen Verhältnissen vielfach unangenehm berührt, und sein poetisches Gefühl beleidigt

wurde, daß er sich deßwegen sehr oft nach seinem ruhigen und beschaulichen Leben zurücksehnte, liegt eben so sehr in der Natur der Dinge, als es gewiß ist, daß er dadurch eine Ausbildung und eine Menschenkenntniß erhielt, welche seine „praktische Philosophie" in ihm herausbildete, welche ihn zu dem machte, was er schließlich geworden ist.

Von jeher waren in Biberach zwei Parteien, welche um die Herrschaft in Hader lagen: die aristokratische und die demokratische. Mit der Reformation nahm letztere den neuen Glauben an, die aristokratische blieb dem alten treu. Nach langen Kämpfen und gegenseitigen Verfolgungen ordnete der westphälische Frieden die staatlichen Verhältnisse in dieser kleinen Republik und erklärte dieselbe als eine paritätische. Damit hatten beide Parteien gleiche Rechte und um diese Parität aufrecht zu erhalten, wurde alle Sorgfalt angewendet.

Die Stellen wurden ganz genau getheilt: je zwei — ein katholischer und protestantischer Bürgermeister, Arzt, Scharfrichter u. s. w. Die geheimen Herrn, die Senatoren, Nachtwächter, Stadtausrufer, Hochzeitlader, Todtengräber u. s. w., mußten von jeder Confession gleich viele sein. Sogar bei verschiedenen Gewerken wurde die Parität geltend gemacht: es war je ein katholischer und lutherischer Apotheker, Büchsenmacher, Glockengießer u. s. w. vorhanden. In der schrecklichen Zeit der Hexenverfolgungen brachte der katholische Theil eine Hexe in ihrer Gemeinde auf, welche verbrannt wurde. Dieß veranlaßte den protestantischen Theil des Magistrats der Polizei strengstens aufzugeben zu untersuchen, ob nicht auch unter der protestantischen Unterthanenschaft eine Hexe zu finden sei. Man fand auch in Bälde eine unglückliche Frau aus einer guten Bürgersfamilie, der der Hexenproceß gemacht und die denn auch verbrannt wurde. Alles zu Ehre der Parität!

Aemter, wie Stadtschreiber, Stadtbaumeister u. s. w., welche kaum einen Mann vollständig beschäftigten, mußten freilich nur einfach besetzt werden. Nach Verkündigung des westphälischen Friedens wurden diese Stellen so besetzt, daß auf beide Partcien gleich viele Stellen kamen, und da dieselben ein ungleiches Einkommen gewährten, so wurde bestimmt, daß dieselben bei Erledigungen nach der Confession abwechseln sollen, daß also auf einen protestantischen Stadtschreiber ein katholischer und umgekehrt folgen sollte. Von dieser Bestimmung wich man aber nur dann ab, wenn der Zufall es wollte, daß eine Partei im Vortheil war, damit das Gleichgewicht wieder hergestellt werde, was allerdings jedesmal mit Schwierigkeiten und vielen Unruhen durchzuführen war.

Die Stelle eines Senators in Biberach war eine ehrenvolle und einflußreiche, gewährte aber für sich allein ein so kleines Einkommen, daß jeder entweder reich sein oder einen sonstigen Erwerb oder ein Nebenamt haben mußte. Da nun bald nach Wielands Erwählung zum Senator die Stelle eines Canzleiverwalters offen wurde, so bewarb er sich um dieselbe und erhielt sie am 27. Juli 1760. Dieses Amt hatte für unsern Dichter gar viele Vortheile: eine geräumige, schöne, gutgelegene und bequeme Amtswohnung neben dem Rathshause, ein für die damalige Zeit gutes Einkommen und, was für Wieland sehr wichtig war, viele Zeit für seine Privatarbeiten: denn jeden Mittag hatte er für sich, und an den Sonntagen so wie an den vielen — katholischen und protestantischen — Feiertagen war die Stadtkanzelei geschlossen. Wie fleißig Wieland diese viele freie Zeit während seines Aufenthaltes in Biberach benutzte, zeigen seine zahlreichen literarischen Arbeiten aus jenen Jahren. Dabei verwaltete er sein



Stadt-Canzlei in Biberach.

Amt mit großer Liebe und nahm als guter Patriot an der Regierung seiner Vaterstadt den regsten Antheil. Die von ihm verfaßten Rathsprotocolle und sonstige Actenstücke sind mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet, wie man dies wohl selten, wahrscheinlich gar nirgends in einem Stadtarchiv findet; sie gelten jedenfalls als Muster und werden heute noch, nach mehr als hundert Jahren, mit Vergnügen gelesen.

Wenn Wieland namentlich in der ersten Zeit über die Last des Amtes in seinen Briefen klagt und sich oft sehr mißgestimmt äußerte, so trägt daran das Ungewohnte des Berufes und andere Ursachen die Schuld. Der bedeutendste Grund seiner Mißstimmungen und Klagen war gerade der, daß er fürchtete, er könne sein Amt verlieren: die katholische Partei nemlich behauptete, daß die Stelle eines Canzleiverwalters dießmal einem Katholiken gehöre, griff die Gültigkeit der Wahl an

und verfolgte die Sache durch alle Instanzen bis zum Reichshofrath in Wien.

Dieß ist der sogenannte Wieland'sche Proceß, von dem der Dichter in seinen Briefen so vieles spricht, der ihm sogar viele unangenehme Stunden, der ihm so viele Sorgen für seine sichere Existenz machte und der viele Jahre dauerte, bis endlich eine hohe Verwendung in Wien eintrat, durch welche der Proceß zu Wielands Gunsten entschieden wurde [1]).

Bei der Wahl zu der Stelle eines Canzleiverwalters und Bürgermeisters sah Wieland zum erstenmal in aller Nähe das Treiben bei einer Wahl in einer kleinen Republik, und jetzt erst erfuhr er, wie er Senator und Canzleiverwalter geworden war. Der protestantische Bürgermeister war ein alter Herr und überließ das Regieren einem jüngern und energischen Manne, dem Herrn von Hillern, der alle Wahlen damals beherrschte und allgemein als künftiger Bürgermeister angesehen wurde. Nach dem Tod seiner ersten Frau, von der eine Tochter da war, vermählte er sich zum zweiten Mal mit der jüngern Schwester der Frau von La Roche, nicht ohne Beihülfe der Mutter Wielands. Die Frau Stadtpfarrerin Wieland hatte den natürlichen Wunsch, ihren berühmt gewordenen Sohn nach so vielen Jahren wieder zu sehen und ihn wo möglich fest an Biberach zu binden. Frau von Hillern wollte sich ihrer Frau Base gerne dankbar zeigen und kam bereitwilligst ihrem Wunsch entgegen, um so mehr, als sie ihren poetischen Vetter von früher (1750) her recht gerne hatte [2]) und wünschte, ihn als einen guten Hausfreund in Biberach zu haben, der mit der Zeit ihr Schwiegersohn werden könnte. So entstand zwischen den zwei Frauen der Plan, den jungen Wieland zum Senator

und Canzleiverwalter zu machen, und da für Frau von Hillern eine Wahl in Biberach eine ganz besondere Liebhaberei war, sie allgemein „als eine gar weise Frau galt, die in Politicis sehr stark war, großen Einfluß hatte, mehrere Rathsherren selten eine andere Meinung im Rath von sich gaben, als die sie ihnen des Abends eingetrichtert hatte, und da ihr Haus der Ort war, wo alle Händel geschlichtet und alle Wahlen ins Reine gebracht wurden" [3]), so mußte Wieland bald wissen, von wem er seine Stellen erhalten hatte.

Frau Cateau von Hillern, geborene Gutermann von Gutershofen, war ungefähr in Wielands Alter, hatte eine größere, imposantere Gestalt, war überhaupt noch schöner als ihre Schwester Sophie; hatte wie diese eine sorgfältige Erziehung genossen und interessirte sich für Künste und Wissenschaften. Dagegen hatte sie das Feine und Gefühlvolle ihrer Schwester nicht; war gefallsüchtig, kokett und sehr intriguant. Wenn man ein Bild der Frau von Hillern von Wieland beschrieben haben will, so findet man ein solches an Frau Salabanda in der Geschichte der Abderiten. Herr von Hillern war ein schöner und kräftiger Mann, der mit Eifer seine Aemter verwaltete, der aber die feine Bildung seiner Frau nicht verstand, gerne Karten spielte, vielen und schlechten Wein trank und deßwegen zu Hause oft eine recht schlechte Laune entwickelte, unter der die Frau sehr viel zu leiden hatte, so daß die Ehe nichts weniger als eine glückliche war und Frau von Hillern öfters Veranlassung hatte, ihrem Vetter und Freund, dem Stadtschreiber, über ihren Mann und über ihr Unglück zu klagen. Und jetzt schon trat der Fall ein — früher als Wieland und Julie von Bondeli einst glaubten — er sah fast täglich eine schöne,

höchst unglückliche Frau, die ihm Vertrauen schenkte und die er als seine Freundin und Base für sehr tugendhaft hielt.

In dem Briefwechsel, den Wieland mit Julie seit seiner Entfernung von Bern mit aller Lebhaftigkeit unterhielt, schrieb er — wie immer — in der Aufrichtigkeit seines Herzens alles, was seine Brust bewegte: so schrieb er an Julie immer feuriger und lobpreisender von seiner neuen Herzensfreundin, ohne etwas Böses zu ahnen. Allein Julie war in Wieland viel verliebter und auf ihn viel eifersüchtiger, als sie selbst und als er glaubte. Anfangs machte sie in ihren Briefen allerhand spitzige Bemerkungen, welche er nicht verstand; endlich meldete sie ihm, es sei ein sehr interessanter Jugendfreund und Landsmann aus holländischen Diensten nach Bern gekommen und viel bei und mit ihr. Jetzt wurde der Dichter auch eifersüchtig und machte ihr Vorwürfe: darüber wurde sie sehr empfindlich und schrieb aus seinen Briefen Stellen ab, worin er die Reize seiner Biberacher Freundin mit aller ihm damals eigenen Dichterbegeisterung geschildert hatte. Er wollte Recht behalten und antwortete statt mit Entschuldigungen mit neuen Vorwürfen. Nun kam eine völlige Aufkündigung von Julie an: der Nebel ihrer Illusion sei zerflossen, er habe sie niemals aufrichtig geliebt u. s. w. Darüber wurde er ganz wüthend, wälzte sich auf dem Boden wie ein Unsinniger und schrieb Brief auf Brief an Julie, von denen aber keiner beantwortet wurde. Nach mehr als einem Monat erhielt er endlich ein Schreiben von Mariane Felß, die, wie es scheint, bei dieser Angelegenheit sich nicht für Wieland verwendet hatte, in welchem sie meldete: Julie sei tödtlich krank gewesen, habe ein schreckliches Gallenfieber gehabt und bitte ihrer zu schonen; dabei machte Mariane dem Canzleiver-

walter die Hölle recht heiß und derselbe sah jetzt wohl ein, daß die Liebe zwischen Julie und ihm ein Ende habe und daß Alles nur auszugleichen wäre, wenn es ihm möglich gewesen wäre, gleich selbst nach Bern zu reisen, „so aber hieß es: les absens ont toujours tort."

Durch Zimmermann kam wieder eine Versöhnung zu Stande; Wieland schickte ihr seine Arbeiten, war begierig, was die subtile Julie für ein Urtheil über dieselben fälle und so entstand wieder ein Briefwechsel. Als der Vater Juliens starb und Wieland glaubte, daß durch diesen Todesfall ihre ökonomischen Verhältnisse so seien, daß sie ihn jetzt weniger ausschlage, kamen ihm manchmal Gedanken, als ob sich das alte Verhältniß wieder ganz herstellen lasse. Damals schrieb er an Zimmermann: „Julie und ich sind die einzigen auf der Welt für einander geschaffenen Wesen." Zimmermann scheint diese Ansicht ganz getheilt zu haben und glaubte, der Ausführung dieses Planes würde nichts im Wege stehen, wenn die Aussicht auf eine baldige Heirath ermöglicht werden könnte. Zwar erklärte Julie, daß sie nie heirathen wolle [4]), Zimmermann glaubte aber daran nicht, weil er als erfahrener Arzt annahm, daß dieß nur eine Aeußerung sei, welche man bei ältern Frauenzimmern in der Regel begegnet. Aber der fatale Proceß, den Wieland nicht zu Ende bringen konnte, seine ungewisse Stellung in Biberach raubte dem armen Stadtschreiber alle Aussicht auf Realisirung seiner Wünsche, weil er sich sagen mußte, daß er seiner Julie keine gesicherte Existenz bieten könne [5]). Daher und wegen verschiedener verdrießlicher Amtsgeschäfte, wegen gar vieler literarischer Arbeiten und wegen anderweitigen Umgangs wurde die Correspondenz mit Julien immer mehr vernachläßigt.

Der letzte Grund aber, welcher beide für immer trennte, liegt in den verschiedenen Richtungen, in welche jeder Theil gerathen war. Wenn Wieland schon in der Schweiz seine Natürlichkeit gefunden hatte, so wurde diese Umwandlung in Biberach durch die dortigen Verhältnisse und durch den neuen Umgang vollendet. Julie dagegen fieng an die Schriften des Jean Jacques Rousseau zu studiren und sich in die dort ausgesprochenen Ideen zu vertiefen. Beide wurden Andere und zuletzt verstanden sie sich überhaupt nicht mehr.

In den ersten Jahren, welche Wieland in Biberach zubrachte, gab er außer der Uebersetzung Shakspeares nur Arbeiten heraus, die schon in der Schweiz fertig geworden waren. Deßwegen bemerkte Julie die Aenderung Wielands lange nicht, denn die paar Abschnitte, welche sie vom Agathon im Manuscript zu lesen bekam, gaben noch zu wenig Andeutungen, und noch im Jahr 1764 konnte Julie über Wieland spotten und sagen: Wieland ist ein Held wie der Neffe, welcher im Roman: Lettres d'un citoyen de Genève vorkommt, welcher „mit Enthusiasmus von Tugend und Natur spricht und sich Dinge einbildet, die weder bei jener, noch bei dieser, überhaupt nirgends existiren, als nur in dem Kreise wunderlicher Verhältnisse, welche er für seine Sonderbarkeit aus der Ordnung der Dinge herauszureißen gewußt hat"[6]. Als aber bald darauf Don Sylvio erschien, erkannte Julie den Unterschied zwischen dem Wieland, in den sie sich in Bern verliebt hatte, und dem Stadtschreiber in Biberach. Da sie diesen Unterschied nicht als einen Fortschritt und die Aenderung als ein Werk der Frau von Hillern ansah, so erwachte ihre unglückliche Eifersucht, in der sie sich sehr scharf über das neue Buch Wielands, das heute noch viele verständige Menschen mit Vergnügen lesen, aussprach. Ueber

den ersten Theil schrieb sie an Zimmermann: „Dieser Don Sylvio ist ohne Zweifel einer der artigsten Romane, welche ich je gelesen habe; der Styl gefällt mir sehr und — offen gestanden — seine elegante Einfachheit würde mich haben bezweifeln lassen, daß der Roman von Wieland ist. Man muß gestehen, seine moralische Verdorbenheit (perversion) hat wunderbar auf seinen Styl eingewirkt; man kann ihm keine Stelzen, hochtrabende seraphische Reden vorwerfen. Jene Verdorbenheit hat bei ihm noch etwas anderes Gutes geschaffen: den Erfindungsgeist. Ich versichere Sie, daß er in der Zeit, da ich ihn gekannt habe, nicht würde im Stande gewesen sein, das kleinste Abenteuer des Don Sylvio zu erfinden; die Kraft seiner Einbildung führt ihn über die Möglichkeiten und täglichen Ereignisse dieser Welt hinaus[7])." Weniger Beifall fand aber der zweite Theil bei der subtilen Julie, denn sie schrieb über denselben wieder an Zimmermann: „Der erste Theil des Don Sylvio war noch ein unschuldiger und selbst geistreicher Scherz, der zweite scheint mir aber nichts als eine indecente Platitüde; abgesehen von der lasciven Geschichte des Prinzen Biribinker ist das übrige kalt und langweilig; man sieht deutlich, daß der Autor schon müde war und daß — im Komischen wie im Ernsten — das Genie des Verfassers immer nur ein Funken ist, welcher aufsteigt, knistert und verschwindet[8])."

Es scheint, daß Julie an Wieland selbst eine ähnliche Recension geschickt, welche ihn sehr gekränkt hat und worauf er ihr eine sehr ernsthafte Antwort gab, welche Julie allen seinen Schweizer Freunden mittheilte, die ebenfalls sehr strenge darüber urtheilten. Manche aber nahmen Abschriften, und so ist dieser merkwürdige Brief der einzige, welcher von den Briefen Wielands an Julie erhalten wurde. Julie

hatte den Muth auf diesen Brief zu antworten; Wieland aber erkannte, daß ihre Richtungen zu sehr auseinander gehen, und eine Verständigung nur nach einer langen mündlichen Unterredung möglich wäre, und schrieb nie mehr an Julie [9]). Diese schrieb am 23. März 1765 an Zimmermann: „Wieland hat mir auf meinen Brief vom December nie geantwortet. Durch Frau La Roche ließ ich ihm sagen, daß sein alter Schüler Thormann ungeduldig wäre, von ihm keinen Brief zu erhalten, darauf hat er geantwortet, daß er Niemand mehr schreiben würde, daß, sobald er einen Lorbeerbaum würde gefunden haben, stark genug, ihn zu tragen, er mich um eins meiner Strumpfbänder bitten würde, um sich daran aufzuhängen [10]).“

Dennoch blieb Wieland durch sein ganzes Leben ein Verehrer von Julie und sprach mit Recht bei verschiedenen Gelegenheiten von ihrer großen geistigen Begabung [11]). In Weimar erzählte er: „durch mich war die La Roche in genauere Bekanntschaft mit Julie gekommen und durch sie erhielt ich auch später noch von Zeit zu Zeit Nachrichten von Julien, die sich noch immer für mich interessirte und viel litt, als sich von Weimar aus das Gerücht verbreitet hatte, ich sei mehr als Günstling. Sie starb am Genuß eines giftigen Salats, in welchen statt eßbarer Kräuter etwas giftiges gekommen war [12]). Eines Abends erzählte ich meiner Frau auf einmal, ohne durch irgend eine merkwürdige Ideenverbindung darauf geleitet zu sein, mit ungewöhnlichem Eifer diese Wonnestunden meines Lebens, und sie wurde dadurch so gerührt, daß ihr Thränen von den Wangen träufelten, als ich sie genauer ansah. Sonderbar, daß ich, nachdem ich in vielen Monaten an Julie Bondely nicht gedacht habe, ganz ohne alle Veran=

lassung mit solcher Begeisterung dir unsere Liebe erzählte. Einige Zeit darauf meldet mir La-Roche, daß Julie todt sei, und soviel wir mit der Berechnung nachkommen konnten, traf ihr Tod gerade mit jener Abendstunde, wo ich ihrer so innig gedachte, zusammen [13])."

Während das Herz des jungen Stadtschreibers so sehr bewegt wurde, sein Proceß ihm so viele unangenehme Stunden verursachte und sein Amt ihm widerwärtige Arbeiten brachte, entwickelte er eine merkwürdige literarische Thätigkeit. Araspes und Panthea, so wie Clementine von Poretta waren zwar schon in Bern vollendet; der Druck aber und die letzte Feile nahm die Zeit des ersten Jahres seines Biberacher Aufenthalts in Anspruch. Im Jahr 1761 wurde eine Sammlung der poetischen Schriften veranstaltet, und Wieland — der immer an seinen Werken verbesserte — scheute keine Zeit und Mühe, ihr die möglichste Vollendung zu geben. Sie erschien im folgenden Jahre in drei Theilen. Nebenbei beschäftigte ihn der Plan und die Ausführung des Agathon, und er konnte schon im Jahr 1762 einige Kapitel seinen Freunden in der Schweiz zur Beurtheilung übersenden. Endlich erschien noch in demselben Jahr der erste Theil der Uebersetzung Shakspeares. Wenn auch eine Uebersetzung des großen Britten der Natur Wielands nicht zusagte, wie er wohl selbst fühlte und deßwegen später von einer zweiten Auflage nichts mehr wissen wollte, so war sie jedenfalls für die damalige Zeit ein bedeutungsvolles Unternehmen in der deutschen Literaturgeschichte, und Lessing sagt mit Recht darüber: „Die Kunstrichter haben viel Böses von dieser Uebersetzung gesagt. Ich hätte große Lust, sehr viel Gutes darüber zu sagen. Man hätte von den Fehlern kein so großes Aufsehen machen sollen. Das Unternehmen war schwer,

ein jeder anderer als Herr Wieland würde in der Eile noch öfters verstoßen haben; aber was er gut gemacht hat, wird schwerlich jemand besser machen. Wir haben an der Schönheit, die uns das Buch liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen er sie liefert, so beleidigen, daß wir nothwendig eine bessere Uebersetzung haben müßten [14])."

X.

Noten.

1) Der Wieland'sche Prozeß gieng zu Wielands Gunsten durch einen Beschluß des Reichshofrathes erst 1764 zu Ende, nachdem Graf Friederich von Stadion sich in Wien sehr energisch verwendet hatte.

2) In Weimar erzählte Wieland: Sophie von Gutermann hatte eine jüngere Schwester, „eine sechzehnjährige Schönheit in her full blossom, schon mit mir zu kokettiren angefangen; ich hatte sie aber über die ältere völlig übersehen." Diese Aeußerung war die Veranlassung zu manchen unrichtigen Erzählungen, die am besten durch einen Brief an Schinz (Biberach am letzten Juni 1752) rectificirt werden. In demselben heißt es: „Meine Doris hat eine Schwester, die ungemein liebenswürdig ist.

Erhaben stolz, wie sich auf Idas Gipfel
Die Schwester und Gemahlin Jovis zeigte.
— — — Zu einer ansehentlichen Länge gewachsen,
Hebt sie das Haupt empor und geht mit stattlichem Tritte
Langsam, wie Himmlische pflegen, mit großen Augen; die Augen
Leuchten von Unschuld und Ernst.

Das ist die jüngere. Hier ist das meiste vom Portrait der Doris:

Nicht so lang ist die andere, die Glieder zierlich gebauet,
Ihrer pflegt ein glänzender Trupp der Anmuth Gefolge,

Mit erhabenem Gehorsam, mit Sanftmuth und freundlichem Schämen
Zieht sie die Herzen an sich, gewisser als wenn sie geböte.
Diese zwei Schwestern lieben einander recht herzlich."

3) Vergl. Geschichte der Abderiten III. Buch, 18. cap. (pag. 321).

4) Julie schrieb am 3. Dec. 1762 an Zimmermann: Croyez que tout est apprécié dans mon coeur et que rien ne lui a échappé, sur tout pas le moyen, qui satisferait le désir permanent que j'ai de vous voir plus souvent. Mais d'un autre côté vous croyez, que comme presque toutes les filles je ments, lorsque je dis, que je ne me soucie pas de me marier. Non, mon cher ami, je le dis, parceque je sens, que de la tête aux pieds je ne suis pas faite pour l'union conjugale. La quadrature du cercle, la découverte des longitudes, le grand oeuvre même ne me paraissent pas une entreprise aussi effrayante que d'être la femme du meilleur des hommes. Je conçois tous les rapports de la société en général et en paticulier, mais je ne conçois pas, comme on vit avec un mari.

5) Wieland schrieb (Biberach den 5. Jan. 1762) an Zimmermann: „ob Julie gleich unter allen mir bekannten Personen ihres Geschlechts diejenige ist, die mir am besten convenirt, so sehe ich doch nur allzuwohl, daß es umsonst ist, mir Hoffnungen zu machen, die durch ihre und meine Umstände von einer Woche zur andern immer unmöglicher gemacht werden. Ich bin hier wie der Vogel auf dem Zweige, und weiß niemahls gewiß, ob ich morgen seyn werde, was ich heute bin, oder ob ich in acht Tagen nicht den ganzen Plan, den ich mir fürs Künftige gemacht habe, umgestoßen sehen muß. Sie sehen also, daß ich unsere Freundin nicht anders ansehen kann, als wie einer, der in einem Sturm auf einem Bret, das er ergriffen hat, hin und her geschleudert wird, einen Freund ansieht, der in weniger Entfernung von ihm das gleiche Schicksal erfährt. In solchen Umständen kann man niemahls wißen, was man thun wird, weil man nie-

mahls weiß, was man zu thun genöthigt seyn wird. Alles also was mir übrig bleibt, ist lieber alle Extremitäten zu erwarten, als einen Schritt zu thun, durch den ich sogar die Möglichkeit verlieren könnte, jemahls in einen beßeren Zustand zu kommen.

6) E. Bodemann: Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis. Hannover 1874, pag. 12.

7) Bodemann a. B. pag. 282.

8) Bodemann a. B. pag. 287.

9) Wieland schrieb am 16. Juli 1764 an Julie: J'ai été autrefois Enthousiaste en fait de religion, de Métaphysique et de Morale; je l'ai été de bonne foi: telle étoit ma façon d'être alors, ou le resultat de cent milles causes physique et morales. Quoique ayant cessé d'être enthousiaste dans un sens, je ne suis pas moins ami de la vérité, je ne trouve pas la vertu moins aimable, pour ne pas croire à la préexistance de l'âme, ou pour ne m'exstasier plus à l'image d'un seraph couleur de rose, aile d'or et d'azur. — Spéculations et raffinements, qui ne sont que des échasses, sur lesquelles la vanité de l'esprit humain aime à se promener, des chimêres agréables, dont les âmes voluptueuses se repaissent. J'ai été obligé ou de reformer mon Platonisme, ou d'aller vivre dans quelque désert du Tyrol. L'expérience m'a désabuse d'une illusion après l'autre, enfin je me suis trouvé au niveau. Je pense sur le Christianisme comme Montesquieu sur son lit de mort; sur la fausse sagesse des esprits sectaires et les fausses vertus des fripons comme Lucien: sur la morale spéculative comme Helvetius, sur la métaphysique — rien du tout, elle n'est pour moi qu'un object de plaisanterie. C'étoit dans le tems de mon Enthousiasme, de mon Platonisme, que j'étois ardent, colère a tout outrance, singulier, capricieux, grondeur; depuis que je suis homme a écrire des Biribinkers et des Endymions, j'ai appris à modérer mes passions. J'espére vous assurer, que j'ai toujours porté naturellement, jusque dans mes fautes, le caractère d'honnêteté, qui est né avec moi.

Je ne me suis jamais donné pour un modèle de vertu; aussi je ne suis pas obligé de l'être, on trouveroit, que j'ai quelques fois l'esprit fou, mais le coeur toujours bon.

A ce que me mande mon ami de Zuric, on me donne pour libertin, j'ai nombre de maîtresses. Je ne comprends pas, comment un homme, obligé de vivre de 1200 florins*), pourroit être si libertin et entretenir tant de maîtresses. La vérité est, que j'ai des liaisons d'amitié et de paranté avec deux ou trois femmes respectables, non par leur figure, mais par leur mérite, que j'ai eu quelques gouts passagers pour des jeunes personnes, que j'ai dû épouser, je ne sais pas pourquoi et que je prie de chercher ailleurs leur épouseurs: enfin que j'ai eu une espèce d'intrigue, ou l'amour a trouvé à propos, de me faire éprouver la vérité des deux vers, que Voltaire a crayonnés au-dessous d'une statue de cette divinité, dans les jardins de Versailles. Je trouve bien risible, que le public puisse se mettre dans la tête, que je dois être exempt d'une foiblesse, si c'en est une, d'aimer des femmes aimables, a laquelle depuis notre premier père, tous les hommes sages et foux ont été plus ou moins sujets, et que même les plus grands hommes ont poussé aux excès les moins excusables. J'ai aimé depuis ma dix-septième année, grâces à Dieu, au moins une bonne douzaine des femmes charmantes.

Tous ces femmes m'ont fait éprouver bien des peines, presque tous mes amours étoient de l'espéce de celles, qu'on appelle passions, c'étoient des divinités que j'adorai; j'ai poussé même quelquefois les sentimens et l'amour platonique jusqu'a un heroisme, dont je ne me sens plus capable.

---

*) In der Sammlung der Briefe Wielands, herausgegeben von H. Geßner II. pag. 242, heißt das Wielandsche Einkommen 1200 francs. Das ist aber eben so falsch, wie wenn man China mit Chinin übersetzt, wie es Bodemann (s. a. B. pag. 69) gemacht hat, weil es damals weder francs noch Chinin gegeben hat.

Le Biribinker est un conte extravagant, une débauche d'esprit, dont le but étoit, de faire rire toute l'espéce humaine et de turlupiner certaines femmes, qui osent prétendre au sentiment, et ne sont au fond que des espèces méprisables. J'avoue que je les ai dépeintes à la Hogarth, mais où est le mal?

J'ai menagé la pudeur, j'ai tiré le rideau, où même un Montesquieu a osé faire des tableaux. Je sais qu'on me condamne à présent d'aprés les arrêts, que j'ai prononcé, il a huit ans, contre Ovide, Rousseau, La Fontaine et autres gens d'ésprit fort. Il n'y a rien de plus aisé à voir, que ce que j'avois tout alors en traitant de crimes, des yeux d'esprit, des badinages, ou des tableaux des moeurs et des passions.

Qu'on oublie enfin ces Don Quichoteries morales de ma première jeunesse, qu'on me juge d'aprés la regle générale et qu'on m'accorde la même liberté, que les auteurs les plus graves de l'antiquité et de nos temps ont pris et que personne ne s'est avisée de leur contester.

Je connois des personnes très sages, qui n'ont pas été scandalisées de Biribinker, qui en ont ri et l'ont laissé passer, s'imaginant, que l'auteur en les divertissant, avoit mieux employé quelques heures perdues, que s'il les avoit passées avec les Senateurs de Biberac dans quelque cabaret à s'énivrer d'un mauvais vin. Cependant si des personnes graves et austères sans ostentation, s'étonnent de me voir l'auteur d'une pareille extravagance, il y a de quoi me plaindre: elles peuvent même me blâmer, mais elles n'iront pas pour cela, jusqu'à penser désavantageusement de mes moeurs et de mon caractère. Je me persuade, avoir déjà fait dire à mes interlocuteurs, tout ce qu'on peut dire contre Biribinker et pour sa defense.

10) Bodemann a. B. pag. 84.

11) Die hohe geistige Begabung der Julie von Bondeli hat jeder anerkannt, der mit ihr in Berührung gekommen ist. Schädelin (Julie Bondeli, die Freundin Rousseau's und Wieland's,

Bern 1838) und Bodemann (a. B.) haben beide sich um Literaturgeschichte Verdienste erworben; jener durch ihre Lebensgeschichte, dieser durch die Herausgabe einer Anzahl Briefe der Julie von Bondeli. J. J. Rousseau schrieb über einen Brief, den sie an Professor Heß in Zürich geschrieben hat: Je dis „avec surprise", parcequ'elle réunit ce qui se trouve rarement où que ce soit et ce que je n'aurais point cherché à Berne, la solidité et le coloris, la justesse et l'agrément, la raison d'un homme et l'esprit d'une femme, la plume de Voltaire et la tête de Leibnitz, elle réfute mes censeurs en philosophie et les raille en petite maitresse; sa critique est aussi raisonnée que ses bons mots sont saillants. La manière dont elle défend Helioise m'en fait presque aimer les defauts et sur le seul qu'elle ait relevé, je suis bien heureux qu'elle ait bien voulu n'en trouve d'autre. A l'égard de l'ecrit sur le sens morale je ne l'ai pu bien compris partout et je crois que c'en est ma faute. Quoiqu'il en soit je m'honorerais toujours d'une pareille avocate et je serais bien faché de n'être pas attaqué, lorsque je serais défendu par elle. (Bodemann a. B. pag. 93.)

12) Diese Erzählung Wielands ist nicht richtig: im Jahr 1769 war Julie im Schloß Montricher, wo die Köchin Schirling mit Petersilie verwechselte und wodurch Julie, ihre Schwester und deren Gemahl vergiftet wurde. Jedoch erholte sie sich bald wieder, schneller als ihre Verwandten. Erst im Jahr 1778 am 8. Aug. starb Julie von Bondeli unter schrecklichen Schmerzen in den Armen ihrer zwei Freundinnen Mariane Fels und der Frau von Sandoz, noch nicht 47 Jahre alt (Bodemann a. B. pag. 177 und 181).

13) Frau von La Roche zeigte Wieland den Tod „des Engels, der einst Julie Bondely hieß", (wie er sagte) an. In der Antwort (Weimar 20. Jan. 1779) erzählt er seiner Freundin fast mit denselben Worten das oben Mitgetheilte.

Wieland reiste Ende des Jahres 1777 nach Mannheim, weil auf dem dortigen Hoftheater sein Singspiel (Musik von Schweizer) gegeben wurde. Als Frau von La Roche ihm Hoff-

nung machte, ebenfalls nach Mannheim zu kommen, schrieb er (Weimar 26. Octbr. 1777): Sie sind eine herrliche Frau, daß Sie mit Ihrer Max nach Mannheim kommen, und Rosamunden hören wollen. Der blose Gedanke, Sie da wieder zu sehen, macht mich jauchzen. Ach! Sophie, ein einziger Augenblick Gegenwart, von Angesicht zu Angesicht — wieviel Verworrenes und Dunkles löset und hellet das auf! Wie verschwinden da alle Zweifel, alle Misverständnisse! — dann wollen wir auch von Julie Bondely reden, und Sie sollen mir dann sagen, ob ich nicht Recht habe, daß ich auch mit dieser alten Liebschaft meiner Seele nicht eher, bis ich sie wieder gesehen habe, briefstellern will.

Frau von La Roche starb am 18. Febr. 1807. Als eine deutsche Fürstin (von Neu-Wied) diesen Tod dem Wieland anzeigte, antwortete dieser: die Welt kann zufrieden seyn, eine so außerordentliche Frau — die von ihrer Kindheit an für diese Welt viel zu gut war — 76 Jahre lang besessen, und 36 Jahre die Früchte ihres mit ihrem Herzen gänzlich in Eins verwebten und gleichsam zusammengewachsenen Geistes dankbar und undankbar genossen zu haben. Für uns lebt Sie jetzt nur noch, insofern wir ihrer gedenken, und das wollen wir, und noch oft in unsern Briefen auf sie zurückkommen. Denn die köstlichen Worte „sehen Sie mich an als ihr Vermächtniß", lassen mich hoffen, daß es Euer Durchlaucht Wunsch und Wille ist, in einen freundschaftlichen Briefwechsel mit Sophiens ältestem Freunde zu treten, und ihrer Liebe zu ihm, als eines verlassenen und von keinem ihrer Erben angesprochenen Gutes um so unbedenklicher und geneigter sich zu bemächtigen, da Sophie selbst, wenn sie mir in ihrer Krankheit geschrieben hätte, mir die Ihrige, die ihr so theuer war, vermacht haben würde.

A propos von Vermächtnissen, darf ich so frey seyn, Euer Durchlaucht zu fragen, ob Ihnen nicht bekannt ist, wie unsere Freundin über ihre Papiere und Briefe, besonders über die von Julie Bondely, und über diejenigen von den meinigen, die sie etwa des Aufhebens werth geachtet, disponirt hat? Es wäre

mir schmerzlich, wenn Juliens Briefe in profane Hände*) kämen, und daß Sophie, wenn sie ihr Ende auch nicht mit Gewißheit vorausgesehen hat, nicht auf alle Fälle verordnet haben sollte, daß mir, wenn sie diese Krankheit nicht überlebte, alle meine Briefe zurückgeschickt werden sollten, kann ich mir kaum vorstellen. Vielleicht haben Eure Durchlaucht Gelegenheit, einige Kunde hierüber einzuziehen. Wenn Julie Bondely's Briefe Ihnen vermacht worden wären, dann wären sie in den rechten Händen. Sie sind ein wahrer Schatz für Jemand, der ihren Werth zu schäzen weiß, und ich habe auf keine Weise an ein Näherrecht Anspruch zu machen.

14) Lessings Werke, herausgeg. von Lachmann VII. pag. 68.

Goethe sagt (Werke XXII. pag. 52) über die Uebersetzung Shakspeares von Wieland: diese Uebersetzung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Auctor allzusehr im Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die französische Sinnesart hervorblickt.

*) Hatte wohl Wieland eine Ahnung von dem Inhalt aller Briefe? konnte er sich denken, daß ein Theil der Correspondenz zwischen Sophie und Julie in Zimmermanns Hände gerathen sind, nach dessen Tod sie in die Bibliothek in Hannover wanderten, um im Jahr 1874 gedruckt zu werden? (vergl. Bodemann n. n. O. pag. 268—287.)

XI.

Friederich Graf von Stadion.

Warthausen liegt eine halbe Stunde nördlich von Biberach und besteht aus drei Theilen: Ober-Warthausen, Unter-Warthausen und Schloß Warthausen. Die beiden ersten sind jetzt so ziemlich vereinigt, zur Zeit aber, von der wir hier sprechen, waren sie vollkommen getrennt. Ober-Warthausen, das auf einem Hügel liegt, bestand damals aus der Dorfkirche, dem reizend gelegenen Pfarrhause, der Schule, dem Nonnenkloster und zwei Bauernhäusern. Der übrige Theil des Berges bestand aus Gärten, welche der Herrschaft oder dem Kloster gehörten. Gegen Norden ist der Hügel, auf dem Ober-Warthausen liegt, durch ein breites Thal begränzt, auf dessen anderer Seite der Schloßberg ist. Unter diesem liegt in dem Thal an der Riß das Dorf Unter-Warthausen.

Warthausen gehörte ursprünglich einer adeligen Familie, welche sich von Warthausen schrieb und deren Glieder ihren Ursprung von den sagenhaften Grafen von Kesselburg [1]) ableiten; später wohnten dieselben in Alberweiler, wo die letzten der Familie in der dortigen Kirche begraben sind. Kaiser Friederich I., der Rothbart, wollte die Familiengüter in Schwaben vergrößern und kaufte unter andern im Jahr 1168

die Herrschaft Warthausen, welche aber schon sein Sohn Philipp oder sein Enkel Friedrich II. dem Truchseß Eberhard von Waldburg dem Kostfreien, wegen seiner Verdienste um das Staufische Haus, verlieh. Damit blieb Warthausen in Waldburgischem Besitz, und es schrieb sich eine Linie Waldburg-Warthausen. Im Jahr 1331 verkauften die Waldburg die Herrschaft Warthausen an die Herzoge Albrecht und Otto von Oestreich. Von den Herzogen von Oestreich kam die Herrschaft im Jahr 1446 in pfandschaftlichen Besitz der Reichsstadt Biberach, der sie aber im Jahr 1529 — trotz Protesten und Processen — wieder abgenommen und dem Dr. Hans Schad (dessen Sohn eine Tochter des Kaisers Maximilian I., nemlich die Ottilie Langin von Wellenburg zur Gattin hatte) anfänglich pfandweise, dann aber im Jahr 1532 als östreichisches Mannslehen überlassen wurde. Am 15. December 1695 starb Leopold von Schad ohne Nachkommenschaft, als der Letzte der Warthauser Linie, und damit fiel die Herrschaft an Oestreich zurück, welches sie am 18. Januar 1696 dem Johann Philipp von Stadion als Lehen verlieh.

Die Stadion stammen aus dem Bündt'schen, wo sie im Prettigöw ihre Stammburg hatten. Schon sehr früh kamen sie mit den Pfalzgrafen von Tübingen nach Schwaben und waren daselbst schon im 12ten Jahrhundert begütert [2]). Walter von Stadion war östreichischer Landvogt von Glarus und Kriegsoberster. Als das Land Glarus sich gegen das Haus Oestreich auflehnte, wollte er es zum Gehorsam bringen, wurde aber von den Glarnern erschlagen und seine Stammburg zerstört (1452). Von da an wurde die Stadion'sche Familie vom Haus Oestreich sehr begünstigt, besonders durch Verleihung von Lehen: dadurch und dann noch durch Kauf

und Heirathen wurden ihre Güter in Schwaben, Franken und Böhmen bedeutend vermehrt. Als im Jahr 1708 der Kaiserliche Chur=Mayntzische geheime Rath, Canzler und Groß=Hofmeister Johann Philipp von Stadion die Grafschaft Thannhausen von den Grafen von Sinzendorf erkaufte, wurden die Stadion Reichsgrafen und in das schwäbische Reichsgrafen=Collegium aufgenommen. Nach dem Tod des Grafen Johann Philipp vererbten sich die Stadion'schen Güter auf seine zwei Söhne, wodurch zwei Linien, die Friederich'sche und die Philippin'sche, entstanden. Der Stifter der ersten Linie war der Kaiserliche, Königliche Geheime Rath, Chur=Mayntzische Conferenz=Minister und Oberst=Hofmeister Friederich Graf von Stadion, geboren den 5. April 1691.



Friederich Graf von Stadion.
(Nach einem Oelgemälde von H. Tischbein, im Besitze des Verfassers.)

Nach vollendeten Studien machte derselbe größere Reisen in Deutschland, Italien, Frankreich und England, trat dann in Kaiserliche Dienste, wurde langjähriger Gesandter in London, dann erster Minister des Churfürsten von Mainz. In letzterer Stelle wirkte er sehr segensreich, mußte aber — wegen Mißhelligkeiten am Mainzer Hof — dieselbe im Jahr 1761 niederlegen [3]) und verlegte seinen Wohnsitz nach Warthausen, wo er schon früher für einen solchen Fall neue Einrichtungen ausführen ließ.

Das Festungs- und Burgartige des Schlosses wurde entfernt, die Gräben ausgefüllt und der Platz um das Schloß geebnet. An die nördliche Seite wurde ein neuer Flügel und parallel mit diesem eine schmale Gallerie für die Bibliothek angebaut, wodurch ein großer Hof entstand, der durch ein hohes Gitter abgeschlossen war. In einiger Entfernung vom Schloßhof wurde die Meierei und ein Gebäude für Beamte und Kanzleien theils neu-, theils umgebaut. Das Innere des Schlosses wurde vollständig im neuern Geschmack geändert, die Zimmer und Säle auf das Eleganteste eingerichtet, mit Möbeln versehen, welche in London gearbeitet waren; die Wände waren mit prächtigen Bildern geschmückt, und um diese zu erhalten, um neue zu malen und um alte zu restauriren, waren im Schloß immer Künstler anwesend, unter denen sich Tischbein befand, der später mit Göthe in Rom viel zusammen war und als Zögling des Grafen galt.

Der Schloßberg ist gegen das Dorf, also gegen Osten und Süden steil abschüssig, gegen Norden und Westen aber eben. Die ebene Umgebung des Schlosses wurde mit Anlagen und Gärten im Geschmack der damaligen Zeiten angelegt: große Laubgänge, steif beschnittene Hecken mit Nischen,

Tempel und vielen Springbrunnen. Vom Garten führte eine Allee zu einem großen, fischreichen See, an dessen oberem Ende ein Tempel mit Gartensalon und Nebencabinetten war. An diesem Tempel war eine hellklingende Glocke, welche jeden Tag zu der Stunde geläutet wurde, zu welcher die Fische gefüttert wurden, wozu in der Regel die Herrschaft mit den Gästen sich einfand.

Diejenigen Punkte, welche auf der Ebene des Schloßberges liegen und die entweder eine schöne Aussicht darboten oder im benachbarten Wald schöne Baumgruppen hatten, wurden geebnet und zu den Zwecken, welche der Graf ausdachte, hergerichtet und zu ihnen passende Wege angelegt. Dieser liebte es nemlich, seine Gäste zu diesen Punkten zu führen, wo sie entweder durch die schöne Aussicht, oder durch eine unsichtbare Musik, oder durch eine gedeckte Tafel, bei der die Diener in fremden Trachten erschienen, überrascht wurden.

In Ober-Warthausen hatte der „Binder" (Schloß-Küfer) im dortigen herrschaftlichen Garten, der neben der Kirche lag, seine Keller, Werkstätte und Wohnung. Neben dieser ist ein Punkt, von dem man eine schöne Aussicht (gegen das obere Rißthal, gegen Biberach und gegen die Schweizer und Tiroler Alpen) hat; dort errichtete der Graf ein kleines Gebäude mit Salon und ein paar Cabinetten [4]). Dahin fuhr er fast täglich mit seiner Familie, gieng von da in die Kirche, gab nachher dort seinen Unterthanen Audienz und sah es sehr gern, wenn sich dann um ihn die Familie, seine Gäste, die zwei Geistlichen des Ortes [5]), die Priorin des Klosters mit einigen Nonnen versammelten. In Biberach besaß er ein Haus, das für das eleganteste in ganz Oberschwaben galt.

Nach der Ansicht des Grafen war der höchste Schmuck

des Schlosses in Warthausen die Bibliothek, welche er von Mainz mitgebracht hatte und immer mit großer Sorgfalt fortsetzte. Wenn es wahr ist, daß man aus der Bibliothek eines Menschen denselben am besten kennen lernen kann, so möchte es wohl der Mühe werth sein, hier einen Augenblick zu verweilen. Die Warthauser Bibliothek enthielt einige alte Manuscripte, eine Sammlung alter Drucke, namentlich seltene Ausgaben der römischen und griechischen Classiker, Geschichtswerke, besonders Memoiren. Eine besondere Zierde bildete die italienische, englische, französische und deutsche schöne Literatur, und zwar nicht allein die neuere, sondern auch die ältere, welche in einer seltenen Vollständigkeit vertreten war.

Der Graf liebte es, die Gäste in seiner Bibliothek zu vereinigen, wobei er dieselben auf die Schätze derselben aufmerksam machte. Da er ein feiner, sehr gebildeter Herr und in seiner Bibliothek ganz zu Hause war, so hatte er für jeden etwas Interessantes vorzuzeigen.

Graf Friederich sprach und schrieb nur in französischer Sprache und las mit Wohlbehagen die Werke der damaligen französischen Literatur, was jedermann natürlich fand, weil dieß allgemein Mode war. Dagegen war er zu gebildet, als daß er die französische Literatur als die allein schöne und mustergiltige hätte gelten lassen, vielmehr zog er die der Engländer bei weitem vor und hielt Shakspeare für den ersten Dichter, weßwegen er von vielen für einen Esprit fort gehalten wurde. Wenn aber Graf Stadion in das Lob der alten und neuen deutschen Literatur ausbrach, wenn er behauptete, daß man jetzt sich in der deutschen Sprache „eben so elegant“ ausdrücken könne, wie in der französischen; wenn er sich glücklich pries, daß er in einer Zeit lebe, wo

die Schätze der alt-deutschen Literatur gehoben werden und er deßwegen die Morgenröthe der neuen deutschen Literatur schauen könne: so erregte dieß bei vielen, besonders bei seinen Standesgenossen Kopfschütteln, und er galt deßwegen bei manchen nicht allein als Esprit fort, sondern auch als Sonderling.

Um mit den neuesten Erscheinungen der französischen und englischen Literatur auf dem Laufenden zu bleiben, hatte Stadion in Paris und London eigene Berichterstatter: für die deutsche Literatur waren La Roche und seine Gattin die besten Rathgeber.

La Roche hieß ursprünglich Frank, war der Sohn eines vermöglichen und geschickten Chirurgen in Tauberbischofsheim, welcher früh starb.

Graf Stadion hielt sich einmal einen Winter lang im churmainzischen Schloß mit seiner Familie in Tauberbischofsheim auf. Dorthin wurden am heiligen Abend die Kinder des Ortes zur Christbescheerung eingeladen, wobei sich der Graf mit jedem Kinde unterhielt. Unter denselben befand sich der drollige, fünfjährige Michael Frank, der unter allen Kindern am meisten Geist zu haben schien und auf alle Fragen trefflichen Bescheid wußte. Deßwegen wurde er vom Grafen mehr als irgend ein anderer beschenkt, so daß ein Bedienter daran zu tragen hatte. Beim Weggehen sagte der Graf: „Nun, Michel, komm' jetzt bald wieder zu mir." Dieß wirkte bei dem Kleinen so, daß er bei Tagesanbruch die Nachtjacke seiner Mutter anzog, weil er seine Kleider nicht fand, und in diesem Anzug heimlich nach dem Schloß lief, wo er durchaus zum gnädigen Grafen gelassen zu werden verlangte. Auf sein ungestümes Drängen gieng der Kammerdiener wirklich ins Schlafzimmer und erzählte seinem eben

erwachenden Herrn das kleine Abenteuer. „Bring mir den Jungen herein,“ sagte Stadion, und bald darauf trat der kleine Michel ganz erstarrt und blau vor Frost zum Grafen ans Bett. „Junge,“ sagte der Graf, „diese Liebe will ich Dir gedenken.“ Sogleich hob er ihn zu sich ins Bett und legte ihn zwischen sich und seine Gemahlin, wo er, nachdem er eine Tasse Kaffee getrunken hatte, sich bald wieder erwärmte. Noch an demselben Tag setzte der Graf der Mutter so lange zu, bis sie ihm das Kind ganz überließ, und nun vertrat Stadion selbst Vaterstelle und gab dem Jungen Unterricht im Lesen, Schreiben und den Sprachen. Von dieser Zeit an hieß er nicht mehr Frank, sondern La Roche und wurde später auf Stadions Verwenden vom Kaiser in den Adelstand erhoben. Schon als Knabe mußte er — wie Göthe erzählt — „Briefe beantworten, Depeschen ausarbeiten, die dann auch von ihm mundirt, öfters chiffrirt, gesiegelt und überschrieben werden mußten. Dieß dauerte mehrere Jahre. Als der Knabe zum Jüngling herangereift war und dasjenige wirklich leistete, was er sich bisher nur eingebildet hatte, führte ihn der Graf an einen großen Schreibtisch, in welchem sämmtliche Briefe und Pakete, unerbrochen, als Exercitien der ersten Zeit aufbewahrt lagen.“

Göthe gibt noch ein anderes Beispiel von der Art, wie La Roche erzogen wurde. „Eine andere Uebung, die der Graf seinem Zögling zumuthete, wird nicht so allgemeinen Beifall finden. La Roche nämlich hatte sich üben müssen, die Hand seines Herrn und Meisters aufs genaueste nachzumachen, um ihn dadurch der Qual des Selbstschreibens zu überheben. Allein nicht nur in Geschäften sollte dieses Talent genutzt werden, auch in Liebeshändeln hatte der junge Mann die Stelle seines Lehrers zu vertreten. Der Graf

war leidenschaftlich einer hohen und geistreichen Dame verbunden. Wenn er in deren Gesellschaften bis tief in der Nacht verweilte, saß indessen sein Secretair zu Hause und schmiedete die heißesten Liebesbriefe: darunter wählte der Graf und sendete noch gleich zur Nachtzeit das Blatt an seine Geliebte, welche sich dann doch wohl daran von dem unverlöschlichen Feuer ihres leidenschaftlichen Anbeters überzeugen mußte. Dergleichen frühe Erfahrungen mochten denn freilich dem Jünglinge nicht den besten Begriff von schriftlichen Liebesunterhaltungen gegeben haben."

Als der Graf als Gesandter nach London gieng, nahm er seinen Zögling mit, der dadurch Gelegenheit erhielt, das dortige Staatsleben und die englische Literatur zu studiren. Später übernahm der Graf die Stelle eines churmainzischen ersten Conferenz-Ministers und Oberhofmeisters in Mainz, und La Roche wurde churmainzischer Regierungsrath und erster Stadion'scher Rath.

La Roche galt für eine außerordentliche Arbeitskraft, der zugleich in Gesellschaft liebenswürdig, geistreich und sehr lebhaft an allen Unterhaltungen Theil nahm. Die englische und französische Literatur schätzte er sehr hoch und fühlte sich von den Schriften Voltaire's wegen ihrer Klarheit und Schärfe am meisten angezogen. Da er das Glück hatte ein schöner Mann zu seyn, dessen feine Züge, dessen geistreiches Auge jeden einnahmen, so ist es kein Wunder, daß er ebenso, wie im Cabinet, so in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung einnahm und überall gesucht war.

Als Graf Stadion im Jahr 1754 in Geschäften sich mit La Roche längere Zeit in Augsburg aufhielt, lernte dieser die Sophie von Gutermann kennen, ehelichte sie und nahm sie mit sich nach Mainz.

Der churfürstliche Hof in Mainz wurde, was Pracht und Geist anbelangt, von keinem Hof in Deutschland übertroffen. Denn der Churfürst war nach dem Kaiser der erste Reichsfürst, mit vielen und großen Domainen versehen, deren Ertrag dadurch bedeutend erhöhet wurde, daß dem Churfürsten, wie seinen 42 Domherrn, gewöhnlich noch weitere, sehr einträgliche Präbenden übertragen wurden. Deßwegen wurde an diesem Hof ein seltener Glanz entwickelt, der aber durch Geist erhöht wurde, weil er ein geistlicher Hof war, bei dem deßwegen — mehr als bei jedem andern — Wissenschaft und Kunst gepflegt wurde und an dem Männer von jedem Stande Zutritt hatten, welche sich hervorthaten. Dorthin brachte La Roche seine neuvermählte Frau, der jetzt Gelegenheit gegeben war, sich in höhern Gesellschaften bewegen zu lernen und mit ausgezeichneten Personen Bekanntschaft zu machen.

Bald gehörte Frau von La Roche zu der Familie des Grafen; sie wurde die Freundin seiner Töchter, und wie ihr Gemahl für den Grafen im Cabinet, so war sie der Gesellschaft des gräflichen Hauses unentbehrlich. Bei ihrer ausgebildeten Beobachtungsgabe, bei ihrem feinen Takt, bei ihrem Streben sich immer mehr zu vervollkommnen, suchte jedermann in ihre Nähe zu kommen, um durch sie angeregt zu werden. Sie führte bald die Correspondenz mit dem Abbé La Chan in Paris — dem Berichterstatter des Grafen über die dortigen literarischen Erscheinungen — und referirte dem Grafen über die neuesten Erscheinungen der englischen, französischen und deutschen Literatur.

La Roche gieng sehr frühzeitig seinen Geschäften nach. Bevor er ins Cabinet gieng (gewöhnlich schon um 7 Uhr), pflegte er seiner Frau Stellen aus deutschen, französischen

und englischen Büchern anzumerken: diese studirte sie eifrig und suchte dieselben im Gespräch bei der Tafel oder beim Auf- und Abgehen durch eine Reihe von Zimmern auf eine graziöse Weise so anzubringen, daß der alte Herr damit immer aufs Beste unterhalten wurde.

Als der Graf in seinem 71ten Jahr seinen Wohnsitz nach Warthausen verlegte, so vermochte er seinen Zögling, seine Stelle als churmainzischer Rath niederzulegen, ganz in seine Dienste zu treten und mit ihm nach Schwaben zu ziehen. Dagegen wünschte er, daß seine Söhne und Schwiegersöhne in ihren bisherigen Stellen verblieben, und es zog daher mit ihm von der gräflichen Familie nur seine Gemahlin (welche sich aber nur wenig an der Gesellschaft betheiligte und ihre Zeit ganz der Kirche und den Armen zuwandte) und die jüngste Tochter, die Gräfin Maximiliane [6]), welche aber bald fortkam, indem sie Stiftsdame (später Fürstin Aebtissin) im benachbarten Stift Buchau wurde. Dennoch war das Schloß immer mit Gästen gefüllt: die Söhne und Töchter mit ihren Familien [7]), viele Bekannte, namentlich aus Mainz und Wien, der oberschwäbische Adel, hohe und niedere Geistliche, Gelehrte und Künstler besuchten das Schloß.

An die Herrschaft Warthausen gränzte, wie an viele andere adelige Herrschaften und Prälaturen, „die oberschwäbische freie Pürsch", auf der die Bauern und Städter das Jagdrecht ausüben durften. Die Herrn Prälaten und die vom Adel suchten von jeher dieses Recht entweder zu beschränken oder am liebsten ganz aufzuheben, weil sie meinten, Bürger und Bauern gehören nicht auf die Jagd, und weil sie ihre eigene Jagd durch dieses Recht geschmälert glaubten. Da diese Herren bemerkten, wie gerne Graf Stadion dem Jagdvergnügen huldigte, und da sie wußten, daß er

bedeutenden Einfluß beim Reichshofrath in Wien habe, so wurde er gebeten „einen Plan zu unterstützen, nach welchem die kleinen Jagdrechte der reichsstädtischen Bürger und angränzenden Bauern aufgehoben, und diese sogenannte freie Pürsch ihren Forsten zugegeben würde". Der große Mann hatte den Vortrag ruhig angehört, stund auf und sagte: „mir ist leid, daß Sie Ihr Vertrauen auf meinen Kredit bei dem Reichshofrath in dieser Sache zeigen. Wenn Sie die Forste zur freien Pürsch machen wollen, so trete ich bei; aber zur Aufhebung der freien Pürsch, als dem einzigen Hülfsmittel gegen die Menge des ihre Felder zerstörenden Wildes, niemals, denn die Bauern sind mir lieber als Hirsche und wilde Schweine [8])."

Diese Aeußerung war bald in Oberschwaben bekannt und machte den Grafen zum populärsten Mann; die Reichsstädte und Gemeinden schickten Deputationen zum Grafen, um ihm ihre Dankbarkeit zu bezeugen; und da alle in Warthausen gastlich bewirthet wurden, so war der Graf bald im Munde aller Bürger und Bauern. Die Reichsstadt Biberach schickte zur Deputation nach Warthausen ihre zwei Bürgermeister und die geheimen Herrn, welche bei ihrer Zurückkunft nicht genug von der Liebenswürdigkeit und dem Geist des Grafen, dem freundlichen Empfang bei Herrn von La Roche und seiner Gattin, mit der viele verwandt waren, von dem schönen Schlosse, seinem Garten, von den schönen Gemälden, der großen Bibliothek und der interessanten Sammlung physikalischer Instrumente zu erzählen wußten.

XI.

Noten.

1) Kesselburg lag auf dem Höhenzug links des Weges zwischen Biberach und Warthausen.

2) Im Jahr 1356 „starb die edle Frau Agnes von Stadion" und wurde in Tübingen in der Kirche des Augustiner-Stiftes begraben, wo noch 1742 ihr Bildniß und Epitaphium zu sehen war. Zeller vermuthete, sie sei entweder eine Stifterin oder eine Benefactrix des Augustiner Klosters (des jetzigen protestantischen Stiftes in Tübingen) gewesen. Cfr. A. C. Zeller's Merkwürdigkeiten der Universität Tübingen. Tübing. 1745 pag. 197 und 205.

3) Wieland erzählte in Weimar: Stadion habe den „Cardinal Nepoten" zum Fenster hinauswerfen wollen, und deßhalb vom Churfürsten den Befehl erhalten, auf seine Güter sich zu verfügen und nicht eher als gerufen wieder bei Hof zu erscheinen.

4) Es ist dieß die jetzige Wirthschaft zum Kahlenstein. Das Gebäude ist im Lauf der Zeit im Innern sehr verändert worden.

5) Der Ortsgeistliche Heggelin war ein Muster eines würdigen Geistlichen, weßwegen der berühmte Bischof Sailer ihm ein Monument setzte, in seiner Schrift: „Früchte einer echten Pastoraltheologie oder kurz gefaßte Lebensgeschichte echtgebildeter Priester." (J. M. Sailer's sämmtliche Werke. Sulzbach 1839. Band XXI. pag. 90—92.) Der bekannte Domcapitular Christoph

Schmid hielt sich in seiner Jugend auf Sailers Rath längere Zeit bei Heggelin in Warthausen auf und lieferte zu Sailers Schrift Nachträge im II. Band (pag. 70—73) der Erinnerungen aus meinem Leben. Augsb. 1853. Dort findet sich: der berühmte Schriftsteller Wieland, damals noch Stadtschreiber in Biberach, hielt sich viel bei der gräflichen Herrschaft in Warthausen auf. Dort lernte er Heggelin kennen und ehrte ihn sehr hoch. Einst kam die Herrschaft in den Gottesdienst und Wieland begleitete sie. Heggelin bot dem Grafen und der Gräfin Weihwasser, ihm aber nicht. Wieland fragte nachher: „Warum haben Sie mir kein Weihwasser geboten?" Heggelin sprach: „Weil Sie, Ihrer Confession zufolge, das Weihwasser als eine leere Zeremonie betrachten müssen, ich aber die Gebräuche meiner Kirche entweihen würde, wenn ich sie zu bloßen Höflichkeits-Bezeugungen herabwürdigen würde." Der alte Graf Stadion hielt sich von Heggelin immer ferne; um so mehr aber galt dieser würdige Mann bei den übrigen Gliedern der gräflichen Familie. Dagegen war der zweite Geistliche viel um den Grafen und fast täglich bei der Tafel, obschon er ein ganz unbedeutender Mann war.

6) Frau von La Roche gibt in der Geschichte der Fräulein von Sternheim eine Beschreibung der Gräfin Maximiliane: „O! fände ich nur in jeder großen Gesellschaft oder unter den Freunden unseres Hauses Eine Person wie die Stiftsdame, man würde den Ton meines Kopfes und Herzens nicht mehr mürrisch gestimmt finden! Diese edelmüthige Dame lernte mich in Maynz kennen, ihre erste Bewegung für mich war Achtung, mich als eine Fremde etwas mehr als gezwungene Höflichkeit genießen zu lassen. Ich hatte das Glück, ihr zu gefallen, und erhielt dadurch den Vortheil, den liebenswürdigen Charakter ihres Geistes und Herzens ganz kennen zu lernen. Niemals habe ich die Fähigkeit des einen und die Empfindungen des andern in einem so gleichen Maß Fein, Edel und Stark gefunden, als in dieser Dame. Ihr Geist und die angenehme Laune, die ihren Witz charakterisirt, machen sie zu der angenehmsten Gesellschafterin, die ich jemals gesehen habe; [und beinahe möchte

ich glauben, daß einer unserer Dichter an sie gedacht habe, da er von einer liebenswürdigen Griechin sagte:

— Es hätte ihr Witz auch Wangen ohne Rosen
Beliebt gemacht, ein Witz, dem nie an Reitz gebrach,
Zu stechen oder lieb zu kosen
Gleich aufgelegt, doch lächelnd wenn er stach,
Und ohne Gift — — —].

Sie besitzt die seltene Gabe, für alles, was sie sagt und schreibt, Ausdrücke zu finden, ohne daß sie das geringste Gesuchte an sich haben; alle ihre Gedanken sind wie ein schönes Bild, welches die Grazien in ein leichtes natürlich fließendes Gewand eingehüllt haben. Ernsthaft, munter und freundschaftlich, in jedem Licht nimmt die Richtigkeit ihrer Denkungsart und die natürliche ungeschmückte Schönheit ihrer Seele ein; und ein Herz voll Gefühl und Empfindung für alles, was gut und schön ist, ein Herz, das gemacht ist, durch die Freundschaft glücklich zu seyn, und glücklich zu machen, vollendet die Liebenswürdigkeit ihres Charakters. Nur um dieser Dame willen habe ich mir zum erstenmal alte Ahnen gewünscht, damit ich Ansprüche auf einen Platz in ihrem Stifte machen und alle Tage meines Lebens mit ihr hinbringen könnte. Die Beschwerlichkeit der Präbende würde mir an ihrer Seite sehr leicht sein."

Die eingeklammerten Worte sind von Wieland eingeschaltet und die Verse sind aus Musarion I.

7) Die Familie des Grafen Stadion war, als er nach Warthausen zog:

Friederich Graf von Stadion, geb. den 5. April 1691, k. k. w. geh. Rath, Churmainzischer erster Conferenz-Minister und Oberhofmeister, starb in Warthausen am 26. Octbr. 1768 und liegt in der Warthauser Kirche begraben. Gemahlin: Marie Anna Auguste Antonie, des Freiherrn Ferdinand Hartmann von Sickingen Tochter, vermählt den 27. Juni 1724, starb 1774. Kinder:

1. Maria Anna, geb. 1727; ihr Gemahl Ferdinand Graf von Schall, churpfälzischer w. geh. Rath, bergischer Landhofmeister

und Landcommissär, vermählt 9. Juli 1746, wurde Wittwe 3. Dec. 1783. Diese älteste Tochter des Grafen Friederich war der Liebling des Vaters und hatte von allen ihren Geschwistern am meisten Aehnlichkeit mit ihm, was Geist, Bildung und Geschmack anlangt. Sie besuchte ihren Vater in Warthausen alle Jahre längere Zeit.

2. Theresie Sophie, geb. den 9. Mai 1729, ihr Gemahl: Franz Joseph Graf von Spauer zu Plauen und Valör, kaiserlicher Reichs-Kammerrichter, welcher sich 1754 vermählte und am 1. Aug. 1797 starb.

3. Johann Philipp Graf von Stadion, geb. den 27. Dec. 1733, Dom-Custos zu Bamberg, auch Capitular zu Mainz und Würzburg, Probst zu St. Gangolph in Bamberg, fürstlich-bambergischer und würzburgischer Geheimrath, starb am 28. Dec. 1800.

4. Franz Conrad, geb. den 12. März 1736, k. k. Kämmerer, des kaiserl. St. Josephs-Ordens Ritter, folgte seinem Vater in der Herrschaft nach dessen Tod, starb am 25. Nov. 1787. Seine Gemahlin Ludovike war die Tochter des Freiherrn Friederich von Zobel zu Giebelstadt-Darstadt, churmainzischen und fürstl. würzburgischen geh. Raths, und war geboren 6. Juni 1740, vermählt 1. Mai 1789. Dieser Graf Stadion zeichnete sich durch seine Gutmüthigkeit aus. Frau von La Roche schreibt in ihrer Geschichte der Fräulein von Sternheim über seinen Vater und ihn: „Auf dem Berge" (von Schloß Warthausen) „sind weitläufige Gärten und Spaziergänge, nach dem edlen Geschmack des vorigen Besizers" (des Grafen Friederich) „angelegt, in welchen ich seinen Lieblingsgrundsatz, das Angenehme immer mit dem Nüzlichen zu verbinden, sehr schön ausgeführt sah. Dieses und die vollkommene Edelmanns-Landwirthschaft, die auserlesene Bibliothek, die Sammlung physikalischer Instrumente, die edle, von Ueppigkeit und Kargheit gleichweit entfernte Einrichtung des Hauses, die Stiftung eines Arztes für die ganze Herrschaft, der lebenslängliche Unterhalt, dessen sich alle Hausbedienten zu erfreuen haben, die Wahl geschickter und rechtschaffener Männer auf den Beamtungen, und eine Menge kluger Verordnungen

zum Besten der Unterthanen etc., alles sind lebende Denkmale des Geschmacks, der Einsichten und der edlen Denkungsart des vormaligen Besizers, der, nachdem er mit größtem Ruhme viele Jahre die erste Stelle an einem großen Hofe bekleidet hatte, seine lezten Tage auf diesem angenehmen Landsitze verlebte. Seine Güte und Leutseligkeit scheint seinen Erben mit den Gütern eigen geworden zu seyn, daher sich immer die beste Gesellschaft der umliegenden Einwohner bey ihnen versammelte."

Die zwei Söhne des Grafen Franz Conrad hatten beide die Bildung, den Verstand und die Charakterstärke ihres Großvaters, und Deutschland wird immer mit Stolz ihrer gedenken, denn sie waren die ersten Staatsmänner, welche 1809 den ersten deutschen Befreiungskrieg (freilich ohne glücklichen Erfolg) gegen die französische Gewaltherrschaft in Scene setzten, wo zuerst die deutschen Völker zum Kampf gegen die Tyrannei aufgerufen wurden. Dieselben waren: a) Friederich Lothar Joseph, geb. den 6. April 1761, Domcapitular zu Mainz und Würzburg und des Ritterstiftes zu Bleidenstadt, fürstl. würzburgischer Geh. Rath und Universitäts-Receptoratamts-Präsident, im Jahr 1798 fürstl. würzburgischer Bevollmächtigter zum Friedenscongreß in Rastatt, k. k. Gesandter in München im Jahr 1809. b) Johann Philipp Carl Joseph, geb. 18. Jun. 1763, war k. k. Gesandter zu Stockholm von 1790—91, zu London bis 1793, zu Berlin bis 1801, zu Petersburg bis 1804, wurde k. k. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, legte sein Amt 1809 nach dem Krieg nieder, wurde später k. k. Staats-Conferenz- und Finanzminister und starb als solcher am 15. Mai 1824. Seine Gemahlin war Maria Anna, des Grafen Johann Georg Joseph von Stadion (Philippinische Linie) Tochter.

5. Marie Maximiliane Esther, geb. den 21. Juli 1737, Stiftsdame des gefürsteten Freiweltlichen Reichsstifts zu Buchau, seit dem 18. Jan. 1775 des H. R. R. Fürstin und Aebtissin in Buchau, Erbfrau der Herrschaft Straßberg. St. K. O. D.

8) Aus der Geschichte des Fräuleins von Sternheim.

XII.

Christoph Martin Wieland
und Schloß Warthausen.

Wieland verfolgte mit dem größten Interesse alle Begebenheiten, welche sich in der damaligen kleinen und unruhigen Republik ereigneten, und ergriff ganz entschieden bei Wahlen und allen Vorkommnissen Partei, wie jeder gute Abderite bei dem Proceß um des Esels Schatten.

Bald nach der Ankunft Wielands in Biberach war die Wahl seines Gönners, des Herrn von Hillern, zum protestantischen Bürgermeister, von der er schrieb: die Wahl eines römischen Consuls zu Clodius Zeiten könne nicht schwieriger und stürmischer gewesen sein, als diese Wahl eines Bürgermeisters für die Reichsstadt Biberach [1]). Darauf folgte seine Erwählung zum Canzleiverwalter. Endlich wurde die Stelle des ersten protestantischen Geistlichen vakant, die der Vater Wielands erhielt, wodurch dann die andern Geistlichen vorrückten. Die letzte Stelle wurde dadurch leer, und da gerade kein Predigtamts-Candidat in der Republik sich fand, so mußte man von auswärts nach einem solchen suchen.

Es stellten sich verschiedene Candidaten ein; unter den-

selben befand sich ein junger Mann aus Augsburg, Namens Brechter. Derselbe war mit guten Zeugnissen von der Universität versehen, machte beim Consistorium in Biberach ein sehr gutes Examen und hielt die Probepredigt, welche mit großem, fast allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, und man hätte glauben sollen, daß seiner Anstellung und Einführung ins Amt nichts mehr im Wege stehen würde.

Der jüngste protestantische Geistliche, nemlich der Abendprediger M. Zell, hielt ihn aber nicht für orthodox genug, er erklärte ihn als einen von der neuen Aufklärung Angesteckten, der im Collegium nicht zu dulden sei, weil er nur die Gemeinde von ihrem wahren Glauben abbringen werde. Zell suchte durch Correspondenz ungünstige Nachrichten über Brechter zu erhalten, welche er veröffentlichte, und dadurch hoffte er die Erwählung unmöglich zu machen. Viel milder sprach sich der Senior Wieland aus, er gab zu, daß Brechters Glaube von dem seinigen abweiche, aber er müsse bemerken, daß Brechter seine Mitbewerber an Kenntnissen und Talent übertreffe und er es als eine Gewissenssache ansehe, für Brechters Erwählung zu stimmen. Der Bürgermeister von Hillern machte die Ansicht des Seniors zu der seinigen, so konnte man annehmen, daß die Wahl so verlaufen würde, wie alle Wahlen, wo zweierlei Ansichten sich geltend machten. Der Zufall wollte aber, daß diese Wahl eine möglichst complicirte wurde und sie derartige Eindrücke dem Stadtschreiber hinterließ, daß er nach Jahren sie in seinen Schriften besprach.

Brechter galt in der Schule als ein guter Kopf und sollte Theologie studiren; da es ihm aber an Geld fehlte, um eine Universität besuchen zu können, und er großes Interesse am Theater hatte, so schloß er sich einer herum=

ziehenden Theaterbande an. Hier gieng es ihm schlecht und er kam jetzt unter die Truppe eines herumziehenden Wundarztes, wo er mit großem Beifall den Hanswurst spielte. Diese Truppe kam einstens nach Königsbronn, wo ihn ein menschenfreundlicher Mann, der Pächter des Eisenwerkes, Blezinger, kennen und schätzen lernte. Dieser bot ihm seine Unterstützung an, wodurch es ihm auch möglich wurde, seine Studien wieder aufzunehmen und dieselben zu vollenden.

Während Brechter eine zweite Probepredigt hielt, wollte es der Zufall, daß der Wunderdoctor mit seiner Truppe nach Biberach kam und sich von seinem Wirth bereden ließ mit ihm in die Kirche zu gehen, um den neuen Geistlichen predigen zu hören. Während der Predigt fieng der Marktschreier zu weinen an und da er so sehr schluchzte, so sagte zu ihm sein Wirth: nicht wahr unser neuer Prediger predigt gut, der greift ans Herz. Ach — erwiderte der Wundarzt — der Herr da war ehemals mein Hanswurst: o! so einen bekomme ich mein Lebtag nicht wieder und daher geht auch mein Geschäft so schlecht.

Kaum war das Gerücht davon erschollen, als von Stund an alle andern Gegenstände der gesellschaftlichen Unterhaltung fielen und jedermann mit eben so viel Theilnahme von diesem Handel sprach, als ob er ein Großes dabei zu gewinnen oder zu verlieren hätte. Den Katholiken kam die Sache sehr lustig vor und sie meinten, etwas Derartiges sei bei ihnen gar nicht möglich. Die Protestanten aber spalteten sich in zwei Parteien: die eine glaubte, ein ehemaliger Hanswurst könne ein ganz guter Geistlicher werden, wegen einer Verirrung in der Jugend dürfe man den Mann nicht strafen. Die andere Partei — aufgehetzt von dem genannten Geistlichen — erklärte, die Sache sei schon wegen des Spottes

der Katholiken nicht zu dulden, sie sei ein Scandal vor dem ganzen schwäbischen Kreise, der neue Prediger sei ein Aufklärer und dürfe nicht mehr auf die Kanzel. Auf diese Art fieng die Geschichte, welche Anfangs blos belustigt hatte, an, eine Sache zu werden, in welche die Gerechtsame, die vermeinte Ehre, und allerlei Leidenschaften und Interessen verschiedener, zum Theil ansehnlicher Glieder der Republik verwickelt wurden.

Da sich die Parteien immer mehr erhitzten, so sah Senat und Consistorium sich veranlaßt, die Sache zu untersuchen. Die sorgfältig gesammelten Nachforschungen gaben für Brechter ein günstiges Resultat und er erhielt demgemäß die Ernennung als Diakonus in Biberach. Priester Strobylus war aber nicht der Mann, der sich durch einen Beschluß so leicht einschüchtern ließ und hoffte immer noch seine Meinung durchzusetzen. Da er aus einer alten und einflußreichen Biberacher Familie stammte, in Biberach geboren war und schon längere Zeit als Geistlicher functionirte, so war es ihm leicht eine große Partei zu gewinnen und das Haupt derselben zu werden. Aus dieser Gesellschaft wurde eine Deputation zum Senior Wieland geschickt und ihm vorgestellt, er möchte doch von der Begünstigung des Ketzers zurücktreten und sich dem Einfluß junger von der Aufklärung angesteckter Leute, welche an dem Unglück und Unfrieden, den diese Geschichte über die Stadt schon gebracht und ferner noch bringen werde, entziehen. Da aber der Senior fest blieb, so wurde ihm bedeutet, daß sein Sohn derjenige sei, welcher die Aufklärerei nach Biberach gebracht habe und daß derselbe in Zukunft bei seinem Proceß nicht mehr auf die Protestanten sich verlassen könne, wie sich auch der Senior der Gefahr aussetze, das Vertrauen der Gemeinde zu

verlieren. Doch alles half nichts und die Deputation mußte abziehen, ohne den Senior umgestimmt zu haben.

Jetzt gieng die Deputation zum Bürgermeister von Hillern und trug den Wunsch vor: der Senat solle die Ernennung Brechters zurücknehmen, denn sonst sei ein Aufstand zu befürchten. Während des Vortrags stürmte unter Schreien und Toben ein wilder Haufen wie auf ein gegebenes Zeichen vor die Wohnung des Bürgermeisters. Da schrie man: wir wollen keinen Comödianten, keinen Hanswurst, fort mit Brechter, es lebe die Freiheit!

Dieser Lärm, wie leicht einzusehen, war veranstaltet, um den Bürgermeister zur Nachgiebigkeit zu vermögen, brachte aber die entgegengesetzte Wirkung hervor: denn nachdem er vom Fenster aus vergeblich den Aufrührern Ruhe geboten hatte, erklärte er — mit einer Heftigkeit, die man sonst nicht an ihm gewohnt war — den Mitgliedern der Deputation: er sei es jetzt schon müde der Vorsteher einer Republik zu sein, die sich zu Grunde richten lasse, weil sie aus den lächerlichsten Gründen einen berühmten Dichter und Philosophen von seiner Stelle wegdrücken und einen Mann, der an Talent und Kenntnissen alle seine Mitbewerber übertreffe, nicht anstellen wolle. Uebrigens werde er jedenfalls diesen Handel mit aller Energie zu Ende führen, am nächsten Sonntag werde Brechter feierlichst ins Amt eingesetzt und seine Antrittsrede halten. Zum Schluß mahnte er zur Ruhe und setzte — mit einem bedeutsamen Blick auf den Abendprediger — hinzu: so lange ich mein Amt noch tragen werde, werde ich die Ordnung und das Ansehen der Obrigkeit aufrecht zu erhalten wissen und mache jeden der Herrn der Deputation für jede Unordnung, die von

diesem Augenblick an auf den Straßen der Stadt entstehen wird, persönlich haftbar[2]).

Des andern Tags versammelte Herr von Hillern den Senat, referirte über die Wünsche der Deputation und wiederholte das, was er derselben gesagt habe. Da jede Partei eine neue Bürgermeisters-Wahl in jenen unruhigen Zeiten fürchten mußte und Herr von Hillern bei der ganzen Einwohnerschaft sehr populär war, so wurde er bestürmt den Gedanken seines Rücktritts vom Amte aufzugeben, ihm das Vertrauen des Senats und der Gemeinde ausgedrückt, ihm die unbeschränkte Macht zur Aufrechthaltung der Ordnung übertragen, dazu als Assistenz der Senator und Stadtschreiber Wieland gewählt und beschlossen an die Einwohnerschaft eine Ermahnung zur Ruhe zu erlassen. Damit war der Opposition die Spitze abgebrochen, und wenn es auch jetzt noch verzweifelte Fanatiker gab, so hatten sie deßwegen keine Macht mehr, weil die Anführer jede Verantwortlichkeit fürchteten und sich streng überwacht sahen.

Trotzdem war am Sonntag „Morgens Biberach in zitternder Bewegung, erwartungsvoll des Ausganges, den ein so unerhörter Handel nehmen würde; niemand hatte sein Frühstück ordentlich zu sich genommen, wiewohl alles schon mit Tagesanbruch auf den Füßen war[3]).“ Auf dem Markt sammelten sich unter Schreien die Eiferer, zu denen sich eine Menge Neugieriger gesellte: das Stadtmilitär marschirte jetzt auf, besetzte den Platz vor dem Rathhause und vor der Kirche; dann trat aus dem Rathhause Brechter, geführt vom Bürgermeister und dem Stadtschreiber; diese zogen umgeben von Lictoren, d. h. Polizeidienern, in die Kirche, wo Brechter die Predigt hielt und der Senior ihn in aller Form in sein Amt einsetzte.

Das energische Auftreten imponirte dem Volk, kein Aergerniß kam vor und der Streit galt als beendigt. Dennoch war ein gedeihliches Wirken Brechters — wenigstens in der nächsten Zeit — nicht wohl möglich. Als daher der Diakonus Kirchweger in Schwaigern mit Bewilligung seiner Obern Brechter einen Stellenaustausch vorschlug, so waren alle Parteien froh, und Brechter gieng mit Vergnügen nach Schwaigern, wo er bald die Liebe und Achtung seiner Gemeinde und in weiten Kreisen sich durch schriftstellerische Arbeiten Anerkennung erwarb, so daß er in seiner Jugend noch mehr als Hanswurst hätte sein dürfen, ohne daß dadurch sein Ansehen geschädigt worden wäre; und als er nach Jahren in Schwaigern starb, war allgemeine Trauer, weil er mit Recht als ein Muster eines würdigen Geistlichen, eines Ehrenmannes und eines treuen Berathers und Helfers der Armen und Bedrängten galt [4]).

Nach Brechters Abgang war der Frieden in der Stadt wieder hergestellt; jeder lachte über die Sache und auf allen Straßen hörte man Lieder singen, in denen die Geschichte mit vielem Spott dargestellt wurde. Nur Einer in Biberach, der an dieser wie an den andern öffentlichen Angelegenheiten in den letzten Zeiten den größten Antheil genommen hatte, war nicht wie seine Landsleute zufrieden. Während des Streites übte Wieland an den Gegnern die schärfste Kritik und übergoß dieselben mit Spott und Hohn. Dabei ließ er die Superiorität seines Geistes und seinen Ruhm als Schriftsteller in aller Stärke fühlen. Da eine beißende Kritik leicht beleidigt, das Fühlenlassen einer geistigen Superiorität alle Dummköpfe rasend und literarischer Ruhm mittelmäßige Köpfe neidisch macht, so hatte Wieland bald mehr Feinde als Freunde in Biberach, und es suchten jene dem Stadt=

schreiber alles nur denkbare Unangenehme zu bereiten. Dieß brachte ihn in eine unangenehme Stimmung, er fühlte, daß das Parteigetriebe ihm sehr viele Zeit wegnehme und daß er wirklich seine literarischen Unternehmungen nicht so fördere, wie er seinen Schweizer Freunden und Verlegern versprochen hatte [5]). Dieß war die erste Ursache seiner Mißstimmung; dazu kam als zweite und dritte Ursache die Auflösung des Verhältnisses mit Julie Bondeli und sein unglücklicher Proceß, und da man oft die Schuld des Mißvergnügens auf den Wohnort schiebt [6]), so schrieb jetzt Wieland an seine Freunde in der Schweiz nur Klagebriefe: jetzt klagte er, daß er mehrere Arbeiten nicht vollenden könne, weil es ihm an einer Bibliothek fehle [7]), daß er ohne alle geistige Anregung leben müsse, daß er sich auf einem Antiparnaß, unter Kamtschadalen ꝛc. befinde und oft nach einem Nagel suche, an dem er sich aufknüpfen könne.

Als er einmal sehr mißgestimmt zu seiner Base, der Frau von Hillern, kam und ihr sein Mißgeschick klagte, erzählte sie ihm — vielleicht nicht ohne Absicht — wie vergnügt sie einige Tage bei ihrer Schwester, der Frau von La Roche, in Warthausen zugebracht habe, in welch geistreicher Gesellschaft ihre Schwester dort lebe, wie gebildet und gelehrt ihr Schwager La Roche und wie liebenswürdig sie vom Grafen empfangen worden sei, und setzte zum Schluß ihrem Vetter auseinander, wie vortheilhaft für ihn die Bekanntschaft des Grafen wäre, da derselbe in Wien bei dem Reichshofrath großen Einfluß habe.

Wieland sah recht wohl ein, daß er in Warthausen alles das finden könne, was ihm fehle, daß er durch Herrn von La Roche beim Grafen leicht eingeführt werden könne. Aber in Warthausen war Sophie, an die er (12. Dec.

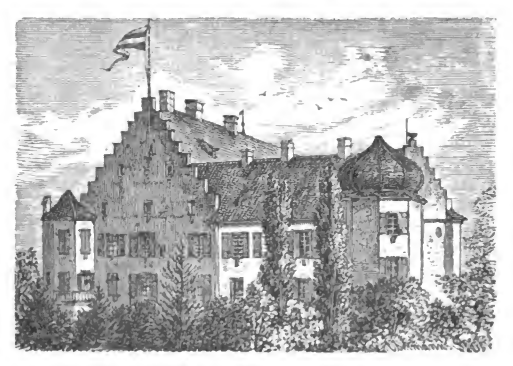
1753) geschrieben hatte, er hoffe sie in diesem Leben nicht mehr zu sehen. Viele Pläne wurden jetzt gemacht, endlich fiel ihm ein, einen Roman zu schreiben, der die Geschichte seiner ersten Liebe zum Gegenstand habe und durch den er hoffte sich beim Grafen und bei der Familie La Roche einzuführen. So entstand der Plan zu Don Sylvio, der immer festere Gestalten annahm, je öfter er seine Spaziergänge auf das Lindele wiederholte. So oft er auf der Höhe ankam, sah er zuerst nach seiner Vaterstadt, richtete dann seine Blicke nach den Alpen und suchte besonders nach alten bekannten Bergen seiner geliebten Schweiz. Aber jedesmal wurden seine Augen — wie die Magnetnadel — nach Norden gezogen und ruhten zuletzt auf Warthausen.

Da ein Plan zu einem Buch schneller fertig wird als die Ausführung, und Geduld bei Wieland niemals eine Haupttugend war, so gab er den Plan, sich durch einen Roman in Warthausen einzuführen, wieder auf und entschloß sich direct an Frau von La Roche zu schreiben.

Umgehend erhielt Wieland auf seinen zierlich geschriebenen Brief von Frau von La Roche in ihrem und ihres Gemahls Namen eine Einladung nach Warthausen. Wenn Wieland in den letzten Zeiten, bevor er diesen Brief erhalten hatte, von den Jahren 1750—1753 oft träumte, wenn er seine damaligen Ereignisse, seine damaligen Arbeiten, Pläne und Gefühle, Hoffnungen und Trübsale an sich vorübergehen ließ und dann die letzten Zeiten seines Lebens, die traurige Gegenwart und namentlich den Verlust seiner Julie überdachte und daher meistens sehr traurig gestimmt war, so war er — sobald er den Brief von Sophie von La Roche erhalten hatte — voll freudiger

Hoffnungen und seine lebhafte Phantasie zeigte ihm jetzt eine rosige Zukunft.

Am folgenden Sonntag machte der Canzleiverwalter von Biberach einen Spaziergang (am Walde links von der Riß) nach Warthausen; dort angekommen stieg er den schattigen Weg nach der Höhe des Schlosses nicht ohne Herzklopfen hinan, durchgieng den Park mit seinem fischreichen See und kam bald vor der Beamtenwohnung an, wo seine erste Braut — jetzt mit Mann und Kindern — wohnte. Mit



Schloß Warthausen.

schwerem Herzen stieg er die breite Treppe hinauf, klopfte an einer Thüre an und hörte wie Sophie mit ihrer silberreinen Stimme antwortete: „herein, Herr Wieland!"

Von Herr und Frau von La Roche wurde Wieland auf das Ungezwungenste und Freundlichste als der liebe Vetter empfangen [8]) und alsbald bei dem Grafen eingeführt, der ihn als den berühmten Dichter begrüßte und ihn auf das Liebenswürdigste zu sich einlud, ihm Zimmer im Schloß

zur Disposition anwies und ihm anbot nach Belieben von seiner Bibliothek Gebrauch zu machen.

Sehr vergnügt kehrte Wieland von Warthausen zurück, arbeitete mit vielem Fleiß seine Acten auf, um recht bald und recht oft von der Einladung des Grafen Gebrauch machen und ein paar Tage in Schloß Warthausen zubringen zu können, wo ihm Zimmer im nördlichen Flügel angewiesen wurden, von denen aus er eine schöne Aussicht in das untere Rißthal bis zu seinem Geburtsort und bis Ulm vor sich hatte.

Die Eindrücke, welche Wieland in Schloß Warthausen erhielt, vollendeten seine Erziehung, hier wehte ihn, wie Göthe sagte, zum erstenmal „die Welt- und Hofluft" an, hier herrschte der klare Verstand Voltaires und die Lebensphilosophie der Engländer. Aberglaube, Vorurtheil und Intoleranz konnten hier vor der freien Vernunft, vor der heitern Lebensansicht und dem beißenden Spott nicht aufkommen [9]). Nach den Erfahrungen, welche Wieland in der letzten Zeit in seiner Vaterstadt gemacht hatte, bekam ihm die Luft in Warthausen ganz gut, die Erinnerung an seine mystische und seraphinische Zeit rückte ihm jetzt immer mehr in ferne Nebel und seine Freunde und Bekannten in der Schweiz erschienen ihm wie Schatten in den elyseischen Gefilden: daher auch der Briefwechsel nach der Schweiz fast ganz ins Stocken gerieth und nur noch mit Zimmermann und Geßner (mit letzterem als seinem Verleger) unterhalten wurde.

Die Hausordnung im Schloß Warthausen war ganz nach Wielands Geschmack, denn der Graf und La Roche brachten den Morgen im Cabinet mit Arbeiten zu, während Wieland in der Bibliothek seinen Studien oblag. Vor dem Essen begrüßten sich die Bewohner des Schlosses in

den schattigen Gängen des Parks oder in einem Garten-salon. Dann gieng man zur Tafel, wo es immer heiter zugieng, wo es niemals an Witz und Geist fehlte, eben so wenig als an feinen Speisen und ächtem Tokayerwein. Der übrige Theil des Tages wurde zwischen Gesprächen, Lustwandeln und Lesen zugebracht, wobei Wieland manchmal seine neuesten Producte zum Besten gab. Manche seiner Gedichte, wie Nadine, die komischen Geschichten &c. waren für den Grafen gedichtet. In der Regel wurde der Abend mit einem Concert beschlossen, wo Stücke von Jomelli, Graun &c. vorgetragen wurden.

In Biberach war schon seit 1686 ein Theater, an welchem herumziehende Schauspieler, meistens aber biberacher Bürger und deren Frauen und Töchter unter der Direction des jüngsten Senators spielten. Wieland wurde bald nach seiner Ankunft in Biberach (1761) Theater-Director: er verwandte sehr viele Zeit zur weitern Ausbildung seiner Schauspieler und brachte dieselben bald so weit [10]), daß er recht wohl die Gesellschaft zu Vorstellungen im Schloß Warthausen einladen konnte; wobei er nie versäumte ein kleines Gedicht mit artigen Anspielungen auf die gräfliche Familie einzuschieben und damit neuen Stoff zur Unter-haltung der Warthauser Gesellschaft verschaffte [11]).

„Warthausen wurde Wielands Parnaß;" — wie Gruber sagte — „gefiel er hier, so hoffte er den Besten zu ge-fallen, und darum gab er sich gern und muthig dem fröh-lichen Leben hin, worin sein Genius die Fittiche freier und glänzender entfaltete." Dort bildete er sich — wie man sagte — zum „Gesellschaftsdichter" aus [12]), dort vermehrte er in der Bibliothek sein Wissen, dort erweiterte sich sein

praktischer Gesichtskreis, dort konnte er sich über seine literarischen Arbeiten aussprechen, dort dichtete und schrieb er manche Kapitel seiner Werke, dorthin suchte er ausgezeichnete Männer einzuführen, und an ihm lag es nicht, daß Zimmermann nicht gräflicher Leibarzt geworden ist [13]).

Wieland wurde bald ein unersetzliches Glied in der Warthauser Gesellschaft: man hatte, wenn er längere Zeit nicht erschien, eine eben so große Sehnsucht nach ihm, als er selbst hatte, und oft seufzte er, wenn er ein paar Tage an seine Kanzlei gebunden war und Acten dreschen mußte. Deßwegen benützte er jeden freien Augenblick zu einem Besuch im Schloß, nahm an allen Unterhaltungen den lebhaftesten Antheil und gieng auf Alles ein, was dem Grafen Vergnügen machte. Einmal war im Schloß ein dicker Bernhardiner Mönch zu Besuch, der einen horrorem naturalem vor allen Ketzern hatte. Bei Tisch wurde ihm gesagt, Wieland sei ein Hussite, was er noch passiren ließ, weil er die Hussiten blos für eine politische Secte hielt. Nun griff Stadion den Orden und den heiligen Bernhard ganz unbarmherzig an, und setzte dadurch den armen Tropf, der wenig in der Welt bekannt war, in die größte Angst. Wieland nahm sich nun des Mönchs an und hielt auf den heiligen Bernhard eine feierliche Lobrede, und als der Mönch darüber triumphirte, platzten die Uebrigen lachend heraus und sagten: Wieland sei ein Erzketzer und Lutheraner. Der Mönch, der nun jene ganze Lobrede für bittern Spott hielt, wollte sogleich die Tafel verlassen und man hatte Noth ihn zu besänftigen [14]).

Ein andermal war ein protestantischer Prediger bei Tisch, der seine Studien in den württembergischen Klöstern

gemacht hatte und als ein eifriger Streiter des orthodoxen Glaubens galt. La Roche ließ sich in einen lebhaften Disput mit ihm ein und vertheidigte den reinen Deismus. Da an diesem Streit der Graf sein Ergötzen fand, so mischte sich bald Wieland in die Unterhaltung und erklärte sich für einen völligen Atheisten; darüber gerieth der streitbare Prediger außer aller Fassung und konnte nichts mehr erwidern, als daß weder Teufel noch Hölle ihn von seinem Glauben abbringen könne [15]).

So viel Spaß dem Grafen derartige Unterhaltungen machten, so wenig nahmen die Damen daran Theil, am allerwenigsten aber Frau von La Roche, welche eine abgesagte Feindin aller Unterhaltungen über kirchliche Angelegenheiten war und die, wenn man sie fragte, welcher Religion sie angehöre, zu erwidern pflegte: „Ich bin meines Mannes Frau, ein anderes Religionsbekenntniß brauche ich nicht abzulegen.“ Um so mehr betheiligten sich die Damen, wenn von literarischen Gegenständen die Rede war, was fast jeden Tag vorkam: wenn Wieland über die neuesten Erscheinungen der Literatur referirte, wenn er eigene oder fremde Producte vorgelesen hatte, so entstanden bald allgemeine Unterhaltungen, die dann wieder häufig von Einzelnen in den schattigen Gängen des Gartens fortgesetzt wurden.

Ein solches Leben machte, daß sich die einzelnen Glieder der Gesellschaft gegenseitig anzogen, und es gilt dieß ganz besonders von den Beziehungen Wielands zu der Frau von La Roche und ihrem Gatten. Vor 10 Jahren war Sophie die Braut Wielands gewesen, jetzt sah er sie als Frau eines Andern, mit Kindern gesegnet. Der feine Takt, der die

Sophie niemals verließ; die belehrende Unterhaltung, welche Wieland seiner lernbegierigen Cousine in so ausgezeichneter Weise ertheilte, brachte bald ein unbefangenes Verhältniß zu Stande, bei dem Wieland der Lehrer, Frau von La Roche die aufmerksame Schülerin und die vertraute Freundin wurde, welcher der dichterische Vetter alle seine Liebschaften mit der ihm eigenen Offenheit und Wahrheitsliebe beichtete: und Frau von La Roche erfuhr darüber mehr, als jetzt noch aufzufinden wäre [16]). Als er ihr von seiner Liebe zu Julie Bondeli erzählte und Sophie sich sehr geneigt zu einer genauern Bekanntschaft zeigte, so forderte Wieland sie auf mit Julie in Briefwechsel zu treten, welcher bis zu Juliens Tod sehr lebhaft fortgeführt wurde.

Besonders intim gestalteten sich die Beziehungen zwischen Wieland und La Roche, dessen Frau darüber fast eifersüchtig wurde; jedenfalls sah sie zu ihrer Verwunderung die Zeit kommen, wo Wieland ihrem Mann näher stand als die Frau. Wäre Wieland noch der Mann gewesen, der er vor 10 Jahren war und wie ihn Frau von La Roche sich immer noch gerne dachte, so wäre es allerdings im höchsten Grad zu verwundern gewesen, wenn Wieland und La Roche Freunde geworden wären. Aber jener hatte sich schon in der Schweiz geändert und in seiner jetzigen Stellung mußte er nothwendiger Weise sich ändern, so daß der Umgang mit dem erfahrenen La Roche ihm großes Interesse gewährte. Früher hätten sich beide abgestoßen, jetzt mußten sie sich anziehen: denn La Roche war zu entfernt von aller Schwärmerei und pflegte, wie Göthe urtheilte, „mit allem, was außer dem Lebens- und Thätigkeitskreise lag, zu scherzen und folgte hierin der Sinnesart seines Herrn und Meisters, des

Grafen Stadion, welcher gewiß nicht geeignet war, den Welt- und Kaltsinn des Knaben durch Ehrfurcht vor irgend einem Ahnungsvollen ins Gleichgewicht zu setzen." La Roche nahm in Allem seinen Grafen zum Vorbild, daher sein Sinn für Wahrheit und Recht. Bei seinem hellsehenden Blick und den Erfahrungen eines Weltmannes bildete sich eine Kälte, wodurch er etwas Satyrisches erhielt, das aber, wie sein Temperament, von heiterer Art war.

XII.

Noten.

1) Wieland schrieb am 13. Aug. 1760 an Tscharner in Bern: „Obligé de m'abandonner au torrent des affaires, accablé pendant les premiers jours de visites et d'importuns; enveloppé depuis dans les intrigues qui précédént chez nous l'élection du premier magistrat; contraint même de jouer le rôle d'acteur principal, aussi odieux, que nouveau pour moi, tracassé par tout ce qu'il fallait ou dire ou entendre, à quoi pouvais-je employer les moments qui me restaient! à me plaindre de mon sort, à jetter de regards tristes et languissants sur le passé, à me repeller ces jours heureux dont plusiers se sont écoulés avec vous, et votre charmante épouse, dans l'agreable campagne, dont le séjour est plus riant que celui de nos sombres hameaux. Je ne réussirais pas à vous donner une idée nette, des intrigues de notre état politique, il me suffira de vous dire, que l'élection d'un consul romain, du tems des Clodius, n'était pas plus difficile, ni plus turbulente que celle d'un consul de notre chêtive ville l'a été dernièrement. Enfin, après y avoir employé six semaines entiéres nous en sommes venus à bout, en rendant vacante la place de directeur de la chancellerie, pour laquelle je suis actuellement encore en guerre avec des rivaux qui employent toute sorte de moyens pour me faire échouer."

13*

2) Cfr. Geschichte der Abderiten IV. Buch, 10. Kap. pag. 103.

3) Geschichte der Abderiten IV. Buch, 12. Kap. pag. 121.

4) Wieland blieb noch länger mit Brechter nach seiner Abreise von Biberach in schriftlichem Verkehr. Am 16. Dec. 1768 schrieb Wieland an Riedel nach Erfurt: „Ungefähr dreißig Meilen von hier wohnt einer meiner liebsten Freunde (Brechter), de cœur et de tête (der quod praefiscine dixerim einer der bravsten Männer und der besten Köpfe ist, die ich kenne, ungeachtet er bis nun zu seinem Glücke nicht weiter, als zu einem Diaconat in einem Wirtembergischen Landsstädtchen hat poussiren können). Dieser Mann, der, meines Bedünkens, Genie und Talent hat, wodurch er in einem weitern Umfange, als sein Kirchensprengel ist, nützlich seyn kann, hat ein Werk über die physische und moralische Erziehung der Kinder fertig liegen, in Briefen an einen Freund, wohl gedacht und wohl geschrieben; ein Werk, das sich unter dem Vielen, Guten und Mittelmäßigen, was in dieser Art geschrieben worden, auf eine ganz vorzügliche Art ausnimmt; sehr richtige Beobachtungen und feine Bemerkungen enthält, und über diese wichtige Materie wahre sokratische Weisheit in einer angenehmen lebhaften Art des Vortrages, die im eigentlichen Verstand ad hominem ist, lehret. Der Emil des Rousseau und der Anti-Emil des Formey, besonders der Letztere, sind darin mit gleicher Freymüthigkeit censirt, und Rousseau wird nicht selten gegen seinen kurzsichtigen Gegner vertheidigt ꝛc. Kurz, das Buch hat nicht nur meinen Beyfall, sondern ich würde mirs zur Ehre rechnen, der Verfasser davon zu seyn. Nun fragt sichs: ob Sie nicht einen ehrlichen Verleger dazu ausfindig machen könnten und wollten, der sich belieben ließe, dem Verfasser ein billiges Honorarium für sein Manuscript zu geben, und es auch sauber zu drucken? Erweisen Sie mir, ich bitte Sie, die Gefälligkeit sich dieser, mir um meines Freundes willen angelegenen Sache anzunehmen, und berichtigen Sie mir, sobald es seyn kann, den Erfolg. Das Manuscript mag ungefähr ein Paar Alphabete betragen; und ich dächte 4 Reichsthaler, oder wenigstens ein Ducaten, sollte vom Bogen wohl zu bekommen

seyn; je mehr, je besser für den ehrlichen Mann, der Philosophie und Literatur kultivirt, gerne Bücher kauft, und ein schlechtes Einkommen hat; Frau und Kinder nicht gerechnet."

Später scheinen die Beziehungen zwischen Brechter und Wieland ganz aufgehört zu haben; desto inniger wurden sie aber zwischen Brechter und der Frau von La Roche. Als jener starb und diese den Tod an Wieland meldete, schrieb er (Erfurt 15. Mai 1772): „Brechters Tod geht mir nahe. Ich wußte noch gar nichts davon. Ich habe nichts Schriftliches mehr von ihm. Ich wünsche an dem, was Sie für seine Hinterlassene thun, Antheil zu nehmen, und gewärtige darüber nur einen Wink."

Frau von La Roche schrieb (Melusinens Sommer-Abende, Halle 1806, pag. XXIV.): „Brechter, Prediger in Schwaigern bei Heilbronn, war ein an Verstand und Herz höchst vortrefflicher Mann, welcher das Urbild aller Pfarrherrn war, die so oft in meinen Erzählungen vorkommen, so wie seine Frau das Modell von Emilie in meiner Sternheim ist."

Brechter war in Augsburg am 22. Juni 1743 geboren und starb in Schwaigern am 23. Mai 1772. Eine sehr gute Lebensbeschreibung über ihn befindet sich in Hausleiter's Schwäb. Archiv. 1790. IV. St. (vergl. auch Schubarts Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. Stuttg. 1791. I. pag. 65.)

5) Schon am 1. Oktbr. 1760 schrieb Wieland an Bodmer: „So befremdlich Ihnen mein Stillschweigen vorgekommen seyn mag, so hoffe ich doch eine vermeinte Nachlässigkeit von 3 oder 4 Monathen werde nicht hinlänglich seyn, Ihnen eine achtjährige Freundschaft verdächtig zu machen. Sie werden mich sogar eher Ihres Bedauerns als einiges Unwillens würdig finden, wenn Sie die Ursachen, die mich bisher an Sie und Breitinger zu schreiben abgehalten, vernommen haben. Meine gewisseste Entschuldigung liegt in der Geschichte der Umstände, worin ich seit meiner Ankunft in Biberach mich befunden habe. Ach mein theurer Freund! die glücklichen Zeiten, die wir im Schoße der philosophischen Ruhe mit einander gelebt haben, sind für mich auf ewig ent-

flohen, diese goldenen, der Weisheit gewidmeten Tage, diese glückliche Entfernung vom Getümmel und den Geschäften der Welt, diese Freyheit von Sorgen und Leidenschaften, diese heilige Stille, worin sich unsere Seelen bald mit den Geistern verstorbener Weisen besprachen, bald in heiterer Entzückung den Eingebungen einer himmlischen Muse entgegenlauschten, bald in sich selbst gehüllt, ihre eigene Gestalt, ihre wunderbaren Kräfte und das Geheimniß ihres Ursprunges, ihres Zustandes und ihrer Bestimmung erforschten. Diese Stunden des vertraulichen Umgangs, worin wir in freundschaftlichstem Streit die Wahrheit entdeckten, oder den Irrthum aus seinen labyrinthischen Höhlen hervortrieben, oder mit sokratischer Freyheit der menschlichen Thorheit und unserer eignen lächelten, bald Könige und bald Dunsen züchtigten, bald den Entwurf eines glücklichen Staats, bald den Plan eines Trauerspiels anordneten. Diese dreymal glückliche Zeit ist für mich dahin, und hat mir nichts als ein trauriges Andenken und vergebliches Bedauren zurückgelassen. Meine Phantasie vom unharmonischen Getümmel des Gegenwärtigen betäubt, stellt mir das Vergangene in einer weiten, neblichten Ferne vor, ich erinnere mich meines ehemaligen glücklichen Zustandes kaum anders, als unsere von irdischen und körperlichen Gegenständen umschlungene Seele sich ihres ehemaligen geistigen Lebens erinnert. Bedauren Sie mich, mein theurer Freund! Zu eben der Zeit, da Sie sich über das, was in meinem neuen Zustande glücklich genannt werden mag, erfreuen, muntern Sie meinen niedergeschlagenen Geist auf; mehr als jemahls habe ich Ihrer freundschaftlichen Bemühung nöthig, da die Beraubung aller meiner Freunde, der Verlust der Ruhe und heitern Stille einer wohl angewandten Einsamkeit, Geschäfte, die den Geist und das Herz entweder in einer trägen sumpfichten Ruhe lassen oder das Letztere in stürmische Bewegung setzen und den ersten zusammenschrumpfen machen und eine Lebensart mit einem Wort, die meiner Denkungsart, meinen Neigungen und meinen Gewohnheiten in Allem entgegen ist, meinen Geist auslöschen, meine Seele betäuben, und die bessere Hälfte von mir selbst zernichten. So hyperbolisch diese Be-

schreibung meiner unangenehmen Umstände klingt, so versichere ich Sie doch, daß sie der Empfindung gemäß ist, die ich nur allzu oft davon habe, und da Sie mich und die Lebensart, deren ich so viele Jahre gewohnt bin, kennen, so wird es Ihnen nicht befremdlich vorkommen, daß eine so schnelle und so durchgängige Veränderung mir fast unerträglich fällt. Indeß muß ich doch zu Ihrem und meinem Troste sagen, daß, wenn ich einmal in meine Assiette gekommen seyn werde, diese von meinen bisherigen désagréments aufhören und auf die stürmischen heitere Tage folgen werden, in welchen ich nach und nach wieder Muse und Lust bekommen werde, die beyseitgelegten Entwürfe wieder hervorzunehmen und zu zeigen, daß ich für die größere Welt nicht ganz abgestorben bin.

Unterdessen befinde ich mich in Besitz eines der bequemsten Häuser unserer Stadt, bey einer Besoldung von 1000 Gulden, und bey Geschäften, die, wenn nur erst einmal die jetzigen Troublen vorüber sind, mir sehr wenig Mühe machen werden. Meine Situation ist die angenehmste und glücklichste, die man in unserer Stadt haben kann, und da meine liaison mit dem Herrn Burgermeister von Hillern allem Ansehen nach dauerhaft ist, so entstehen daher noch besondere Vortheile für mich, die zur Vermehrung der Annehmlichkeiten meines Zustandes vieles beytragen. Dieses ist also die schöne Seite meiner Umstände."

6) Stultus uterque locum immeritum causatur inique,
In culpa est animus qui se non effugit unquam,

Oder in der Wieland'schen Uebersetzung:
Mit größtem Unrecht schieben wir die Schuld
des Mißvergnügens auf den Ort, der nichts
für unsere Thorheit kann: die Schuld liegt ganz
allein am Herzen, das sich selber nirgends
entfliehen kann. — — —

Horatii. epist. Lib. I. 14.

7) Wieland schrieb an Zimmermann am 11. Febr. 1763: Es ist hohe Zeit, daß ich darauf denke, wie ich, relictis nugis, sowohl für meinen Ruhm, als für einen Zustand, worin es

wenigstens einem Philosophen möglich ist, glücklich zu seyn, arbeite. Helfen Sie mir, die Entwürfe zu diesem Endzwecke vorzubereiten. Biberach ist, ungeachtet verschiedener nicht geringer Vortheile, die mir daselbst gewiß sind, schlechterdings der Ort nicht, wo ich bleiben kann, und je bälder ich aus diesem Anti-Parnaß erlöst würde, je besser wäre es für mich. Ich könnte Ihnen wichtige Gründe dafür geben, allein sie erforderten zu viele Umständlichkeiten; der einzige, den ich Ihnen geben will, gilt, dünkt mich, so viel als dreißig andere. Mein Verstand sagt mir, daß ich noch nichts Nützliches und Großes gethan habe, und die Empfindung meiner selbst sagt mir, daß ich in günstigern Umständen zu beyden fähig wäre. Hier gehen meine Talente für das Publikum verloren. Unter solchen Zerstreuungen, bey einem solchen Amte, ohne Bibliothek, ohne Aufmunterung, was kann ich da thun? Wenn ich auch Zeit und Gemüthsruhe und Muth genug habe, etwas zu unternehmen, so verbietet mir der einzige Umstand, daß wir keine Bibliotheken haben, alle Unternehmungen von Wichtigkeit. Ich bin genöthigt immer aus mir selbst herauszuspinnen, und Agathons, Atlantiden und Schlaraffenländer sind alles was ich zu Stande bringen kann. Es sind schon viele Jahre, daß ich mit einer Philosophischen Geschichte, nach einem besondern Plan schwanger gehe; die Art, wie ich nunmehr ein solches Werk ausführen würde, würde es zu einem nützlichen und angenehmen, vielleicht unentbehrlichen Buche machen. Sie sehen aber, daß, ohne eine Bibliothek von den vollständigsten und kostbarsten Büchern zu seinen Diensten zu haben, an ein solches Werk nicht zu denken ist. Sollt' es nicht Schade seyn, daß es nur darum unterbleiben soll, weil ich zu Biberach, und nicht zu Berlin, oder an einem andern Orte bin, wo wenigstens eine öffentliche Büchersammlung ist, worin man die ungeheuren Folianten und Quartanten finden kann, die man bey einer solchen Arbeit alle Augenblicke zum Nachschlagen braucht.

8) Ludmilla Assing erzählt in der gut geschriebenen Schrift: „Sophie von La Roche, die Freundin Wielands", Berlin 1859, dieses erste Wiedersehen Wielands mit Frau von La Roche auf folgende Art: „Sie (Frau von La Roche) saß eben am

Fenster, der Thüre gegenüber, von ihren Kindern umgeben, als sie ein Klopfen an der Thüre vernahm. Wie von einer Ahnung ergriffen, rief sie: „Herein, Wieland!“ Bei dem hellen, süßen Klang ihrer wohlbekannten Stimme wurde der Freund von tausend Erinnerungen und Empfindungen wie überwältigt, und vermochte in der Bewegung die Thürklinke nicht aufzudrücken. Sophie ging ihm deßhalb entgegen, und bot ihm mit dem herzlichsten „Willkommen“ die Hand. Wieland, tief erschüttert, ließ seinen Hut, den er unter dem Arme trug, fallen, und vermochte kein Wort hervorzubringen. Unterdessen erblickte er Sophiens ältesten Sohn, einen bildschönen Knaben, nahm ihn zu sich auf das Sopha, beugte sich über ihn, und benetzte ihn mit fließenden Thränen. Da trat La Roche in das Zimmer, Wieland ging ihm entgegen, umarmte ihn, und weinte abermals innigst bewegt. La Roche, gleichfalls gerührt von diesem Auftritt, nahm hierauf Wieland und Sophien, und schloß sie beide in seine Arme —.“ Mir ist die Quelle unbekannt, aus der die gelehrte Verfasserin hier geschöpft hat, meine aber fast — wenigstens was den Hutfall anbelangt — daß eine Verwechselung oder Vermischung mit einem viel spätern Wiedersehen stattfindet: im Jahr 1771 machte Wieland eine Reise an den Rhein, um dort mit den Brüdern Jakobi zusammen zu kommen, hauptsächlich aber um in Ehrenbreitstein, wo damals La Roche, welcher inzwischen Churfürstlich Trier'scher geheimer Conferenzrath geworden war, mit seiner Familie lebte, einen Besuch zu machen. Die Gebrüder Jakobi waren schon dort angekommen, und Friedr. Heinr. Jakobi erzählt die Ankunft in folgender Art: kurz nach unserer Ankunft hörten wir einen Wagen rollen; wir sahen zum Fenster hinaus — Wieland war es selbst. Der Herr von La Roche lief die Treppe hinunter ihm entgegen, ich ungeduldig ihm nach, und wir empfingen unsern Freund unter der Hausthüre. Wieland war bewegt und etwas betäubt. Während dem, daß wir ihn bewillkommten, kam die Frau von La Roche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe sich nach ihr erkundigt, und schien äußerst ungeduldig, sie zu sehen; auf einmal erblickte er sie, — ich sah ihn ganz deutlich

zurückschauern. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankte zu Sophien hin. Alles dieses ward von einem so außerordentlichen Ausdruck in Wielands ganzer Person begleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erschüttert fühlte. — Sophie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darein zu verbergen: Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn, und sagte mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig sind: „Wieland! — Wieland — O ja, Sie sind es — Sie sind noch immer mein lieber Wieland!“ Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin, und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten: mir strömten sie die Wangen herunter, ich schluchzte; ich war außer mir, und ich wußte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu sagen wie sich diese Scene geendigt und wir zusammen wieder hinauf in den Saal gekommen sind. — Vor meiner Ankunft in dem La Roche'schen Hause hatte das sympathetische Gefühl noch kein Mal mein Herz ganz eingenommen; auch hatte ich mich noch kein Mal in dem Grade glücklich gefühlt; nunmehr schien mir mein ganzes voriges Leben Tand, und die unbedeutende Erinnerung davon hätte ich ohne Widerwillen aus meinem Gedächtniß vertilgt gesehen. Meine gegenwärtigen Freunde theilten, obzwar in ungleichen Graden, diese Empfindungen mit mir. Da ich von den übrigen etwas entfernt stand, kam Wieland auf mich zu, drückte mir die Hand, und sagte zu mir: „Die Mühe gelebt zu haben lohnt sich doch, lieber Jakobi, der trüben, schmerzhaften Tage mögen noch so viel seyn, wenn sie nur zu einer Stunde, wie diese ist, führen; die ersetzt alles.“

9) Wieland schrieb am 22. Juni 1762 an Zimmermann: „Vous apprendrez sans doute avec plaisir, que j'ai trouvé un endroit où je passe de tems en tems quelques jours aussi

agréablement qu'il le faut pour oublier ma situation dans ma patrie. C'est le chateau de Warthausen, éloigné d'une petit lieue de Biberac, et situé sur une montagne qui domine une vallée charmante. Des jardins et parcs à l'angloise rendent cette maison délicieuse pour un homme de ma trempe. C'est ici où le comte de Stadion ci-devaut premier ministre d'electeur de Mayence s'est retiré pour jouir encore autant que possible de ce qui lui reste à vivre après 72 ans. Figurez vous un vieillard d'une figure et d'une mine telle, que celle dont Shakespear dit:

that Nature might stand up and say this is Man,

qui possède à 72 ans tout le feu d'un François à 50, joint à la simplicité, à la façon de penser et aux manières d'un seigneur Anglois, homme d'etat, amateur des lettres et des arts, agréable dans la conversation autant qu'on peut l'être, et vous aurez quelque idée du caractère du maître de la maison. Sa société est composée de la comtesse de Schall, sa fille, Mr. de La Roche, son favori et Factotum, de Sophie, femme de La Roche, d'un médécin très orginal, d'un capelain, qu'il n'est permis de nommer autrement que maître Panglofs, et des enfans de Sophie, qui sont un des principaux amusemens du comte. Madame de Schall, après avoir brillé dans plusieurs cours, par les graces de son esprit et les agremens de son commerce, se borne à remplir avec un soin infini tous les dévoirs de la pieté filiale envers un père qu'elle adore et dont elle fait les delices. Pour la Roche, c'est l'homme le plus digne, le plus aimable, et malgré son extérieure d'homme de cour, le plus véritablement philosophe, que j'ai vu de ma vie. Cette petite société, unique peut-être dans son espèce, et augmentée quelque fois par la fille cadette de son Excellence, chanoisse à Bouchau, fille aimable pas les graces ces enjouées et naives de son esprit et par la facilité et le liant de son commerce. L'esprit de cette société est ce que Mr. de Listonai dans son voyageur philosophe appelle le sixième sens. Rien de plus uni et en même tems de plus

agréable que la vie qu'on y mène. Le jour est ordinairement partagé entre la lecture, la conversation, les plaisirs de la table, et de la promenade, et finit par quelque concert de Jomelli, de Graun ou des leurs semblades. Voilà la principale ressource que j'ai actuellment contre les soucis et les embarras de mon état à Biberac.

J'ai pensé plusieurs fois à vous, ou plutôt, je pense à vous à tout moment, quand je vois ce Médecin, dont la vieille excellence s'est chargée, je ne sais comment et qui lui convient si peu. Il faudrait au comte un homme fait pour la conversation et capable de soulager les autres membres de la petite société du soin d'amuser et de desennuyer cet estimable vieillard, qui commence à sentir le vuide d'un vie, où pour tout plaisir on est réduit aux souvenirs de ceux qu'on a gouté etc.

En un mot, il lui faudroit un homme comme vous. Que je suis mortifié de l'impossibilité qui, de votre coté s'entend, s'oppose à mes voeux! S'il n'y avoit que des obstacles, je vous jure, que je ne me réposerois jamais, jusqu'à ce qu'ils fussent levés — Pardon! si l'idée de la satisfaction que j'aurois d'un arrangement qui nous uniroit pour toute notre vie, me mène trop loin —."

10) Unter den Zöglingen Wielands für das Biberacher Liebhaber-Theater haben sich drei auch in weitern Kreisen hervorgethan, nemlich als Schauspieler Karl Friederich Abt und dessen spätere Gattin Katharina Felicitas, geborene Knecht, und als Musiker Justin Heinrich Knecht.

Abt war in Ulm am 29. Sept. 1733 geboren, sein eigentlicher Name war Johann Daniel Dettenrieder. Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt besucht hatte, lernte er bei seinem Vater die Büchsenmacherei. Im Jahr 1758 starb in Biberach der lutherische Büchsenmacher Johann Christian Jung, und der junge Dettenrieder kam, nachdem er die Wittwe Jungs geheirathet hatte, an dessen Stelle. Er entwickelte in Biberach Talent für das Schauspiel und benützte mit großem Eifer die

Unterweisungen Wielands. Im Jahr 1762 ging er zum Schauspiel-Direktor Lepper und spielte unter dem angenommenen Namen Abt in Basel, Straßburg, Aachen ꝛc. namentlich den Tartüffe. In dieser Stellung gefiel es ihm aber nicht lange, und er kehrte deßhalb bald zu seiner Frau und zu seinem Handwerk zurück.

Unter den Schauspielerinnen in Biberach zeichnete sich damals K. F. Knecht (geb. 1741) — die Tochter eines dortigen Chirurgen — aus. Diese und Dettenrieder ernteten am meisten Beifall und beide bewunderten gegenseitig ihre Talente so, daß sie sich bald in einander verliebten. Dettenrieder verließ (1765) heimlich Frau und Kinder und entführte die Knecht. Der Vater der Letztern grämte sich darüber so sehr, daß er bald darauf starb. Die Knecht verfiel daher in Melancholie und suchte bei Brechter in Schwaigern Trost. Nach gerichtlicher Scheidung Dettenrieders wurden beide von Brechter getraut.

Nun nahm Dettenrieder wieder den Namen Abt an und das Ehepaar spielte mit Erfolg in Hamburg, Amsterdam, Bremen, Münster, Göttingen ꝛc., theils mit den Schauspieler-Gesellschaften des berühmten Ackermann oder Berger's, theils mit eigener Gesellschaft. Abt starb in Bremen am 20. Nov. 1783, seine Frau in Göttingen am 16. Sept. 1783. Der Gothaer Theater-Kalender für das Jahr 1780 enthält ihr Bildniß.

Wieland schrieb an Riedel (Biberach 26. Oktbr. 1768): „A propos vom Herrn Abt, den ich vor einigen Jahren wohl gekannt, seiner in der That ausnehmenden Gaben fürs Theater wegen hochgeschätzt und seines warmen edelmüthigen, bis zum Enthusiasmus freundschaftlichen Herzens wegen geliebt habe! ... Kennen Sie gewisse freye Beurtheilungen über die Starkische Schauspielergesellschaft? ... Ich sehe daraus, daß Abt außerordentlich zu Jena bewundert worden. In der That erwartete ich von ihm, daß er ein vortrefflicher Schauspieler werden würde. Aber, wie gieng es denn zu, daß er jetzt so unglücklich ist? Was ist aus der Starkischen Schauspieler-Gesellschaft geworden? Recht nahe geht es mir, diesen Mann

in so niederschlagenden Umständen zu wissen. Und doch wollte ich um seines decidirten Talents fürs Theater willen (ob er sich gleich erst durch eine Reihe von Unglücksfällen dazu determinirt hat, cujus rei ego ipse suasor fui) nicht gerne, daß er davon wegkäme. ... Aber, daß er Chef einer guten Gesellschaft würde, und dabey sein Glück so gut wie Ackermann machen möchte, das wollte ich. Ich empfehle ihn Ihnen, mein Freund, aufs beste. Thun Sie für ihn, was Sie können; ich hoffe für sein Herz, welches ich gut gekannt habe, gutsagen zu können. Ein allzu enthusiastisches Hirn war der einzige Fehler, den ich an ihm gekannt habe, und diesen Fehler hat er vonnöthen, um ein guter Schauspieler zu seyn. Seyn Sie so gütig, ihm gelegentlich ein Kompliment von mir zu melden, und ihm zu sagen, daß ich, sobald er Zeit dazu hat, eine umständliche, schriftliche Nachricht von seinen neuesten Abentheuern erwarte."

Justin Heinrich Knecht ist in Biberach am 30. Sept. 1752 geboren, zeigte schon früh Liebe zur Musik, komponirte in seinem 11. Jahre, namentlich Arien und kleine Instrumentalstücke, so daß er bald die Aufmerksamkeit Wielands erregte und er beauftragt wurde Singspiele für das Theater zu komponiren; unter diesen zeichnete sich besonders „Kain und Abel" aus. Bald gab ihm Wieland Unterricht in der italienischen Sprache, that überhaupt vieles für seine Ausbildung und blieb ihm stets ein wohlwollender Freund. Knecht wurde in seiner Vaterstadt schon in seinem 19. Jahre als Präceptor und Organist angestellt, später wurde er Musikdirektor, als welcher er am 1. Dec. 1817 starb, nachdem er zwischenhinein von 1807 bis 1809 Direktor der Königl. Hofmusik in Stuttgart war. Seine Verdienste bestehen in seinen theoretischen Werken und in der Bearbeitung von Choralbüchern, besonders aber machte er sich verdient bei der Herausgabe des Biberacher Gesangbuches.

11) Kleinere Gedichte, welche allerdings nicht mehr aufzufinden sein möchten, dichtete Wieland damals bei verschiedenen Gelegenheiten. Böttinger erzählte (Raumers histor. Taschenbuch 10. Jahrgang): Sophie La Roche erinnerte Wieland bei ihrer Anwesenheit im Aug. 1799 in Osmannstädt an ein zierliches

Gedicht, das er ihr einst des Morgens nach Warthausen geschickt habe, als sie den Abend vorher einen Kinderstrumpf für ihren Franz beim Spazierengehen mit Wieland verloren habe. Wieland dichtete: „ein Amor fand das Strümpfchen und da er nicht herausbringen konnte, an welchen schönen Fuß es passe, so bat er Zeus, daß er ihm neben Berenice's Locken ein Sternbild dafür anweisen möge.“ Wieland wußte von allem diesem kein Wort mehr; nur machte er die Bemerkung, daß er wohl jetzt neben Lelandas Katze zu stehen kommen würde.

12) „Zum Poeten der Aufklärung und der allgemeinen Herrschaft der Vernunft, zum Dichter des Eudämonismus im schärfsten Sinne des Wortes,“ schrieb E. Bodemann in seiner ausgezeichneten und sehr lesenswerthen Schrift: „Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis Wieland, Rousseau, Zimmermann, Lavater, Leuchsenring, Usteri, Sophie La Roche, Frau von Sandoz u. A. Nebst bisher ungedruckten Briefen der Bondeli an Zimmermann und Usteri.“ (Hannover 1874, pag. 72.) In gewisser Beziehung mag dieser Ausspruch richtig sein und wurde auch schon von Andern getheilt. Es würde sich auch dagegen nichts sagen lassen, wenn hinzugesetzt würde, daß der Wieland'sche Eudämonismus entfernt von allem Egoismus, von aller Intoleranz und endlich von allem Neid war. Sagte man ja, Wieland habe in seinem ganzen Leben nur Einen, nemlich Göthe, beneidet und zwar wegen seiner Schweizerreise. Wenn aber Bodemann meint, daß Wieland durch den Einfluß der Julie von Bondeli (pag. 36) ein Eudämonist geworden sei, so ist das eben so wenig richtig, als die Behauptung, daß sein Herabsteigen von den seraphinischen Höhen auf die Erde durch Julie bewirkt worden sei (pag. 60). Diese Umwandlung vollzog sich schon in Zürich und zwar durch seine Studien und das Hervortreten seiner eigenen Natur, lange bevor Wieland Gelegenheit hatte, Julie kennen zu lernen.

13) Am 5. Aug. 1762 schrieb Wieland an Zimmermann über die neu zu besetzende Stelle eines Leibarztes bei Stadion; er setzte die Bedingungen, Ansprüche 2c. — wahrscheinlich im Auftrag des Grafen — weitläufig auseinander, und drückte

das Vergnügen aus, das er empfinden würde, wenn Zimmermann den Antrag annähme.

14) Nach Wielands eigener Erzählung: Raumers historisches Taschenbuch X.

15) Nach einer Erzählung in: Sophie von La Roche von L. Assing pag. 119.

16) L. Assing (i. n. B. pag. 275) bringt Uebersetzungen aus der Schrift der Miß Burney: Diary and lettres. Unter denselben solle Frau von La Roche unter anderm erzählt haben: „Wieland habe sich mit einer Schauspielerin über ihren Verlust getröstet.“ Dies wäre eine von den Geschichten, die Wieland Sophien in Warthausen gebeichtet hat und von der man sonst nichts findet. Uebrigens muß man bei derartigen Anekdoten sehr vorsichtig sein und sie mit Kritik betrachten, denn die Scandalsucht war schon zu Wielands Lebzeiten außerordentlich thätig und er sah sich öfters veranlaßt den wahren Sachverhalt festzustellen. Die Geschichte mit der Magd in Bodmers Hause z. B. mußte er in dem oben angeführten Brief an L. Meister vom 28. Dec. 1787 richtig stellen, und dennoch wurde sie in neuerer Zeit (E. Bodemann i. n. B. pag. 53) wieder aufgewärmt. Dort heißt es in der Anmerkung: „nach folgender Stelle aus einem (bisher noch ungedruckten) Briefe des gelehrten Schmid-Auenstein an seinen Freund Zimmermann (1760) lag noch ein anderer Grund vor, welcher Wieland bewog, Zürich zu verlassen: Waser, dont je vous ai parlé, est un des quatre éléves de l'academie de Wieland. Il me dit, qu'une des principales raisons, qui avait fait quitter Zuric à ce poète, c'etait une avanture humiliante avec une servante de Mr. Bodmer. Wieland oublia la Platonisme et voulut réaliser une harmonie qu'il sentait pour cette fille, et que cette fille ne sentait pas pour lui. Depuis cette avanture il fut mal accueilli dans la maison, où il y avait des belles, et comme il lui fallait des harmonies, il alla en chercher à Berne.“

Dieses Schreiben zeigt, daß ein gelehrter Herr einen Klatsch schreiben, und ein ebenso gelehrter eine Freude am Klatsch haben kann.

XIII.

Christoph Martin Wieland in seinem Tusculum zu Biberach.

Der sogenannte Wieland'sche Proceß war immer noch nicht zum Austrag gekommen, und es schien öfters, als ob er nicht zu Gunsten Wielands ausfallen würde. Da verwendete sich Graf von Stadion bei dem Reichshofrath in Wien für unsern Dichter, dem sein Ruhm dort zu weiterer Empfehlung diente. Damit nahm der Proceß plötzlich eine andere Wendung, so daß der gegnerische (katholische) Theil es für das Beste hielt, sich mit dem andern (protestantischen) zu Wielands Gunsten zu vergleichen. In Folge dessen wurde er in Bälde von einer Kaiserlichen Commission (1764) als wirklicher Kanzlei-Direktor eingesetzt.

Nun war Wieland mit seinem Schicksal sehr zufrieden, denn — meinte er — er habe ein zwar mühevolles, aber einträgliches und honorables Amt, wodurch er die Basis seiner Ruhe gefunden habe und sich hinwegsetzen könne über die niederschlagenden Nahrungssorgen. Nun — schrieb er an Geßner — gehe ihm von den Bedürfnissen des menschlichen Lebens nur noch ein Weib ab. Denn nach dem Tod seines

Bruders werde er von seinen lieben alten Eltern so sehr in die Enge getrieben, daß er sich bald genöthigt sehe, in der ganzen Welt um ein Weib auszuschreiben. In Biberach finde sich keine für ihn: denn er sollte eine hübsche, gescheidte, muntere und womöglich reiche Frau haben; und die drei oder vier Biberacher Jungfrauen, welche standeshalber ein Recht an ihn haben könnten, taugen nicht für ihn. Er fragte, ob sich in den dreizehn Hochlöblichen Cantonen nicht ein artiges Mädchen finde, die so viele christliche Liebe habe einen ehrlichen Canzleidirektor, der ganz hübsche Verse mache und die zärtlichste Seele von der Welt habe, glücklich zu machen [1]).

Doch vor und nach diesem Brief hatte der Stadtschreiber gerade wegen seines zärtlichen Herzens gar manches Widerwärtige durchzumachen.

Beide Parteien in Biberach hielten sehr auf die Pflege der Musik und keine Confession wollte hinter der andern zurückstehen. Im November war am Tag der heiligen Cäcilie ein Musikfest, das zwar vorherrschend von dem katholischen Theil ausgieng, an dem aber sich auch die Musiker und Einwohner des protestantischen Theils sehr betheiligten, wodurch das Fest ein gemeinschaftliches wurde. Dieses bestand aus einem Instrumental- und Vocal-Concert, dem ein Ball folgte. Nach altem Herkommen machten bei diesem Feste die Bürgermeister und die älteren Senatoren einen Ehrentanz, von den jüngern aber wurde mehr erwartet.

Wieland, auf den die Musik von jeher einen großen Einfluß übte, und der schon damals ein Versmaß suchte, das Musik sei, wurde durch dieses Fest, besonders aber durch die Stimme einer schönen Sängerin entzückt und war an

diesem Abend ein eifriger Tänzer, wodurch sich bald ein sehr leidenschaftliches Liebesverhältniß ausbildete. Der verliebte Stadtschreiber bildete sich ein, die schöne Sängerin müsse seine Frau werden [2]). Dieselbe war aus einer streng-katholischen, armen Bürgerfamilie und deßwegen brachte dieses Verhältniß in der noch viel strengern protestantischen Familie des Seniors großes Entsetzen hervor. Vergeblich wurde ihm von seinem Vater der Unterschied des Standes und der Confession vorgestellt; vergeblich setzte man ihm auseinander, wie er sich durch eine solche Heirath von der protestantischen Partei entferne, welche viele Jahre für ihn den damals noch nicht beendigten Proceß geführt habe, ohne daß er durch eine solche Verbindung die Gegenpartie für sich gewinnen werde. Doch die Eltern und Freunde, namentlich Herr von La Roche, mochten alle ihre Beredsamkeit aufwenden, sie machte — wie wohl immer in solchen Fällen — keinen Eindruck. Wieland wollte eben die schöne Sängerin zur Frau haben und traf auch deßwegen allerhand Vorkehrungen für ihre Aufnahme in seiner Wohnung, und zuletzt erklärte er, lieber wolle er auf seine Stellung in Biberach ganz verzichten und von seiner Hände Arbeit leben, als nachgeben, denn ohne die Auserwählte möge er nicht leben.

Nachdem diese Liebschaft mehr als ein halbes Jahr gewährt hatte, und der junge Senator ernsthaft wegen der Verheirathung mit ihren Eltern in Unterhandlung trat, stieß er auf ein ganz unerwartetes Hinderniß; nemlich die Eltern wollten ihre Einwilligung zur Ehe nur dann geben, wenn die zu erwartenden Kinder in der katholischen Confession erzogen würden: und damit löste sich dieser Roman

auf, um bald einem neuen und zwar dem letzten Platz zu machen [3]).

Kurze Zeit, nachdem Wieland in sein Amt als Kanzleidirector eingesetzt worden war, starb der Bürgermeister von Hillern plötzlich in seinen besten Jahren an einer Unverdaulichkeit. Durch diesen schnellen Tod kam Wieland auf den Einfall, daß die schöne Wittwe vom Schicksal ihm zur Frau bestimmt sei. Er theilte diese Ansicht der Frau von La Roche mit, welche ihre Schwester aber besser kannte, als dieß bei Wieland der Fall war. Deßwegen warnte sie ihn vor einem unüberlegten Schritt, der zu keinem günstigen Resultat führen würde. Da aber Frau von Hillern so gar oft bei Wieland über ihre unglückliche Ehe geklagt, da sie ihn immer als einen berühmten Dichter gefeiert hatte, so glaubte er der Frau von La Roche nicht, bis er der jungen Wittwe seinen ersten Condolenzbesuch gemacht hatte, wo ihm die Schuppen von den Augen fielen. Denn dieselbe bedauerte in den klingendsten Phrasen ihren Verlust und hielt jetzt ihrem seligen Mann eine Lobrede, über welche Wieland in Staunen gerieth. Nach ein paar Tagen gieng er auf dem schattigen Wege nach Warthausen und erzählte dort seiner Freundin und Base von der wunderbaren Unterhaltung, die er mit ihrer Schwester beim Condolenzbesuch gepflogen hatte. Frau von La Roche war nie mit der Eitelkeit ihrer Schwester zufrieden; sie hatte Wieland schon früher gesagt, daß dieselbe nur sich selbst liebe und setzte demselben jetzt auseinander, daß die Frau Bürgermeisterin zu stolz sei, zur Frau eines bloßen Officials (zu dieser Beamtenklasse gehörte der Stadtschreiber) herabzusteigen. Sie möchte zwar wohl die Gattin eines berühmten Dichters

sein, aber selbst diesem Ruhm vermöge sie ihren Standeshochmuth nicht aufzuopfern[4]).

Durch diese Angelegenheit wurde Wieland wieder auf längere Zeit sehr mißgestimmt, und seine Freunde erhielten wieder Klagebriefe. Aber auch seinen Eltern machte die Sache viele Sorgen und der Mutter schwebte die unglückliche Liebschaft vor, welche der Sohn nach dem Bruch mit Julie Bondeli anfieng. Deßwegen rathschlagte sie mit Frau von La Roche, und beide Frauen beschlossen die Verheirathung des verliebten Dichters. Zum Glück durften sie nicht lange suchen, denn bei Frau von La Roche befand sich eben eine junge Anverwandte zu Besuch: Anna Dorothea, Tochter des in Augsburg verstorbenen Kaufherrn David von Hillenbrand, welche in jeder Beziehung von beiden Frauen für passend erfunden wurde, und gegen die auch der Dichter in seiner augenblicklichen Stimmung nichts einzuwenden hatte; die Hochzeit wurde sehr beschleunigt und fand nach einer kurzen Verlobungszeit am 21. Octbr. 1765 statt.

Anfangs scheint diese Ehe sehr prosaisch gewesen zu sein, denn Wieland schrieb am 7. Nov. 1765 an Geßner: „ich habe — eine Sottise gemacht, nicht wahr? — Vielleicht wenigstens insofern wir das in der großen Welt fast durchgehends angenommene Principium, daß ein Philosoph und ein Dichter frey seyn sollte, gelten lassen; dem sey nun wie ihm wolle, ich habe ein Weib genommen, oder eigentlich zu reden, ein Weibchen, denn es ist ein kleines, wiewohl in meinen Augen ganz artiges, liebenswürdiges Geschöpf, das ich mir, ich weiß selbst nicht recht wie, von meinen Eltern und guten Freunden habe beilegen lassen. Es ist nun so, ich bin zufrieden; meine Mitbürger auch, denn diese können nicht wohl leiden, wenn ihre Vorgesetzten

unbeweibt sind, — und wenn ich mich nur erst in meinem neuen Stande werde zurecht gesetzt haben, so hoffe ich, daß die Musen, wenn sie anders jemals einen Antheil an den Geburten meines Hirns gehabt haben, nichts dabey verlieren sollen." Bald darauf aber schrieb er schon viel zärtlicher über seine Frau [5]), und die Verehrung und Anhänglichkeit gegen sie setzte sich durchs Leben fort, so daß diese Ehe in jeder Beziehung eine glückliche genannt werden darf und er selbst vollkommen Recht hatte, wenn er seine Frau „eine wahre Seelenapotheke" nannte.

Welch große Stütze Wieland an seiner Frau hatte, wie leicht er sich jetzt über Widerwärtigkeiten hinwegzusetzen im Stande war, welche ihn früher veranlaßt hätten, sich nach einem Nagel umzusehen, an dem er sich mit einem Strumpfband hätte aufhängen können, zeigte eine für Wieland sehr unangenehme Geschichte, welche sich bald nach seiner Verheirathung ereignete. Graf Stadion vergrößerte seinen Besitzstand in Warthausen schon sehr bedeutend, noch zur Zeit, als er in Mainz war; namentlich kaufte er mehrere größere Grundstücke in dem Gebiet der Reichsstadt Biberach. Als er nun gar ein Haus in der Stadt kaufte und dasselbe prachtvoll umbauen ließ, erschrak Senat und Volk von Biberach wegen eines so mächtigen Herrn und wollten nicht zugeben, daß er noch Weiteres im Biberacher Gebiet kaufe. Es entspann sich ein Proceß, der viele Jahre dauerte und welcher mit einem Vergleich durch den Reichshofrath schloß, aber sehr zu Gunsten des Grafen. Dadurch entstand ein Mißtrauen der Biberacher gegen den Grafen, das sich nicht ganz legte, als der Graf seinen Wohnsitz von Mainz nach Warthausen verlegte; trotz aller Liebenswürdigkeit Stadions gegen die Stadt und ihre Einwohner.

Außer dem Stadionischen Haus hatten noch andere adelige Familien, z. B. die Waldburg und die von Ulm mehrere eigene Häuser in Biberach, weßwegen schon früher die Stadt der Zusammenkunftsort des oberschwäbischen Adels war, der aber eine größere Bedeutung erhielt, seit die stadionische Familie in Warthausen residirte. Zusammenkünfte der adeligen Familien und Aebte, Bälle und Gesellschaften aller Art wurden jetzt in der Stadt Biberach abgehalten. Die adeligen Häuser waren oft wochenlang bewohnt; Handel und Verkehr steigerte sich durch dieses Alles in der Stadt.

Das Stadionische Haus hatte eine unangenehme Nachbarschaft, nemlich die Schleifmühle und die Tuchmacherwalk, welche durch ihr unharmonisches Gepolter und Gezisch die Bewohner des Hauses manchmal sehr unangenehm in ihrer Ruhe störten. Als nun an diesen Maschinen eine größere Bauänderung nöthig wurde, bat Graf Stadion um eine Verlegung derselben und erbot sich die dadurch vermehrten Ausgaben zu übernehmen. Jetzt erwachte das alte Mißtrauen, namentlich schrieen die Zünfte über diesen Eingriff und auch Wieland bekam, wie er selbst sagte, einen Anfall von Patriotismus. Unglücklicher Weise stand La Roche seit den letzten Liebschaften nicht mehr auf dem früheren freundschaftlichen Fuße mit Wieland. Beide führten nun im Namen ihrer Herrn die Correspondenz wegen Verlegung der Walk= und Schleifmühle in Biberach. La Roche erlaubte sich manche persönliche Anspielungen gegen den Biberacher Concipienten und ließ denselben den höhern Geschäftsmann — Wieland kritisirte dagegen den Styl des Warthauser Schreibers und ließ diesen das Uebergewicht des berühmten Schriftstellers etwas stark fühlen. Als nun der Graf selbst auf der einen und auf der andern

Seite der regierende Bürgermeister Benedict von Zell (der mit Wieland sehr befreundet und mit demselben manchmal nach Warthausen eingeladen war), an der Correspondenz theilnahmen, so bekam die Sache ein viel ernsteres Ansehen. Es wanderte bald nach Biberach an den Senat ein drohendes Schreiben, in welchem von niederträchtigen Menschen, welche beim Grafen vorlieb nehmen u. s. w., gesprochen wurde. Bevor der Canzlei=Director dieses Schreiben dem Senat vorlas, leitete er dasselbe spöttisch mit den Worten ein: Hannibal ad portas. Jedermann im Rath wußte, daß das Schreiben gegen Wieland gerichtet sei, was ihn veranlaßte zu erklären, daß er mit Stadion alle Verbindungen abgebrochen habe und daß er nach Gebühr officialiter antworten wolle. Dieß wurde vom Senat gut geheißen und der Antrag des Bürgermeisters von Zell angenommen, nemlich daß die Antwort von dem Geheimen Rath gesehen und signirt werden sollte. Wieland griff in seiner Antwort mit beißendem Spott den Verfasser des Warthauser Documents an und stellte sich als ob er nicht wisse, wer derselbe sei, obschon ihm bekannt war, daß der Graf und La Roche die Concipienten waren. Letztere wurden wüthend über den hochmüthigen Poeten, und es entspann sich jetzt ein Kampf, wie er nur in den damaligen Zeiten in Schwaben möglich war.

Diejenigen Senatoren und sonstigen einflußreichen Einwohner von Biberach, welche Herrn von La Roche als Gegner des Bürgermeisters von Zell und Wielands bekannt waren, wurden zur gräflichen Tafel eingeladen. Durch die herablassende Art des Grafen wurden diese, welche schon längst nach solchen Fleischtöpfen lüstern waren, recht bald von der Richtigkeit der Gründe überzeugt, die der Graf

gegen das Betragen Wielands anführte. La Roche reiste bei den benachbarten Herrschaften umher und hetzte gegen Biberach. Es unterblieben daher plötzlich alle Versammlungen und Festlichkeiten, die in Biberach bisher von dem Adel gehalten worden waren; von den zwei Grafschaften Stadion-Warthausen und Stadion-Stadion, dann von vier Abteien, unter denen die Fürst-Abtei Ochsenhausen die bedeutendste war, erschien ein Bescheid, daß keiner ihrer Unterthanen in Biberach etwas kaufen oder verkaufen, daß keiner mehr in die Stadt gehen dürfe und jeden Verkehr mit der Reichsstadt abbrechen müsse. Nun jammerten Bäcker, Metzger und Krämer in Biberach und klagten über die Verluste, welche sie durch dieses Verbot erleiden. Darauf wurde den Biberachern mitgetheilt, daß an diesen Wirren nur der unruhige Poet, der Stadtschreiber Wieland schuldig sei; dieser verwirre das Gemeinwesen und habe sich sogar gegen den Grafen gröblich vergangen. Da hätte denn nicht viel gefehlt, daß Wieland nach Warthausen ausgeliefert worden wäre, wenn nicht der brave Bürgermeister von Zell sich des Canzleidirectors angenommen und ihn mit der Autorität des geheimen Raths, der das Schreiben gebilligt habe, gedeckt hätte. Wieland hatte einen bösen Stand, ärgerte sich gewaltig und zog sich dadurch ein schweres Gallenfieber zu.

So sehr dem Grafen anfangs dieser Krieg Unterhaltung gemacht hatte, so entleidete ihm derselbe doch bald: theils weil die eigenen Unterthanen unter der Sperre ebenso wie die Biberacher litten, theils weil seine jetzige Gesellschaft ihm doch keinen Ersatz für den Umgang mit Wieland darbot. Um sich am leichtesten diese „querelle d'Allmand“ vom Halse zu schaffen, führte er einen schon längst gehegten

Plan aus und verlegte seinen Wohnsitz nach seinem Schloß Bönnigheim im Zaubergäu.

Nun sah sich Wieland wieder ohne große Bibliothek, fast ganz abgeschnitten von der literarischen Welt und in seiner Vaterstadt isolirter als jemals. Zum Glück fand er bei seiner Frau Trost und in seinem Innern hatte er einen Schatz, welcher ihn befähigte sich über die Kränkungen der Welt leicht hinwegzusetzen. Da er in Warthausen an Aufenthalt im Garten gewöhnt worden war und nicht die Mittel hatte ein kleines Tusculum zu erwerben, so miethete er



Das Gartenhaus zu Biberach.

sich einen — ganz nahe bei seiner Wohnung, aber vor der Stadt — artig gelegenen Garten mit einem größern Gartenhaus [6]). Dasselbe liegt nicht weit vom Flüßchen Riß, an einem stillen Platz, der eine reizende Aussicht in das obere Rißthal gewährt. Sobald die Amtsgeschäfte erledigt waren, gieng er dorthin, brachte dort seine freie Zeit meistens mit seiner Frau zu, erhielt auch häufig Besuche, namentlich von

seinen Eltern, welche manchen schönen Sommerabend mit dem Sohn und dessen Frau hier zugebracht haben.

In diesem Gartenhaus vollendete Wieland den zweiten Theil des Agathon, in welchem sich manche bittere Stellen finden, offenbar letzte Wirkungen des Gallenfiebers[7]). Hier studirte er die italienischen Dichter, namentlich den Ariosto. Damit verband er Studien über die Metrik der Italiener, welche er ebenfalls in diesem Gartenhaus ausführte: er wollte die ottave rime in Deutschland einführen. Nach vielen Versuchen, das Versmaß des Ariosto mit der deutschen Sprache in Uebereinstimmung und mit der Musik in Einklang zu bringen, glaubte er sein Ziel erreicht zu haben und begann in seinem Tusculum das romantische Gedicht Idris und Zenide.

Während Wieland in seinem Gartenhaus manchmal sich ärgerte und ebenso oft erfreute, während er dort studirte und dichtete, war Graf von Stadion mit der Familie La Roche auf seinem Gut in Bönnigheim. Von dort aus besuchten sie den glänzenden Hof des Herzogs Carl von Württemberg und suchten durch den Pfarrer Brechter (der im benachbarten Schwaigern Pfarrer war) den Stadtschreiber von Biberach zu ersetzen. Doch war das Leben in Bönnigheim nicht so angenehm als in Warthausen: Frau von La Roche war genöthigt ihre beiden Töchter wegzugeben und dieselben in eine Erziehungsanstalt nach Straßburg zu schicken. Diese Trennung machte, daß sie sich sehr verlassen fühlte und es trat bei ihr wieder, wie einst in des Vaters Hause zu Augsburg, die Schwermuth auf. Zur Zerstreuung fieng sie auf Brechters Anrathen an, Bücher zu schreiben. Ebenso La Roche, der zwar nicht melancholisch wurde, aber doch müßige Stunden genug hatte und deßwegen die Briefe

über das Mönchswesen zu schreiben begann. Beim Grafen stellten sich auch die Beschwerden des Alters ein und er glaubte, daß diese in Warthausen leichter zu ertragen seien. Deßwegen wurde an die Rückkehr gedacht, und da die Streitigkeiten mit der Stadt Biberach vergessen waren, so wurde nach einigen Vorbereitungen die Rückreise nach Warthausen angetreten.

Dort wurde der Graf vielfach an Wieland erinnert; der alte Groll war vergessen; so kam es, daß er einstens die Frau von La Roche fragte: Que fait Wieland? — „Monsieur le Comte, antwortete diese, il est comme l'édition d'un livre: corrigée, mais pas revue." Da diese Antwort den Grafen erfreute, so erzählte die langjährige Freundin Wielands von dessen neu erschienenen Werken, und da der Graf an diesen Gefallen fand, so entstand das Verlangen nach der Gesellschaft des Verfassers. Frau von La Roche, der diese Streitigkeiten so viele unangenehme Stunden gemacht hatten, übernahm mit Vergnügen die Rolle einer Vermittlerin. Wieland traf den Herrn von La Roche — wie zufällig — im Hause seiner Eltern und ebenso den Grafen im Schloßgarten zu Warthausen; man begrüßte sich wie alte Freunde und sprach von den Streitigkeiten gar nicht. Von nun an war Wieland noch mehr als früher in Warthausen, ja der Graf bedauerte jeden Tag, an dem Wieland nicht in seinem Schloß anwesend war: in Biberach sah man oft vor dem Canzleihaus die gräfliche Equipage, welche den Poeten nach Warthausen bringen sollte, und er wurde jetzt — so wie die Familie La Roche — zur gräflichen Familie gezählt.

Von da an hatte Wieland bis zu seinem Abgang von Biberach eine sehr glückliche Zeit. In sein Amt hatte er

sich eingelebt; er fühlte sich glücklich in der Ehe mit seiner einfachen, wie für ihn geschaffenen Frau; lebte mit seinen Eltern auf die angenehmste Weise, hatte sein freundliches Tusculum, in Warthausen eine Bibliothek und die allerbeste Gesellschaft. Dazu kam noch, daß er endlich das fand, was er bisher immer vergeblich gesucht hatte, nemlich an Reich in Leipzig einen thätigen Verleger, welcher seine Arbeiten gut honorirte (rara avis in terris, wie er an Zimmermann schrieb). Kein Wunder, daß er jetzt mit erneuerter Energie neue Entwürfe vorbereitete und angefangene vollendete und daß überhaupt, wie er selbst sagte, seine Manufactur recht flott gieng. Um aber sein Glück voll zu machen, gebar endlich seine Frau am 19. Octbr. 1768 eine Tochter, Sophie Katharine Susanne [8]).

Dieses für Wieland so glückliche Ereigniß wurde durch die Nachricht getrübt, daß das Befinden des Grafen, der seit Eintritt des Herbstes krank geworden, mit jedem Tag sich verschlimmere. Wieland machte sich sobald als möglich von Canzlei, Frau und Kind los. Am 27. Octbr. war er zum letzten Mal bei seinem Grafen. Dieser ließ sich Abends in seiner Duchesse in die Bibliothek bringen und fragte dann Wieland aufs Gewissen, ob wol Sokrates und Plato de bonne foi eine Unsterblichkeit behauptet hätten? Als Wieland dieß bejahte, war er unbefriedigt, weil er seit seinem zwanzigsten Jahr die Spöttereien der französischen Literatur gegen das Christenthum eingesogen und stets auf den Lippen und im Herzen hatte. Dennoch legte er am andern Tag bei verschlossener Thüre die Beichte ab, empfieng die Sterbesacramente seiner Kirche und starb wenige Stunden nachher [9]).

Auf den Sohn, den Grafen Franz Conrad, gieng

nun die Herrschaft über. Derselbe hatte weder den Geist seines Vaters, noch den seiner zwei Söhne; dagegen war er ein Freund der Literatur, hatte eine große Freude an Büchern, die er fleißig las, war ein freundlicher, wohlwollender Herr, stets besorgt für das Wohl seiner Unterthanen und besonders seiner Dienerschaft. Da er prunkliebend war, so zeigte er dies bei dem Leichenbegängniß seines Vaters. Der verstorbene Graf wurde in einem schwarz ausgeschlagenen Saal im offenen Sarg ausgestellt. Da lag er in einem Hofkleid, in den Händen ein silbernes Kreuz haltend [10]). Der Saal war mit Wachskerzen, die auf schweren silbernen Leuchtern standen, beleuchtet und der Sarg bewacht von der in Trauerkleider gehüllten Dienerschaft. Dann strömten die Unterthanen und die Bewohner der umliegenden Ortschaften nach Warthausen, um den verstorbenen Grafen, den viele bewundert, viele gefürchtet hatten, noch einmal zu sehen. Zum Leichenzug erschien der ganze Oberschwäbische Adel mit seinen Beamten, die Klöster schickten Deputationen, ebenso die Reichsstadt Biberach, bei der aber der Stadtschreiber sich nicht befand, weil er als Freund des Verstorbenen und des Hauses bei La Roche seinen Platz hatte. Drei gefürstete Prälaten sollten nach einander bei der Beerdigung und den Exequien in pontificalibus das Requiem mitsingen. Der Pfarrer Heggelin stellte zwar vor, daß man ihn hiebei nicht übergehen könne und die nöthige Erlaubniß von dem Bischof einholen sollte; allein im Schlosse wollte man nichts davon wissen, weßwegen Heggelin, der streng auf die Verfassung hielt, dem Cardinal Roth, dem Fürst-Bischof von Constanz, Anzeige machte und im Moment, als der Reichsprälat von Ochsenhausen die Leiche aussegnen wollte, zu diesem sagte: „Eure Hoch-

würden und Gnaden, Herr Reichsprälat, erhalten hiemit von meinem Bischof und von mir als Pfarrer die Erlaubniß, die nöthigen Functionen zu machen."

Darauf begab sich ein ungeheuer großer und prächtiger Zug vom Schloß nach der Pfarrkirche, wo der Sarg in die Gruft versenkt wurde. Einige Tage nachher machte Wieland in Warthausen seinen Besuch, wo er von der ganzen gräflichen Familie aufs freundlichste und huldvollste aufgenommen wurde [11]). Er verweilte nun bis zu seinem bald darauf erfolgten Abgang von Biberach oft mehrere Tage im Schloß Warthausen; dort las er seine neuen Gedichte vor, und als vom Musarion die zweite Auflage nöthig war, ließ Wieland statt der Vorrede ein Schreiben an Weiße in Leipzig vordrucken, das von Warthausen (15. März 1769) datirt war [12]).

XIII.

Noten.

1) Aus dem Brief an S. Geßner. Dat. Biberach, den 29. Aug. 1764.

2) Wieland äußerte sich in seinem Alter mehrmals über seine Jugendliebschaften und meinte, bei allen sei viel Illusion gewesen.

3) Dieser Roman gab Veranlassung, daß eine Menge nachtheiliger Gerüchte über Wieland bei seinen alten Freunden in der Schweiz verbreitet wurden. Da er Vorbereitungen für seine künftige Frau in seiner Wohnung traf, so entstand das Gerücht, er beherberge in seinem Hause Maitressen; und doch schrieb er an Zimmermann (7. Jan. 1765): „ich bin einsam in einem Hause, dessen weite Gemächer von Niemand bewohnt sind, als von mir selbst, einer dummen Magd, etlichen alten magern Katzen, und einem Gespenst, das, der uralten Observanz gemäß, alle Nacht um zwölf Uhr unsichtbar auf einer geheimen Treppe vom Rathhause in die Canzley herabsteigt, und sich eine Stunde lang amüsirt, die alten Protocolle durchzublättern."

Diese Gerüchte wurden in der Schweiz mit seiner neuen Richtung in Verbindung gebracht, welche sich in seinen Schriften (Agathon, Don Sylvio, Nadine und seinen komischen Erzählungen) findet. Jetzt möchte es schwer sein die Urheber dieser Märchen ausfindig zu machen; gewiß aber ist, daß ihnen viel Scandalsucht zu Grunde lag. Leider fällt durch die Herausgabe der Briefe der Julie von Bondeli (Julie von Bondeli und ihr

Freundeskreis, pag. 267, 269 und 272) auf Personen, welche Wieland sehr nahe standen, ein großer Verdacht, daß sie durch weibliche Eifersucht der Scandalsucht anderer Menschenkinder sehr gedient haben, und es wäre dem Interesse Juliens und Sophiens gewiß mehr gedient gewesen, wenn der Herausgeber drei Briefe nicht hätte drucken lassen und an ihre Stelle andere aus der reichen Sammlung des Herrn Paul Usteri Blumer in Zürich gesetzt hätte, um so mehr als die Kritik der Wahrheit in diesen Briefen nicht sehr zu statten kommt.

Frau von La Roche schrieb über diese Liebschaft an Julie und diese sogleich an Zimmermann (an welchen Wieland am 12. April 1764 schrieb: „Indessen kann ich Ihnen doch Ihre Waschhaftigkeit nicht verzeihen. Daß Sie sich gedrungen gefunden haben, der Welt eine so wichtige Wahrheit zu entdecken, als diese ist, daß Wieland keine Waden hat, mag noch hingehen, aber daß Sie so boshaft sind, und mich der Welt als einen Menschen abmalen, der den Chaulieu dem Young und eine Phyllis einer ätherischen Panthea vorzieht, und in Epicurischer Schweinheit so weit gekommen ist, es Jedermann ohne Bedenken einzugestehen; das war zu viel, mein Freund“); und so mögen sich die weitern Sagen weiter ausgebildet haben.

In Briefen der Julie an Zimmermann wird die schöne Sängerin Bibi genannt, sie hieß aber Josephine (in Schwaben Pepi). Wenn in diesen Briefen (pag. 286) gesagt wird, das ganze Honorar von 500 fl., das Wieland für den Don Sylvio erhalten habe, sei mit dieser Liebschaft darauf gegangen, so zeigt dieß noch eine unschuldige Eifersucht. Wenn aber gesagt wird, Wieland habe von Herrn von La Roche verlangt, derselbe solle eine Dispensation vom Aufgebot von dem Churfürsten von Mainz, als Erzbischof (??) von Constanz auswirken, was La Roche für unmöglich erklärt, sich aber erboten habe, deßwegen an den Nuntius in Luzern sich zu wenden: so entstehen viele Bedenken, denn derartiges mögen eifersüchtige Damen schreiben, aber ein praktischer Stadtschreiber — wenn er auch verliebt war — und ein sehr geschäftskundiger Mann wie Herr von La Roche können solche Vorschläge nicht gemacht haben. Wenn aber von

weitern Folgen dieser Liebschaft erzählt wird, so ist zu bemerken, daß das Kirchenbuch in Biberach so wenig als eine Sage davon eine Bestätigung giebt.

Uebrigens muß man bei Durchlesung dieser paar Briefe unwillkürlich an die Geschichte der Gulleru im 6. Kap. des ersten Buches der „Geschichte der Abderiten" denken.

4) Als Wieland vom Churfürsten von Mainz als Professor an die Universität Erfurt vocirt wurde und den Charakter als Regierungsrath erhielt, begriff Frau von Hillern erst, daß ein berühmter Schriftsteller doch etwas anderes sei, als ein regierender Bürgermeister einer freien Reichsstadt, und als sie am Ende ihres Lebens, nicht ohne eigene Schuld, in tiefes Elend gerieth, pries sie Cicero als den glücklichsten Menschen, weil er Consul und ein berühmter Schriftsteller gewesen sei.

5) Am 10. Juli 1766 schrieb Wieland an Zimmermann: „Sie wissen, daß ich eine Frau habe, aber Sie wissen noch nicht, daß ich glücklich genug gewesen bin, vielleicht die Einzige in der Welt zu bekommen, welche in allen Stücken dazu taugt, meine Frau zu seyn. Ich habe sie so herzlich lieb, als jemals ein ehrlicher Mann sein Weib lieb gehabt hat. — Sie macht mich in der That glücklich, ob sie gleich kein idealisches Mädchen ist. Ich sehe sie zuweilen mit Augen an, wie ohngefähr Horaz dem guten Mädchen mag verliehen haben, zu der er sagte: age nunc, meorum finis amorum — und Sie können nicht glauben, wie angenehm mir diese Vorstellung ist."

An Riedel schrieb Wieland am 29. Juni 1768: „ich habe die beste kleine Frau, die jemahls gewesen ist und seyn wird, ob sie gleich kein bel esprit ist, und, was Ihnen begreiflich seyn wird, noch bis jetzt keine einzige von meinen Schriften gelesen hat. Ich liebe sie darum nicht weniger, als meine Augen; denn ihr Herz, und was man heißen könnte: the mechanism of her temper ist das Meisterstück der Natur."

6) Wieland schrieb am 24. Aug. 1768 an Riedel: „Was meine Kanzelley betrifft, so müssen Sie sich die Sachen aber auch nicht so gar gräßlich vorstellen. Ordentlicher Weise habe ich die meisten Nachmittage zu meiner Disposition, und meine Geschäfte gehen

mir leicht von der Hand; dafür bin ich aber auch, ohne Ruhm zu melden, einer der expeditivsten Leute im ganzen Schwaben. Nur ein kleines Tusculum geht mir noch ab, und bis ich erben werde (wozu vor den nächsten zwanzig Jahren wenig Hoffnung ist) sehe ich auch keine Möglichkeit, eines zu bekommen. In Ermanglung dessen habe ich ganz nahe an unserer Stadt, aber doch in einem etwas einsamen Orte, ein artiges Gartenhaus gemiethet, wo ich die angenehmste Landaussicht von der Welt habe, und so nahe es meinem Hause in der Stadt ist, doch völlig auf dem Lande bin. Hier bringe ich des Sommers meine meisten müssigen Stunden zu, solus cum sola, aber ganz allein mit den Musen, Faunen und Grasnymphen, deren ich von Zeit zu Zeit einige im Gesicht habe, welche auch den enthaltsamsten Einsiedler unversucht lassen würden. Hier sehe ich die Knaben baden, keine Nymphen; ich rieche den lieblich erfrischenden Geruch des Heues; ich sehe schneiden und Flachs bereiten; auf der einen Seite erinnert mich aus der Ferne der Kirchhof, wo die Gebeine meiner Vorältern liegen, daß ich leben soll, so lang und so gut ich kann; — auf einer anderen lockt mir ein durch Gebüsche halb verdeckter Galgen fernher den Wunsch ab: daß ein halb Dutzend Schurken, die ich ganz trotzig tête levée herumgehen sehe, daran hängen möchten. Ich sehe Mühlen, Dörfer, einzelne Höfe; ein langes angenehmes Thal, das sich mit einem zwischen Bäumen hervorragenden Dorfe (Ummendorf) mit einem schönen, schneeweißen Kirchthurm endet, und über demselben eine Reihe ferner blauer Berge, aus denen im Abendstrahl H o r n, ein uraltes, seit Kurzem von den jetzigen Besitzern (Kloster Ochsenhausen) neu aufgebautes Schlößchen herausglänzt. Das alles macht eine Aussicht, über der ich Alles, was mir unangenehm seyn kann, vergesse, und, mit diesem Prospekt vor mir, sitze ich an einem k l e i n e n T i s c h e und — reime."

Dieses Gartenhaus war im Anfang dieses Jahrhunderts im Besitz eines Verehrers von Wieland, der es ganz in demselben Stand erhielt, in welchem es der Dichter verlassen hatte, sogar der kleine Tisch fehlte nicht. Anfangs der dreißiger Jahre erhielt es aber andere Verwendung, wodurch manche Aenderungen

im Innern herbeigeführt wurden. Das Aeußere dagegen hat noch das alte Aussehen; nur wurde in den letzten Jahren ein Theil des Gartens überbaut.

7) Die bitteren und gereizten Bemerkungen finden sich nur in der ersten Auflage des Agathon und wurden von Wieland in den späteren Ausgaben ausgemerzt.

8) Ludmilla Assing (Sophie La Roche pag. 130) erzählt: „Eines Tages war Sophie zu Wieland nach Biberach zum Besuch gekommen, und er, voll Eifer ihr Urtheil zu hören, las ihr die Dichtung, mit der er eben beschäftigt war, den „Idris“ vor. Während des Vorlesens kam seine kleine Tochter in's Zimmer und lärmte. Wieland, ärgerlich über die Störung, und in seiner gewohnten Heftigkeit auffahrend, sprang auf, nahm das Kind und warf es im Nebenzimmer auf's Bett. Als Wieland wieder zurückkam, wollte er fortlesen, aber Sophie, die ihrerseits eine viel zu gute Mutter war, um nicht sein Betragen gegen sein Kind zu mißbilligen, erklärte ihm: „Ewig will ich von Ihrem „Idris“ nichts mehr hören, noch sehen! Ich danke dem Himmel, daß er mir Sie nicht zum Gatten gegeben hat! Mein Wagen soll vorfahren!“ — Wieland, ganz betroffen und bestürzt, erwiederte: „Wie können Sie so grausam sein, und mir das sagen!“ Sophie entgegnete: „Wem seine Verse mehr sind als seine Kinder, wer mehr Dichtereitelkeit als Vaterliebe zeigt, der ist mein Mann nicht!“ Darauf gieng sie unverzüglich fort. Man sah sie selten so heftig; aber Kinder falsch und ungerecht behandelt zu sehen, konnte sie nicht ertragen. Dieser Zug beweist, daß sie nicht bloß für Dichterwerke schwärmte, sondern auch vor allem das thätige Leben beachtete.“

Es ist mir unbekannt, woher die geistreiche Schriftstellerin diese Geschichte hat, welche aus verschiedenen Gründen nicht wahr sein kann, da unter den vielen Kindern Wielands nur eines in Biberach zur Welt kam und dieses einzige Kind war sieben Monate alt, als es mit seinen Eltern seine Vaterstadt verließ. In diesem Alter gehen oder kriechen die Kinder nicht von einer Stube in die andere.

Diese Tochter, Sophie Katharine Susanne, wurde die Gattin

des bekannten Philosophen K. L. Reinhold (geb. 1758 in Wien, von 1787 bis 1794 Prof. in Jena, von da bis zu seinem Tod 1823 Prof. der Philosophie in Kiel).

9) Ludmilla Assing sagt (n. B. pag. 132): „Sterbend sprach Stadion die Worte Hamlets: To be or not to be, that is the question!“

Ob hier eine Verwechselung statt findet, will ich nicht entscheiden. Gruber erzählt den Tod Wielands am 10. Jan. 1813: „an diesem Tag kehrte das Fieber mit noch größerer Heftigkeit zurück, und da giengen erst Bilder der alten klassischen Zeit vor seiner Seele vorüber, dann ließen italienische Worte, die er aussprach, glauben, daß er in Ariosto's Gefilden wandle, bis endlich seine Seele ahnungsvoll bei Shakespeare weilte. Mehrmals vernahmen seine geliebten, ihn wehmuthsvoll umringenden Kinder in den Abendstunden, wie er, schwach zwar, aber vernehmlich, Hamlets berühmte Worte wiederholte: Seyn — oder Nichtseyn! — die er bald deutsch bald englisch aussprach. Hierauf war er ruhiger, und schien sanft zu schlummern; es war der Schlummer der Euthanasia; kurz vor Mitternacht hatte die schöne Seele von der irdischen sich getrennt.“

10) Im Jahr 1865 wurde wegen eines Baues der Kirche die Gruft geöffnet, wo man den Leichnam des Grafen noch ziemlich gut erhalten fand mit dem silbernen Kreuz in der Hand. In der Kirche befindet sich eine vergoldete Bronze-Pyramide mit dem Stadionischen Wappen und der einfachen Inschrift: Fridericus S. R. J. Comes de Stadion. Natus Die 5. Aprilis A. 1691. Denatus Die 28. Octbr. A. 1768.

11) Wieland wurde nach des Grafen Tod von dessen Erbfolgern beauftragt, Herrn von La Roche bei der Theilung zu unterstützen und mußte deßwegen viele Zeit in Schloß Warthausen zubringen. Am 15. Dec. 1768 schrieb er an Riedel: „Werden Sie mir wohl glauben, daß ich in diesen nächsten fünf oder sechs Wochen mich vergeblich nach ein paar Stunden gesehnet habe, die ich Ihnen geben könnte? Und doch ist es wirklich nicht anders. Unsere kleine groteske Republik befindet sich zur Zeit in

einer außerordentlichen Krisis. Wir sind so weit gekommen, daß wir, wie die Phrygier, wiewohl ein wenig zu spät, weise werden wollen, und arbeiten über Hals über Kopf an der Ausbesserung unseres gemeinen Wesens und unserer Haushaltung. Nach den Beziehungen, die ich nun einmal gegen dieses gemeine Wesen habe, liegt immer ein großer Theil der Geschäfte auf mir. Sie können sich also vorstellen, ob ich in solchen Umständen viel Muße haben könne. Hiezu kam noch der vor etlichen Wochen erfolgte Tod des Maynzischen Großhofmeisters, Grafen von Stadion, zu Warthausen. Die freundschaftlichen Verbindungen, worin ich mit diesem Hause, und namentlich mit dem Hofrath La Roche, dem Factotum des verstorbenen Grafen, und seines nunmehrigen Erbfolgers, stehe, machten diese Epoche für mich wichtig, und verpflichten mich, beynahe die Hälfte dieser Zeit zu Warthausen zuzubringen. Weil ich dadurch in meinen hiesigen Geschäften zurückgesetzt wurde, so hatte ich vieles wieder nachzuholen."

12) Am 10. Aug. 1768 schrieb Wieland an Riedel: „Ich habe unter meinen Nachbarn ein paar hochgeborner Damen, welche, ungeachtet sie Stiftsdamen sind, in meine Erzählungen verliebt sind, und mit Sehnsucht auf Musarion warten. Ich habe ungefähr sechs Jahre meistens unter Personen von diesem Caliber (aber nicht lauter Damen) und zwar nicht als von ihnen abhängig, sondern auf dem Fuß eines Freundes und Nachbars gelebt. Ein gewisses bezaubertes Schloß, wohin der Maynzische Großhofmeister Graf von Stadion seit acht Jahren seine Retraite genommen hat, und welches durch einen besondern Tik der Alquifs und Urganden dazu verwünscht scheint, die außerordentlichsten Personen zu beherbergen, und die seltsamsten Abentheuer hervor zu bringen, ist einige Jahre lang mein beständiger Aufenthalt gewesen. Ich habe dadurch Gelegenheit gehabt, Kenntnisse zu sammeln, und Beobachtungen zu machen, ohne welche weder Agathon noch andere Ausgeburten meines Humors das wären, was sie sind."

XIV.

Christoph Martin Wieland's

Abgang von Biberach und seine ferneren Beziehungen zu seiner Vaterstadt und zu seinen Landsleuten.

In den ersten Jahren, welche Wieland in Biberach zubrachte, fühlte er sich vielfach unglücklich und sein Proceß machte ihm schwere Sorgen. Deßwegen entstand damals wieder der alte Wunsch eine Stelle an einem Gymnasium zu erhalten; ja er fieng an den frühern Widerwillen gegen eine Lehrstelle an einer Universität zu überwinden [1]). Als aber der Proceß entschieden war, und er sich, namentlich nach seiner Verheirathung, in angenehmen Verhältnissen befand, dachte er nicht mehr an eine Ortsveränderung und es mußten ganz besondere Umstände kommen, welche unsern Dichter seiner Vaterstadt auf immer entführen konnten.

Mit dem Jahr 1768 fieng die Correspondenz zwischen Riedel [2]) und Wieland an, welche bald lebhaft wurde und zu sehr freundschaftlichen Beziehungen führte, so daß schon am 29. Juli Wieland den Wunsch aussprach, Riedels College an der Universität Erfurt zu sein, um in dessen

Nähe leben zu können. Zur selben Zeit kamen in Warthausen beim alten Grafen Besuche aus Mainz an; nemlich der dortige erste Minister Baron von Großschlag und Herr von Loskant, der früher Secretair des Grafen, damals aber beim Reichskammergericht in Wetzlar angestellt war. Beide waren enthusiastische Verehrer des Agathon und wurden sehr erfreut in Warthausen die Bekanntschaft des Verfassers machen zu können.

Loskant glaubte seinem gnädigen Herrn, dem Churfürsten Joseph Emerich, zur Realisirung seiner Idee, die Universität Erfurt blühend zu machen, keine wesentlichere Hülfe leisten zu können, als wenn er Wieland als Professor an diese Universität bringen würde. Diesen Gedanken theilte er dem Minister Großschlag mit, und da dieser denselben billigte, so wurde sogleich mit dem Grafen und La Roche gesprochen. Beide glaubten, daß ihr Freund recht gut nach Erfurt passe und ermunterten die Gäste bald mit Wieland selbst zu sprechen. Loskant übernahm diesen Auftrag: Wieland war freudig überrascht und erklärte, „daß, wenn er irgend in der Welt eine academische Stelle begleiten wollte, so wäre es in Erfurt."

Als die Unterhandlungen weiter geführt wurden, erhoben sich bei Wieland allerhand Bedenken. Seine jetzige Stellung hatte er nach hartem Kampf errungen, sie wurde ihm täglich lieber, weil er sich das Vertrauen beider Parteien erworben hatte und weil seine ökonomischen Verhältnisse sich täglich besserten, wodurch es ihm möglich wurde, die unangenehmen und zeitraubenden Partieen seines Amtes an Andere abzugeben und dadurch immer mehr Aussicht erhielt, ganz nach seinem Geschmack zu leben. Vor seiner Seele stand ferner der Gedanke eines Abschiedes von Schloß

Warthausen, an eine Trennung von seinen Eltern, namentlich von seinem betagten Vater; dann fremdes Land und ganz fremde Verhältnisse. Alles Zureden von La Roche und Riedel hätte nichts genützt, Wieland hätte abgelehnt und wäre Stadtschreiber in Biberach geblieben, wenn nicht gerade zur selben Zeit ein Reichshofrathsconclusum eingetroffen wäre, welches der Stelle des Canzleidirectors eine unangenehme Verantwortlichkeit in Geldsachen aufgebürdet hätte. Da eine derartige Last Wieland sehr verhaßt war, so wurde jetzt bald von ihm ein Entschluß gefaßt, und nach einigen Unterhandlungen waren alle Bedingungen, welche er stellte, angenommen. Im Februar 1769 erhielt er das Decret, nach welchem er zum ersten Professor der Philosophie, mit dem Charakter eines churfürstlich-Mainzischen Regierungsraths und einem Gehalt von 600 Thalern ernannt wurde. Es wurde ihm zu verstehen gegeben, daß es ihm immer gestattet sei, sich vom Halten von Vorlesungen und academischen Amtsgeschäften zu dispensiren und er ganz nach seinem Belieben in Erfurt leben könne; daß man zufrieden sei, wenn er komme, denn man wolle ihn nur seines Namens wegen. Vom academischen Senat in Erfurt wurden alle Hindernisse wegen eines fehlenden academischen Grades [3]) weggeräumt und der neue Professor von einer Disputation und dergleichen dispensirt. In der Erfurtschen gelehrten Zeitung erschien von Riedel am 3. März eine Ankündigung der Anstellung Wielands, die so merkwürdig ist, daß sie hier nicht übergangen werden darf. Sie lautet:

„In dieser Zeitung habe ich noch keine so interessante und für alle, die sie lesen und nicht lesen, so wichtige Nachricht ankündigen können, als folgende: Derjenige

unsrer Teutschen Schriftsteller, mit dem wir am meisten gegen die Ausländer trotzen können, dieses vaste Genie, wie es der selige Meinhard nennte, der Verfasser der Natur der Dinge, der Sympathien, des Agathon, der komischen Erzählungen, des Don Silvio von Rosalva, der Musarion, des Idris, — mit einem Worte Herr Wieland ist von Sr. Churfürstlichen Gnaden zum ersten Professor der Philosophie, mit dem Charakter eines Regierungsraths, und einem überaus ansehnlichen Gehalte ernannt worden. Er hat den Ruf angenommen, und wird im Monat Mai seine Vorlesungen über Iselins vortreffliche Geschichte der Menschheit und über andere wichtige Bücher anfangen. Diese Acquisizion ist so beträchtlich, daß sie allein, wenn auch vorher nichts wäre gethan worden, unserer Universität einen Glanz verschafft, in welchem sie gegen ihre Schwestern stolz seyn kann. Ich glaube, daß der Ton, in welchem ich diese Neuigkeit ankündige, nicht unschicklich ist, und es wäre kein Parenthysus gewesen, wenn ich angefangen hätte:

Dicam insigne, recens, indictum
Adhuc ore alio.

Auswärtige Leser können nach dieser Nachricht urtheilen, mit welch scharfsichtigen Blicken unser gnädigster Churfürst und sein erlauchter Herr Statthalter die Verdienste beurtheilen."

So kam nun Wieland mit Ruhm bekränzt als erster Professor der Philosophie an den Ort zurück, wohin er als Jüngling gezogen war, um Philosophie zu studiren und wo er zu seiner spätern Geistesrichtung den ersten Anstoß erhalten hatte.

In Biberach entließ man Wieland ungern: seine

„Herrn und Obern“ zeigten, daß sie sich etwas auf ihren berühmten Landsmann einbildeten. Das Volk aber war unzufrieden, weil es glaubte, die Obern hätten den Canzleidirector, welcher das allgemeine Vertrauen besitze, nicht gehen lassen sollen [1]). Wieland verließ am zweiten Tag nach Pfingsten des Jahres 1769 seine Vaterstadt, die er bald wieder zu sehen hoffte, aber nie wieder sah. Die Reise wurde in einer Carosse gemacht, in welcher Wieland mit Frau, Kind, einem Sohn von La Roche und einer alten schwäbischen Köchin saß; auf dem Bock befand sich neben dem Kutscher der Abschreiber, welcher den Dienst eines Kammerdieners versah. Man reiste über Augsburg, Nürnberg, Erlangen, Koburg, Frauenwalde, Arnstadt nach Erfurt, wo die Gesellschaft am Morgen des 1. Juni im Gasthof zum Schlehendorn ermüdet und bestaubt eintraf.

Nun hatte Wieland nahezu das erreicht, was er von Jugend an gewünscht hatte und was er sechs Jahre später in vollem Maß erzielte, nemlich ein sorgenloses Dasein und Gelegenheit ganz nach seinem Willen zu leben. Die Entfesselung von den verdrießlichen Acten der Biberacher Canzlei, der Umgang mit seinen Collegen, namentlich mit Meusel und Riedel, welche alles thaten, um ihm das Leben in Erfurt so angenehm als möglich zu machen, war geeignet ihn zu einem glücklichen Menschen zu machen; er hieß noch in spätern Zeiten seinen Erfurter Aufenthalt seine glückliche Lebensperiode und meinte, daß, wenn dort seine Frau nicht so viel krank gewesen, er „vielleicht zu glücklich, übermüthig“ geworden wäre. Dennoch blieb eine Sehnsucht nach Biberach und Warthausen in ihm zurück, und als er im Jahr 1772 den Antrag erhielt, die Prinzen von Sachsen-Weimar zu erziehen, so sprachen für die Annahme zwei Gründe: der

unsrer Teutschen Schriftsteller, mit dem wir am meisten gegen die Ausländer trotzen können, dieses vaste Genie, wie es der selige Meinhard nennte, der Verfasser der Natur der Dinge, der Sympathien, des Agathon, der komischen Erzählungen, des Don Silvio von Rosalva, der Musarion, des Idris, — mit einem Worte Herr Wieland ist von Sr. Churfürstlichen Gnaden zum ersten Professor der Philosophie, mit dem Charakter eines Regierungsraths, und einem überaus ansehnlichen Gehalte ernannt worden. Er hat den Ruf angenommen, und wird im Monat Mai seine Vorlesungen über Iselins vortreffliche Geschichte der Menschheit und über andere wichtige Bücher anfangen. Diese Acquisizion ist so beträchtlich, daß sie allein, wenn auch vorher nichts wäre gethan worden, unserer Universität einen Glanz verschafft, in welchem sie gegen ihre Schwestern stolz seyn kann. Ich glaube, daß der Ton, in welchem ich diese Neuigkeit ankündige, nicht unschicklich ist, und [illegible] wäre kein Parenthysus gewesen, wenn ich angefangen [illegible]

Dicam insigne, recens, indictum
Adhuc ore alio.

Auswärtige Leser können nach dieser [illegible] theilen, mit welch scharfsichtigen Blicken [illegible] Churfürst und sein erlauchter Herr Sta[illegible] dienste beurtheilen."

So kam nun Wieland mit Ruhm [illegible] Professor der Philosophie an den [illegible] Jüngling gezogen war, um [illegible] er zu seiner spätern [illegible] halten hatte.

In Biber[illegible]

erach
n prä=
a war
s er die
die große
schrieb er
a ch e r eine
ann, Ihnen
mmuniziren,
wackern bieder=
als ihren Mit=
der Reichsstadt
rtausgabe meiner
Zeit hat mir nichts
r Beweis der Achtung
. Vermuthlich brauche
as schicklichste Formular,
iste einzutragen ist, H. H.
d e r l ö b l. d e s H. R. R.
i n S ch w a b e n (der Vater=
s der letzte Abkömmling eines
erdienten Geschlechtes, im Jahr
n dürfte." Einige Zeit darauf
dem, was Sie mir wegen meiner
eiben, hin und her nachgedacht, und
r kein anderes Expediens, ihnen unsere
hre, die sie sich selbst und mir angethan
u markiren, eingeben, als dieses, den
n der Liste mit ausgezeichnet g r ö ß e r e r
a lassen, etwa so:

Gedanke, einen Prinzen für künftiges Völkerglück zu erziehen, hatte für ihn einen unwiderstehlichen Reiz. Aber die Aussicht, nach vollendeter Erziehung mit seiner Pension nach Biberach zurückkehren zu können, empfahl die Annahme der Stelle in Weimar am meisten. Im Jahr 1775 war die Erziehung vollendet, der Plan, in die Heimath zurückzukehren, fertig und alle Vorbereitungen dazu waren schon getroffen. Der neue Herzog aber wollte seinen Lehrer in seiner Umgebung behalten und erhöhte die ausbedungene Pension von 600 auf 1000 Thlr. unter der Bedingung, daß Wieland in Weimar bleibe. „Wäre dieß nicht gewesen," — sagte Wieland am 20. Jan. 1799 — „so wäre ich aus dem belobten Weimar in mein liebes Schwabenland zurückgezogen. Der Plan war damals so gut als gewiß; denn immer betrachtete ich mich als nicht recht einheimisch und auf dem hiesigen Boden eingewurzelt. Erst jetzt, da ich im Weimar'schen angesessen bin, ist es mir, als gehöre ich zu diesem Lande und könne auch hier begraben werden, wo ich Grundeigner bin."

Die Correspondenz, welche Anfangs mit Biberach und Warthausen sehr lebhaft geführt wurde, nahm mit der Zeit ab: Verwandte und Freunde waren entweder gestorben oder fortgezogen; La Roche trat bald als erster Minister in die Dienste des Churfürsten von Trier; der Vater Wielands starb im Jahr 1772, und die Mutter zog bald darauf zu ihrem Sohn nach Weimar. Doch blieben immer noch Verbindungen mit Biberach, namentlich stand Wieland fast bis an seinen Tod mit dem Musikdirector Knecht in Briefwechsel.

Als im Jahr 1794 Göschen in Leipzig drei Ausgaben

der sämmtlichen Werke Wielands herausgab und nach Biberach und Warthausen auf eine größere Zahl von Exemplaren pränumerirt wurde, als in manchen größern Städten: da war Wielands Freude groß. Sie wurde noch erhöht, als er die Nachricht bekam, daß die Stadt Biberach selbst auf die große Prachtausgabe in Quart pränumerirt habe. Damals schrieb er an Göschen: „Dieser Tage haben mir meine Biberacher eine unverhoffte Freude gemacht, daß ich nicht umhin kann, Ihnen eine Kopie des Raths=Conclusi hier mit zu kommunizieren, worinn sie mit einer bonne grace, die diesen wackern biedersinnigen Schwaben ebenso viel Ehre macht, als ihren Mitbürgern, beschlossen haben, im Namen der Reichsstadt Biberach auf ein Exemplar der Quartausgabe meiner Werke zu pränumeriren. In langer Zeit hat mir nichts einen so frohen Tag gemacht, als dieser Beweis der Achtung und Zuneigung meiner Kompatrioten. Vermuthlich brauche ich Ihnen nicht zu melden, daß das schicklichste Formular, wie diese Pränumerazion in die Liste einzutragen ist, H. H. Bürgermeister und Rath der löbl. des H. R. R. freien Stadt Biberach in Schwaben (der Vaterstadt Wielands, worin er, als der letzte Abkömmling eines um diese Reichsstadt wohlverdienten Geschlechtes, im Jahr 1733 geboren wurde) seyn dürfte." Einige Zeit darauf schrieb er: „Ich habe dem, was Sie mir wegen meiner wackern Biberacher schreiben, hin und her nachgedacht, und mein Genius will mir kein anderes Expediens, ihnen unsere Empfindung der Ehre, die sie sich selbst und mir angethan haben, öffentlich zu markiren, eingeben, als dieses, den Namen derselben in der Liste mit ausgezeichnet größerer Schrift abdrucken zu lassen, etwa so:

„Der gesammte Magistrat (oder besser H. H. Bürgermeister und Rath) der L. freien Reichsstadt Biberach in Schwaben als der Vaterstadt des Verfassers dieser Werke."

Arrangiren Sie dies nach Ihrem Belieben. Ich bin gewiß, daß meine Landsleute sich von einer solchen Distinktion sehr geschmeichelt finden werden, und daß Niemand übel finden wird, daß ihnen diese Unterscheidung wiederfährt."

Wirklich wurde die Stadt Biberach auf letztere Art mit großen Lettern gleich nach den fürstlichen Pränumeranten unter den „Beförderern dieser Ausgabe" dem ersten Band vorgedruckt.

Bald darauf gab sich Wieland der Hoffnung hin seine Vaterstadt noch einmal zu sehen. Bei der Verheirathung seiner Tochter Charlotte mit Heinrich Geßner (18. Juni 1795) wurde der Plan gefaßt, das junge Ehepaar im folgenden Jahr in Zürich zu besuchen und dabei über Biberach zu reisen. Die Herzogin Mutter lieh zu diesem Unternehmen einen bequemen Reisewagen und Wieland verließ mit Frau und 3 Kindern am 23. Mai 1796 Weimar. Der Weg gieng über Jena, Rudolstadt, Saalfeld, Bamberg, Erlangen, Nürnberg, Ansbach nach Ulm. Von da wollte er nach Biberach reisen, um sich in Warthausen drei bis vier Tage aufzuhalten. Aber in Ulm erhielt Wieland die leidige Nachricht, daß alle Ortschaften in Oberschwaben, namentlich Biberach, mit Kaiserlichen Truppen überfüllt und die Wege durch zerstreute Condé'sche Marodeurs unsicher gemacht seien. Deßwegen wurde der Plan geändert und die Reise über Kempten und Lindau fortgesetzt. Die kriegerischen Ereignisse, welche bald darauf in Schwaben eintraten, veranlaßten Wieland, länger mit seiner Familie in Zürich zu bleiben, als er Anfangs im Sinne hatte, und als er endlich im September

abreiste, konnte er wieder nicht nach Biberach kommen, sondern mußte seinen Weg von Schaffhausen über Tübingen und Stuttgart nehmen.

So schmerzlich es für Wieland und seine Frau war, zweimal so nahe an Biberach vorbeizureisen, ohne seine Vaterstadt besuchen zu können, so erfreute ihn doch bald ein Auftrag, den er von seinen Landsleuten erhielt. Durch den Krieg wurde die Stadt sehr stark mitgenommen und sah sich genöthigt, ein Anlehen von 40 bis 50,000 Fl. aufzunehmen. Schon im Jahr 1766 hatte Wieland als Stadtschreiber den Auftrag bekommen, für die Stadt ein solches Geschäft abzuschließen, und die Obern in Biberach mögen seine damaligen Bemühungen in gutem Andenken gehabt haben: genug, sie wandten sich wieder an ihren berühmten Landsmann, und dieser gab sich auch alle Mühe diesem Vertrauen zu entsprechen [5]).

Wieland sah schon früh ein, daß das „lose gebundene Bündel, das deutsches Reich genannt wurde", durch die damaligen Ereignisse auseinander fallen werde und war daher wegen des künftigen Schicksals der Reichsstädte in großen Sorgen. Als sie nun wirklich ihre Selbständigkeit verloren, wurde er dadurch schmerzlich betroffen [6]). Als sein junger Freund Gräter in Schwäbisch-Hall sich bewogen fühlte, diese neue Zeit freudig zu besingen, konnte er dieß nicht begreifen und drückte mit aller Vorsicht, welche damals so nöthig war, dem jugendlichen Sänger seine Verwunderung aus [7]).

Wie sehr Wieland an dem Schicksal seiner Vaterstadt Antheil nahm, geht ferner aus einem Brief hervor, den er am 2. Mai 1808 an den ersten württembergischen Ober-

amtmann Dizinger in Biberach schrieb. Es heißt dort: „Eine vierzigjährige Entfernung von Biberach hat die warme und gewissermaßen kindliche Liebe nicht zu schwächen vermocht, die ich für den Ort hege, wo ich vor mehr als 74 Jahren geboren wurde, wo meine Voreltern seit mehr als 200 Jahren lebten, um welche sie sich insgesammt verdient machten, wo ihre Gebeine beisammen ruhen, und wo, wenn ich es hätte möglich machen können, gewiß auch die meinigen in der mir heiligen Erde ruhen sollten, die ihre Asche deckt. Was konnte mir also, nachdem die Auflösung der ganzen deutschen Reichsverfassung natürlicher Weise auch mein gutes Biberach betroffen, und aus einem unmittelbaren freien Reichsstand in ein Königlich Württembergisches Municipalstädtchen verwandelt hat, was konnte mir bey einem dem ersten Anschein nach so strengen Schicksal erfreulicher seyn, als daß diese Stadt, deren ehemalige gute und schlechte Seite mir so wohl bekannt ist, nicht nur die Aussicht in bessere Zeiten und in einen wiederauflebenden Wohlstand hat, sondern bereits anfängt, den wohlthätigen Einfluß einer ihren Bedürfnissen angemessenen inneren Organisation und vornehmlich einer guten Policei, woran es ihr zu meiner Zeit so sehr fehlte, wirklich zu empfinden."

Die Liebe und Anhänglichkeit, welche Wieland bis an sein Lebensende für seine Vaterstadt beibehielt, wurde aber von seinen Landsleuten vielfach erwiedert; denn nirgends traf man die verschiedenen Ausgaben seiner Werke so zahlreich an als in Biberach, und nirgends wurden dieselben so gerne gelesen und geschätzt. Dort findet sich eine Wielandsstraße, auf der Höhe die Büste Wielands; dort vergißt man nie — wie sonst so oft in Schwaben — Wieland unter

den großen Schwaben zu nennen und ihn unter die schwäbischen Dichter zu rechnen.

Aber hat Wieland in der Geschichte der Abderiten nicht Biberach und die Biberacher verspottet und haben die Biberacher je diesen Spott verziehen?

Diese Frage würde Wieland ohne Zweifel etwas abderitisch gefunden haben; denn jeder, der die Geschichte der Abderiten mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird leicht einsehen, daß es überall in der Welt Abderiten gibt, und jeder, der Versammlungen angewohnt hat, der in seinem Leben — ohne ein Abderit zu sein — in einem Collegium saß, oder die Geschichte eines größern Bauwesens, der Restauration eines Doms oder Münsters ꝛc. mit erlebt hat, wird unwillkürlich an dieses vortreffliche Buch erinnert, und gerade das ist das Schöne, daß in demselben die ewig gleichbleibenden und überall sich gleich findenden Thorheiten der Menschen mit solcher Meisterschaft und Wahrheit beschrieben werden, daß jeder Leser aus eigener Erfahrung die Glaubhaftigkeit jeder Geschichte mit Vergnügen anerkennen muß. Daher fand und findet dieses Buch überall Bewunderer [8]); aber ebenso gab und gibt es überall Abderiten, welche in diesem Spiegel wieder nur sich erkennen mußten. Deßwegen liefen auch aus allen damaligen zehn Kreisen des deutschen Reiches bei Wieland Beschwerden ein, daß er boshafter Weise — sie gemalt habe: er konnte auch lange nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe sagen: „wo hat man nicht Anspielungen entdeckt, die ich in meinen Abderiten habe sollen einfließen lassen, und doch ist außer der nürnberger Brunnengeschichte kein einzig neues Factum beim Niederschreiben der Abderiten von mir wirklich berührt worden.“

Allerdings verarbeitete er auch einige Vorkommnisse aus seinem Leben in Biberach [9]), ja er brachte sich selbst in der Geschichte vor, wo der Stadtschreiber der Frau Salabanda zu lieb das Rathsprotokoll änderte [10])! Allein derartige Anspielungen ergetzten am meisten die Biberacher, und sie lachten eben so herzlich darüber, wie einstens die Athenienser über die Spöttereien ihres Aristophanes.

Als die Reichsstädte ihre Selbständigkeit verloren hatten, kamen nach Biberach mehr Fremde als früher und unter diesen auch manche Abderiten, welche nichts gescheiteres zu thun wußten, als die Biberacher wegen der Geschichten der Abderiten zu necken, oder Anmerkungen und Anspielungen zur Geschichte der Abderiten zu machen, oder gar in den Rathsprotokollen ihre eigenen Abderitenanschauungen zu verewigen suchten. Da fanden sich auch unter den Biberachern eingeborene Abderiten, welche nicht auf die Fremden, sondern im Ernst auf Wieland böse wurden und ächt abderitisch über ihn schmähten und sich seiner schämten. Doch diese waren die Minderzahl; die Mehrheit blieb ihrem berühmten Landsmann treu, liebte und verehrte ihn, und sieht heute noch mit Stolz auf ihn. Daher kommt es auch, daß Wieland in Biberach besser bekannt ist, als in irgend einem andern Orte Schwabens.

XIV.

Noten.

1) Wieland schrieb am 11. Febr. 1763 an Zimmermann: „Sie fingen einmal an, sich um eine Professorstelle zu Göttingen zu bewerben. Es ist noch nicht lange, daß ich, wer weiß wie sehr, gewünscht habe, daß ich dazu gelangen möchte. Allein der Graf von Stadion und La Roche haben mir von Göttingen eine so fürchterliche und allen Muth niederschlagende Beschreibung gemacht, daß mir der Gelust völlig vergangen ist; zu dem so würde es auch schwer genug werden, einen Beruf dahin zu erhalten. Wenn ich Ihnen sagen soll, was mir am liebsten wäre, so wäre es eine Professorstelle an einem Gymnasio, wie zu Berlin, Breslau, Gotha und anderer Orte sind. Die Einkünfte sind freilich klein genug, allein man hat auch desto mehr Muße, und kann arbeiten, was man will. Ist denn kein Mittel, diesem Cyrus, Salomon, Cäsar und Julianus unserer Zeit, auf eine erträgliche Art bekannt zu werden, nur wenigstens so viel, daß er mich zum Director irgend eines von seinen unzählbaren Gymnasien tüchtiger hielte, als einen jeden andern? Ohnlängst ist mir eingefallen, gern zu wissen, was ein Canonicus von Halberstadt für ein Ding ist. Gleim ist einer; warum sollt' ichs nicht ebenso gut seyn können? Wenn Sie eine Gelegenheit wüßten, so laßen Sie uns doch wenigstens erkundigen, wie man es machen muß, um ein Canonicus zu Halberstadt zu werden. Aber wo mir recht ist, so liegt dieses Halberstadt auch schon in dem Lande, wo man gesalzenes Fleisch, Knackwürste und Stock-

fische frißt, Kyrie eleison. Wenn das wäre, so wollt' ich lieber Gassenvogt zu Biberach seyn, als Domprobst zu Halberstadt."

2) Riedel, der vor hundert Jahren in der deutschen Literatur eine Rolle spielte, ist jetzt ganz vergessen. In den Briefen Lessings wird er vielfach nicht günstig, in denen Wielands aber rühmend erwähnt. Er war ein frühreifes Talent (voll petillirenden Champagnergeistes, wie Wieland sagte), und wurde noch sehr jung als Professor in Erfurt angestellt. Eitelkeit veranlaßte ihn, ernsthafte Studien zu vernachläßigen, und so ließ er sich „durch Klotzens Eingebungen zur Klopffechterei und Oberflächlichkeit" verleiten. Drei Jahre nach Wielands Ankunft in Erfurt kam er als k. k. Rath nach Wien, zog sich dort die Ungnade der Kaiserin Maria Theresia zu und wurde wegen Atheismus abgesetzt. Fürst Kaunitz machte ihn darauf zu seinem Vorleser. Diese Stelle befriedigte seine Eitelkeit nicht, weßwegen er in Wahnsinn verfiel und 1785 starb. In den letzten Zeiten seines Lebens nahm sich seiner Ritter Gluck an, so daß er wenigstens vor Noth bis an sein Ende gesichert war. Seine gesammelten Werke erschienen in fünf Bänden 1778 in Wien.

3) Wieland fühlte in seinem Leben oft recht schmerzlich, daß er während seiner Studentenzeit versäumt hatte, einen academischen Grad zu erwerben. Denn da er nicht von Adel war, so hätte er Doctor sein müssen, wenn er in einer Reichsstadt nach einer höhern Stelle streben wollte. Er wußte wohl, daß ein Doctortitel ihm in seinem Prozeß sehr gute Dienste leisten würde. Daher schrieb er schon am 7. April 1762 an Zimmermann: Sie könnten mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie sich bey Herrn Iselin in Basel erkundigen wollten, ob ich nicht den Gradum Doctoris von der dasigen Facultät absens erhalten könnte, und unter was für Bedingung. Denn es kann vielleicht seyn, daß dieß ein Mittel wäre, wodurch ich mich hier noch erhalten könnte."

Als er aber Aussicht hatte, eine Professur in Erfurt zu erhalten, so war ihm wieder der Mangel eines academischen Grades recht schmerzlich. Denn am 31. Mai 1769 schrieb er an Riedel: „Hier sind Leute, welche alles wissen wollen, und behaupten, die

Fakultät werde mich nicht admittiren, i. e. ich sey unfähig, das närrische Mäntelchen zu tragen, welches man, denke ich ometis oder Gott weiß wie, nennet, wofern ich nicht zum Magister noster geschlagen werde. Schreiben Sie mir doch, was an der Sache ist. Muß es seyn — à la bonne heure, so werde ich, wie Don Quichotte vor dem Wirth, von dem er zum Ritter geschlagen wurde, vor Ewr. Liebden nieder knieen, und nach Empfang so vieler Schläge als Sie wollen, und nachdem ich die Wache der Waffen, oder welche andere Buße Sie mir auferlegen werden, prästirt haben werde, um die Collation dieses edlen Ehrenzeichens der gebenedeyten mantille, (welche sich gegen das alte pallium philosophicum à peu près so verhält, wie sich unsere Magistri nostri gegen die alten Philosophen verhalten) aus Ihren magisterlichen Händen zu empfangen." Endlich sagt er in demselben Briefe am Schluß: „Zum Beweise, daß ich auch Magistros nostros machen kann, habe ich erst dieser Tage unsern Stadt-Physikum Dr. Mann zum Doctor Philosophiae in Kraft meines Palatinat-Amtes creirt — Verzweifelt, daß ich mich selbst nicht creiren kann."

4) Am 2. April 1769 schrieb Wieland an S. Geßner: „Meinen hießigen Herrn und Obern muß ich zur Ehre nachsagen, daß sie mich mit einer guten Art und mit allen möglichen Merkmalen, daß sie sich ein wenig auf ihren Landsmann einbilden, entlassen haben. Sie haben's recht hübsch gemacht — und ich — je suis charmé d'en être quitte." Und an Riedel schrieb er am 31. Mai 1769: „Hier zu Lande ist großer Lärm über mein Fortgehen, und zu Biberach glaubt das Volk, welches mich liebte, daß Gog und Magog, als die Vorläufer des Antichristes, unmittelbar, so wie ich bey dem einen Thor ausziehe, bey dem gegenüberstehenden einziehen werden. Unsäglich ist der Unwille, den die guten Leute über ihre Herrn haben, weil man mich, wie sie meinen, nicht gehen lassen sollte."

5) Am 4. Sept. 1766 schrieb Wieland an Salomon Geßner: „Unser aerarium publicum oder Rentamt sollte und möchte, theils zur Abzahlung anderer Kapitalien, theils zur Bestreitung einiger außerordentlichen Ausgaben, ein Kapital von einigen

Tausend Gulden verzinslich aufnehmen. Die vollkommene Sicherheit eines solchen Kapitals, wenn es auch 50,000 Gulden wären, versichere ich Ihnen bey meiner Ehre, und kann es um so mehr thun, da die arcana reipublicae meae keine Geheimniße für mich sind. Die Obligation würde Namens des gesammten hiesigen Magistrats, d. i. der Reichsstadt Biberach selbst unter dem großen Siegel ausgefertigt, und zur General- und Special-Hypothek alle und jede jährliche Einkünfte gemeiner Stadt an Zöllen, Accisen, Umgeld, Grundzinsen ꝛc., so sich jährlich ein Jahr in's andere auf 27,000 bis 28,000 Gulden belaufen, verschrieben. Wäre die Summe groß, und das Anlehen unter günstigen Bedingungen, nämlich um einen leidlichen Zins, so könnte vielleicht, wenn es der kreditirende Theil verlangte, auch wohl ein fundus immobilis verschrieben werden, obgleich dieses hier nicht gebräuchlich, und das ganze Territorium hiesiger Stadt, so eine Substanz von etlichen Millionen beträgt, gänzlich frey und unverpfändet ist. Sehen Sie also, ob es nicht in Ihrer Gewalt ist, mich durch Ihren Rath oder durch Ihre Freunde in den Stand zu setzen meinem kleinen Vaterland durch eine solche Negociation einen Dienst zu thun. — Lachen Sie nicht mein lieber Geßner, daß ich, Wieland, Ihnen von solchen Dingen schreibe. Ich würde es nicht thun, wenn Sie nicht ein ducentumvir von Zürich wären, und ich Stadtschreiber von Biberach. Nun müssen Sie sich schon darein schicken, sich den Kopf, aus dem die Idyllen hervorgegangen sind, mit Staats-, Policey-, Finanz- und Miliz-, vielleicht auch mit Malefiz-Sachen verstören zu lassen, wie ich auch — Sie im Größern, ich im Kleinern — und das läuft zulezt auf eins hinaus. Denn die große Staatsmaschine von Europa wird schwerlich mit viel mehr Weisheit umgetrieben als der kleine Bratenwender von Biberach.*) Doch in ganzem Ernste, ich bitte Sie, sich dieses

*) Wieland kam in seinen Briefen und Schriften oft auf das Regiren in großen Staaten und kleinen Republiken zu sprechen: am ausführlichsten in einem Excurs im Don Sylvio (I. Theil 5. Cap.) und in seiner Abhandlung: „Stilpon, Ein patriotisches Gespräch über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara. Allen aristokratischen Staaten, die ihre Regenten selbst erwählen, wohlmeinend zugeeignet." Letztere Abhandlung erschien zuerst im 7. Band des deutschen Merkurs, gleich nach der Geschichte

meines patriotischen Anliegens ein wenig anzunehmen, und mir sobald es seyn kann, wo möglich eine angenehme vorläufige Antwort deßhalb zugehen zu lassen."

An seinen Schwiegersohn Heinrich Geßner schrieb Wieland am 16. Dec. 1796: „Nun kommt zu allem dem noch ein Auftrag der Reichsstadt Biberach, meiner Vaterstadt, ein Anleben von 40 bis 50,000 Gulden zu verschaffen. Wollte Gott, lieber Geßner, Ihre neuen Freunde in der Schweiz könnten und wollten mir dazu behülflich seyn, meinen guten Biberachern die Summe zu verschaffen. Sicherer kann man sein Geld nicht wohl irgendwo anlegen, als bey einer Reichsstadt, und Biberach befindet sich in guten Umständen, wiewohl die enormen Ausgaben des gegenwärtigen Krieges auch dort, wie überall in Schwaben, alle öffentlichen Cassen ausgeleert haben. Wenn dieses Anlehen in der Schweiz promovirt werden könnte, wäre es der Bequemlichkeit der jährlichen Interessen-Zahlung wegen ungleich besser, als wenn ich auch so glücklich wäre das Geld in hiesigen Landen oder Sachsen aufzutreiben. Daß die Biberacher die vollkommenste Sicherheit für das Capital und vier Procent Interessen geben müssen, versteht sich von selbst; denn wohlfeiler ist dermahlen kein Geld zu haben. Seht ob etwas in der Sache zu thun ist, und schreibt mir bald möglichst den Erfolg. — Ich biete inzwischen hier und in Leipzig Freund von Mag auf; denn ich möchte meinen guten Biberachern gar zu gerne diesen Gefallen leisten können."

6) Am 6. Jan. 1811 schrieb Wieland an eine deutsche Fürstin (von Wied): „So ist denn die Reihe endlich auch an die lezten freyen Städte gekommen, die in Deutschland und im ganzen Europa noch übrig waren, und ein einziger Federzug verwandelt die Bürger von Bremen, Hamburg und Lübeck aus freyen, biedern, alt- und ächtdeutschen Männern (was von Bremen und

---

der Abderiten, gleichsam als Fortsetzung derselben. So sehr diese Abhandlung von vielen für veraltet angesehen werden möchte, so zeigt Wieland doch in derselben einen politischen Scharfsinn, der dem denkenden Politiker auch jetzt noch von Interesse sein möchte, und dem Verfasser wegen seiner patriotischen Gesinnungen alle Ehre macht.

Lübeck ganz vorzüglich gilt) in — Franzosen. Doch, bis es zu dieser unnatürlichen Verwandlung kommt, wird mehr als ein Jahrhundert ablaufen, aber diese Unglücklichen, mit dem Verlust ihrer Selbständigkeit, ihrer trefflichen Verfaßung und Verwaltung, zugleich um ihren ganzen Wohlstand zu bringen, dazu braucht es nur ein paar Decrete und Monate! Es ist schrecklich! es ist kaum zu ertragen!"

7) An Gräter schrieb Wieland (1. Jan. 1810): „Während der Zeit der langen und von Ihrer Seite wahrlich nicht verschuldeten Vernachläßigung unseres Briefwechsels, sind große, lange vorhergesehene, aber doch so nahe nicht geglaubte Veränderungen, Umwälzungen und Umgestaltungen mit und in unserem alten, baufälligen und jedem Windstoß Preis gegebenen Germanien vorgegangen. Natürlicher Weise mußte der allgemeine Einsturz, zu meinem Leidwesen, auch die guten Reichsstädte treffen, von welchen viele, wo nicht die meisten sich in ihrer neuen Lage schwerlich besser befinden und glücklicher fühlen werden, als in der vormahligen. Doch Ihre Vaterstadt (Schwäbisch-Hall) scheint eine von den Wenigern zu seyn, welche die Ausnahme machen; wenn anders das Huldigungslied, Suevias Barden und Neo-Virotungia (wie ich nicht anders glauben kann) nicht blose Dichtungen sind, sondern die Gefühle des Dichters aussprechen.

8) In Wien erschien 1827 von der „Geschichte der Abderiten" eine Uebersetzung ins Neugriechische, unter dem Titel: *Βειλάνδου τῶν Ἀβδηριτῶν ἡ ἱστορία. Μεταφρασθεῖσα ἀπὸ τὴν Γερμανικὴν γλῶσσαν. Ἐν Βιέννῃ τῆς Αὐστρίας. ΑΩΚΖ.*

9) Im X. Cap. haben wir mehrere Beispiele angeführt.

10) Vgl. Geschichte der Abderiten III. 10.

XV.

Christoph Martin Wieland's
schriftstellerische Arbeiten während seines Aufenthaltes in Biberach.

Bald nach seiner Ankunft in Biberach begann Wieland seine literarische Thätigkeit mit der Uebersetzung Shakspeare's und zu gleicher Zeit mit der Ausarbeitung seines „Agathon". Der erste Theil des Shakspeare erschien 1762, der letzte, achte Theil 1766. Agathon wurde bald so weit fertig, daß er schon am 29. Aug. 1762 die ersten vier Bücher, also mehr als die Hälfte des ersten Bandes an Geßner zur Einsicht schicken konnte. Die ungewohnten Amtsgeschäfte, die vielen Verdrießlichkeiten verzögerten den Abschluß des ersten Theiles, und oft dachte er daran, diese Arbeit vollständig aufzugeben oder die Vollendung auf bessere Zeiten zu verschieben. Dennoch wurde das Manuscript im Jahr 1763 fertig; aber da erhoben sich neue, nicht vorhergesehene Schwierigkeiten: die Censurbehörde in Zürich verweigerte die Druckerlaubniß [1]). Die Buchhandlung von Orell, Geßner und Füßli in Zürich wollte auf den Verlag nicht verzichten und wartete zuerst noch zu; dann aber fieng

sie trotz der Censur mit dem Druck des ersten Theiles an, und so kam er endlich 1766 heraus. Vorsichtiger Weise wurde von den Verlegern auf dem Titelblatt Frankfurt und Leipzig anstatt Zürichs angegeben, worüber der Verfasser an Zimmermann [2]) schrieb: „Sie wissen doch, daß Agathon in Zürich ein liber prohibitus ist, und daß die Verleger, um keine Ungelegenheit zu kriegen, sich verbergen müssen; ich erinnere Sie dessen, damit Sie die Gütigkeit haben, diesen ehrlichen Leuten das Geheimniß zu halten, ob es gleich ein Geheimniß ist, das allem Ansehen nach Jedermann weiß." Der zweite Theil des Agathon erschien 1767; der Schluß erst mit der zweiten Ausgabe 1773 [3]).

Bei den Umständen, unter deren Einfluß Wieland den ersten Theil des Agathon abfaßte, fühlte er sich nach Vollendung desselben sehr ermüdet und bedurfte der Ruhe [4]). Da er gerade damals eine neue Arbeit in Warthausen vorlegen wollte, so fieng er zu seiner Erholung zuerst den Don Sylvio zu schreiben an; zugleich aber fertigte er kleine Gedichte, durch welche er sich beim Grafen Stadion einführen und ihn damit unterhalten wollte. Das erste dieser Gedichte ist Nadine, dem die komischen Erzählungen folgten.

Nadine ist wohl das muthwilligste Gedicht, das man von Wieland hat und das — wie er selbst sagte — in Prior's Manier gedichtet wurde. Der alte Graf war durch die Eleganz und Feinheit dieses Gedichtes überrascht, da er bisher nicht geglaubt hatte, daß man einen derartigen Gegenstand in deutscher Sprache so fein behandeln könne. Als das Gedicht später gedruckt wurde, so fand es auch beim Publicum großen Beifall.

Der Beifall des Grafen veranlaßte den Dichter in dieser

Art weiter zu arbeiten, und so entstanden die „komischen Erzählungen", welche aber erst nach Jahren für das größere Publicum (und zwar nicht vollständig) durch den Druck bekannt wurden, denn sie erschienen in der ersten Auflage erst 1766.

Schon in der Schweiz studirte Wieland den Lucian mit großem Fleiß, übersetzte einige Stücke in's Deutsche, verarbeitete manche Stoffe nach seiner Art [5]), doch schienen ihm dieselben für seine Zwecke nicht mehr passend. Er wurde dadurch mit diesem geistreichen Schriftsteller so bekannt, daß er ohne Schwierigkeit Stoffe zu kleinen Gedichten für seinen Zweck fand. Namentlich lieferten die Göttergespräche erwünschten Stoff. So entstanden nun, vorerst ganz allein für Warthausen bestimmt, die „komischen Erzählungen". Veranlaßt durch den Beifall des Grafen schickte der Dichter diese im Jahr 1764 an Geßner und Zimmermann, aber nur in einzelnen Theilen. Nach verschiedenen Aenderungen und Abkürzungen erschienen sie endlich im Jahr 1766, aber ohne daß auf dem Titel der Verfasser oder die Verlagsbuchhandlung angegeben war.

Wieland hatte sieben komische Erzählungen abgefaßt, nämlich Endymion, Urtheil des Paris, Aurora und Cefalus, Ganymed, Entführung der Europa, Venus und Adonis und das Netz des Vulkans. Die vier ersten Erzählungen wurden nach dem Urtheil der Schweizer Freunde vielfach abgeändert, die fünfte ganz unterdrückt und die zwei letzten nicht einmal den Freunden zur Beurtheilung übergeben. In den zwei ersten Ausgaben erschienen die vier ersten Erzählungen; in der Sammlung auserlesener Gedichte Wieland's (1784) erschienen unter dem Titel „griechische Erzählungen"

nur drei, weil Ganymed weggelassen und zwei spätere Gedichte, nemlich Kombabus und Aspasia dafür eingelegt wurden. In der Ausgabe der sämmtlichen Schriften Wieland's von letzter Hand erschienen mit Veränderungen wieder als komische Erzählungen nur die drei ersten.

Ob es ein Verlust für die deutsche Literatur gewesen wäre, wenn die komischen Erzählungen nie der Oeffentlichkeit übergeben worden wären, mag unentschieden bleiben. Dagegen wäre für die Ruhe Wieland's ohne ihre Veröffentlichung besser gesorgt gewesen. Denn damals war das deutsche Publicum noch nicht an stärkere Literatur gewöhnt, die Kritik hielt noch streng am Gesetze der Moral. Man hatte auch noch nicht von Göthe gelernt, daß das Genie unter seine Gerechtsame die Berechtigung zu gewissen Wagstücken zähle [6]). Deßwegen erschienen über die komischen Erzählungen sehr scharfe Recensionen, namentlich aus Schwaben, in welchen Wieland ein schlüpfriger Schriftsteller genannt wurde. Gegen diese Vorwürfe vertheidigte er sich sowohl gegen seine Freunde, als auch mehrmals öffentlich und zwar noch in spätern Jahren, namentlich in seinen Unterredungen mit dem Pfarrer von * * * [7]).

Trotz der Recensionen aber fanden die komischen Erzählungen beim Publicum dieselbe Aufnahme, wie in Warthausen, denn nach zwei Jahren mußte eine neue Auflage veranstaltet werden. Uebrigens gibt es heute noch viele vernünftige und gebildete Menschen, welche dieselben gern lesen und welche bedauern, daß nur drei bis vier und nicht alle sieben veröffentlicht worden sind, und mancher Antiquar weiß, daß die ersten Ausgaben besser bezahlt werden, als die spätern, polirten.

Die Recensionen, wahrscheinlich auch Bemerkungen der

Damen in Warthausen, veranlaßten Wieland, sobald die komischen Erzählungen von Stapel gegangen waren, ein Gedicht herauszugeben, in welchem er zu einem feinern Maß zurückkehrte, nemlich Musarion [8]). Auch dazu lieh Lucian in seinem „Timon“ den Stoff; nur mußte die Lucianische Fabel für den Wielandischen Zweck umgearbeitet werden. Nach Lucian verlor Timon von Athen durch seine Freunde sein großes Vermögen, wurde Taglöhner und erhielt auf Jupiters Befehl von Pluto wieder großen Reichthum. Während seiner Armuth wurde er von seinen Freunden verlassen und verläugnet; als sie aber von seinem neuen Glück hörten, kamen sie wieder zu ihm und wollten mit ihm in alter Freundschaft leben; Timon jagte sie aber zum Teufel. Die Satyre, welche im Lucianischen Timon herrscht, trifft, wie Wieland bemerkt, mehrere Gattungen von Menschen und geht auf nichts geringeres aus, als den Nebel, der die Menschen verhindert, in ihren wesentlichsten Angelegenheiten richtig zu sehen, zu zerstreuen, die Betrüger zu entlarven, den Betrogenen die Augen zu öffnen und besonders die Götter und die Philosophen seiner Zeit in ihrer Blöße darzustellen.

Anders behandelt Wieland die Sache in „Musarion“: Phanias verliert wie Timon sein Vermögen, und es bleibt ihm nur ein kleines Gütchen übrig, auf das er sich mit zwei Philosophen zurückzieht. Da er glaubt, seine Geliebte Musarion habe einen einfältigen und eitlen jungen Menschen ihm vorgezogen, so verfällt er in schwermüthige Stimmung. Musarion sucht ihn in seiner Einsamkeit auf und findet ihn „in einem Hayn, der einer Wildniß gleicht“. Nach gegenseitigen Erklärungen, welche zu dem Anfang einer Versöhnung führten, ladet sich Musarion mit einer reizenden Koketterie

in seine Hütte ein. Wie sie vor dem Haus ankommen, liegen sich die zwei Philosophen in den Haaren und beweisen einander die Richtigkeit ihrer Systeme mit der Faust. Eine schöne Dienerin der Musarion bringt jetzt Speisen und Getränke; beim Nachtessen entwickelt jeder der beiden Philosophen ihre Glückseligkeitslehre mit solchem Nachdruck, daß der eine betrunken, der andere in die schöne Dienerin verliebt wird. Nun folgt eine Unterhaltung zwischen Musarion und Phanias über die Glückseligkeit, welche zu vollständiger Versöhnung führte und welche zeigt, daß anmuthiger Lebensgenuß erlangt werden kann, wenn man Uebermaß, leidenschaftliche Begehrlichkeit, Verstimmung gegen sich und seine Mitmenschen von sich ferne hält.

Dieses liebliche Gedicht nennt Wieland eine „Philosophie der Grazien", eine neue Art von Poesie, welche zwischen dem Lehrgedicht, der Komödie und der Erzählung die Mitte hält und von allen dreien etwas hat. Und er meint, „es sei ein ziemlich systematisches Gedicht von Philosophie, Moral und Satyre" [9]). Auch blieb der Beifall des Publicums nicht aus: günstige Recensionen, und trotz eines Nachdrucks nach zwei Jahren eine neue Auflage zeigten, welchen Eindruck dieses Buch machte. Damals war Göthe [10]) neunzehn Jahre alt und schilderte denselben mit den Worten: „Alles was in Wieland's Genie plastisch ist, zeigte sich hier auf's Vollkommenste, und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon sich zuletzt wieder mit seinem Mädchen und der Welt versöhnt, so mag man die menschenfeindliche Epoche wohl auch mit ihm durchleben. Uebrigens gab man diesen Werken sehr gern einen heitern Widerwillen gegen erhörte Gesinnungen zu, welche, bei leicht verfehlter Anwendung auf's Leben, öfters der Schwärmerei verdächtig

werden. Man verzieh dem Auctor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache [11])."

Die Herausgabe dieses Gedichtes war die Veranlassung zu einem Freundschaftsbund, welcher viele Jahre dauerte und für die spätern literarischen Unternehmungen Wieland's von großer Bedeutung wurde. Die strenge Censur in Zürich, das geringe Honorar, welches er von der dortigen Verlagsbuchhandlung erhielt, veranlaßte ihn wegen eines neuen vernünftigen Verlegers, der auch anständig honorirte, an Zimmermann und Riedel zu schreiben. Beide wiesen ihn an Reich (Firma: M. G. Weidmann's Erben und Reich) in Leipzig. Riedel unterhandelte durch Vermittelung des Kreissteuereinnehmers Weisse in Leipzig, der Wieland durch verschiedene poetische Schriften bekannt geworden war, wegen des Verlags der „Musarion" und es kam in Bälde ein Vertrag zwischen Reich und Wieland zu Stande. So lange Reich lebte, blieb derselbe Verleger fast aller Wieland'scher Schriften und zwischen Schriftsteller und Verleger bildete sich ein freundschaftliches Verhältniß [12]).

Während Wieland an „Musarion" arbeitete, beschäftigte er sich viel mit der italienischen Literatur: besonders aber bildete das Versmaß der Italiener ein wichtiges Studium, wobei er fand, daß die ottave rime, wie sie die Italiener schrieben, für die deutsche Sprache nicht angemessen seien, daß aber bei einigen Aenderungen ein Versmaß entstehe, das seinen Wünschen entspreche: die Versuche, welche er anstellte, erzielten in der That einen Anklang von Melodie.

Schon früher hatte sich Wieland mit dem Plan ge-

tragen, eine philosophische Geschichte der Liebe zu schreiben, wozu er verschiedenes Material sammelte. Daraus nahm er den Stoff zu seinen Versuchen in der neuen Versart, indem er die mancherlei Arten der Liebe darstellte, und so entstand „Idris und Zenide“. Es ist dieß nicht allein der erste Versuch mit dem neuen Metrum, sondern auch der erste „Ritt in das romantische Land“, zu dem er hauptsächlich durch Ariosto veranlaßt wurde. Der Hippogryph machte hier mit seinem Reiter allerhand recht phantastische Sprünge, und man findet allerhand Verzauberungen, Nymphen, Centauren und Centauriden, Prinzen und Prinzessinnen, kurz wie bei Ariosto, eine große Hinneigung zum Phantastischen, Wunderbaren, Weichen und Ueppigen. In einem Brief an Geßner sprach sich Wieland über den Plan dieses Gedichtes ausführlich aus [13]).

Von demselben sind fünf Gesänge herausgekommen, und nach den letzten Versen der ersten Ausgabe schien es, als ob noch weitere folgen sollten, in den spätern Ausgaben schließt es aber:

Der Pinsel fällt mir willig aus den Händen;
Wer Lust hat mag das Bild und — dieses Werk vollenden.

und eine Erklärung dafür findet sich in der später geschriebenen Vorrede, wo es heißt: „Es war schon bey der ersten Ausgabe dieser fünf Gesänge des Verfassers Meinung, daß sie eine Art von Gegenstück zu den Vier Facardins des Grafen Anton Hamilton bleiben sollten: und es war bloser Scherz, als er versprach, den „Idris“ zu vollenden, sobald drey Kunstrichter und drey Prüden sich zu einer Bittschrift um Vollendung desselben unterzeichnen würden.“

Wenn auch dieses Gedicht großes Aufsehen erregte und in Warthausen Beifall fand, so wurde es vom Publicum doch nicht so fleißig gelesen, wie Musarion.

Weitere Gedichte Wieland's erschienen erst nach seinem Wegzug von Biberach. Drei derselben waren schon in seiner Vaterstadt — wenigstens zum Theil — fertig geworden, jedenfalls aber für Warthausen bestimmt gewesen. Dazu gehört vor Allem das komische Gedicht „der neue Amadis", das wenigstens eben so großen Beifall sich erwarb, wie Musarion. Gleich nachdem der Dichter über die Regeln der Poesie ein paar Worte gesprochen hat, kommt er — wie er anderswo sagte — auf das bezauberte Schloß in Warthausen zurück und besingt den alten Grafen, seine Tochter und die übrige Gesellschaft in Warthausen, geht dann über auf den Inhalt des Gedichts, welches — freilich in sehr freier Uebersetzung — die Geschichte seiner eigenen Liebesabenteuer während seines Aufenthaltes in der Schweiz ist, und in dem die nicht schöne Julie von Bondeli am meisten verherrlicht ist [14]), und zwar wieder, wie in Idris, „in freyen irrenden Tönen". Es ist nur Schade, daß der Roman zwischen Julie und Wieland nicht so schön abschloß, wie hier, wo Amadis,

. . . . der lange Berg auf und Berg ab
Die Welt durchstrich, um eine Schöne zu finden,
Die fähig wäre, für ihn, was er für sie, zu empfinden,
Und der, sie desto gewisser zu finden,
Von einer zur andern sich unvermerkt Allen ergab.
Bis endlich dem stillen Verdienst der wenig scheinbaren Olinden
Das Wunder gelang, sein Herz in ihren Armen zu binden.

Amadis nemlich nahm zuletzt die nicht schöne Olinde zur Frau, worauf sie sich dann in eine strahlende Schönheit verwandelte.

Während Wieland nur die zehn ersten Gesänge des Amadis in Biberach gedichtet und in Warthausen vorgelesen hatte, wurden die „Grazien" dort vollständig fertig, wenn sie auch erst gedruckt wurden, als er schon in Erfurt war. Diese sind in Prosa, mit Versen vermischt in reizender Sprache geschrieben und waren für den Frauenkreis in Warthausen, besonders für Frau von La Roche, an welche auch die Einleitung gerichtet ist, bestimmt.

Wieland wäre nicht Wieland gewesen, wenn auf ihn nicht das wunderbar-schöne Milesische Märchen von Amor und Psyche aus dem goldenen Esel des Apulejus einen mächtigen Zauber ausgeübt und ihn veranlaßt hätte, dasselbe in ein Gedicht umzugießen. Lange konnte er zu demselben keine Form finden: endlich kam er auf den Gedanken, die Geschichte der Psyche, „einer liebenswürdigen und zur zartesten Schwärmerey geneigten Priesterin von einem platonischen Liebhaber in einer Reihe schöner Sommernächte erzählen zu lassen". Allein andere Arbeiten ließen dieses Gedicht nicht zur Vollendung bringen, und einige fertige Theile erschienen im Idris, im Amadis und in den Grazien; das noch Uebrige kam in die Vorrede zur zweiten Ausgabe der Musarion, als Anhang zur ersten Ausgabe der Grazien und zum Theil im „Merkur"; zuletzt als Fragment in den IX. Band der Werke Wieland's von letzter Hand.

Den ältesten griechischen Roman, nemlich Heliodor's Aethiopische Geschichte, scheint Wieland schon früh, jedenfalls in Tübingen, gelesen und einen tiefen Eindruck von demselben erhalten zu haben. Denn man findet schon in den Erzählungen, die er in Tübingen schrieb, und in spätern Werken, sogar im Oberon, am meisten aber in den

zwei prosaischen Schriften, welche er in Biberach verfaßte, Anklänge an Heliodor. Er mag gefunden haben, daß seine Erziehung viele Aehnlichkeiten mit dem Helden jenes Werkes gehabt habe — daß er, wie dieser, eine einsame Jugend durchlebt und daß er im Leben manchen Conflict mit den anerzogenen Grundsätzen auszukämpfen gehabt habe.

Als der erste Theil des Don Sylvio im Manuscript fertig war, schickte er es an seine bisherige Buchhandlung in Zürich und schrieb dazu, daß er es nicht zum Kauf anbiete, daß sie es aber haben können: wenn nicht, so solle man es ihm zurücksenden; er könne dann „einen ehrlichen, jungen Buchhändler, Herrn Bartholomäi in Ulm, damit trösten, der mich um einen guten, brauchbaren und beständigen Verlag von meiner berühmten Feder tribulirt." Ein andermal schrieb er an Geßner: „ich muß gestehen, daß der Roman so beschaffen ist, daß weder der Name Wieland, noch Orell, Geßner und Compagnie, noch viel weniger der Name einer Republik darauf stehen darf, welche so sever ist, daß ein Ball schon hinreichend ist, alle Patrioten zu allarmiren und selbst aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge Weissagungen von dem Untergang eines solchen zweyten Ninive hervorzuzwingen." Die Buchhandlung schickte auch das Manuscript zurück und so kam Don Sylvio in den Verlag des thätigen, aber unglücklichen Ulmer Buchhändlers.

Wieland entwarf den Plan zu diesem Roman während der Zeit, wo er noch nicht in Warthausen Zutritt hatte und hoffte sich durch denselben zu empfehlen, weßhalb er ganz für die dortigen Herrschaften geschrieben wurde. Graf Stadion lachte gerne, deßwegen mußte ein Buch geschrieben werden, das alle Leser, die „austeren" ausgenommen,

zum Lachen zwang. Der Graf war ein Feind der Schwärmerei und des Aberglaubens; deßwegen mußte Beides gegeißelt und lächerlich gemacht werden. In Warthausen war des Dichters frühere Geliebte, die Frau von La Roche. Dieser mußte eine Artigkeit gesagt werden, und wie leicht bot sich diese, wenn er sich erinnerte, wie viel diese Frau auf seine geistige Entwicklung eingewirkt habe. In Donna Felicia ist daher Frau von La Roche dargestellt, die zwei Jahre älter als Don Sylvio (d. h. Wieland) war und diesen von seinen träumerischen Ideen befreite. Um zu zeigen, was Wieland jetzt geworden und welche Rolle er in Warthausen zu spielen im Stande wäre, zeichnete er in Don Gabriel einen Gelehrten, welcher die Bewohner des Schlosses mit seinem Wissen, aber auch durch eine lustige Geschichte, wie die des Prinzen Biribinker unterhalten kann.

Wieland wußte recht wohl, als er die Geschichte des Don Sylvio schrieb, daß er in seinem achtzehnten Jahr ein Träumer gewesen, der seine Ideen für Wirklichkeit ansah, gerade wie Don Quixote; weßwegen auch Don Sylvio geschildert werden mußte, wie der Held des Cervantes. Deßwegen aber ist unser Roman keine Nachahmung des Cervantes, wie so oft gesagt worden ist. Dieß wäre auch leicht daraus zu entnehmen gewesen, daß der größte Theil der Geschichte in Liras, dem Schloß des Gil Blas spielt, daß Donna Felicia von dem Helden des Le Sage abstammt und daß endlich die Geschichte der Hyacinthe vielmehr an Le Sage als an Cervantes erinnert. Was aber die Geschichte des Prinzen Biribinker betrifft, so hat dieselbe keine Verwandtschaft mit den Schriften der beiden Genannten und ist Wielandisches Orginal, das höchstens daran erinnert, daß

Wieland ein eifriger Leser der unwahren Geschichten des Lucian war.

Don Sylvio wurde bei seinem Erscheinen zum Theil stark angegriffen, und namentlich wurde die Geschichte des Prinzen Biribinker als sehr schlüpfrig dargestellt. Dennoch fand das ganze, besonders aber der Biribinker, großen Beifall.

Das bedeutendste Werk, das Wieland in Biberach geschrieben hat, ist ohne Zweifel Agathon, von dem aber nur die zwei ersten Theile in Biberach fertig wurden: der Schluß erschien erst 1773 mit der zweiten Ausgabe. Agathon, ein junger, schöner Platoniker, der, in der Einsamkeit erzogen, plötzlich in ein vielbewegtes Leben versetzt wird, das ihn mit seinen Ideen häufig in Conflict bringt, so daß in ihm eine Gährung entsteht, welche zu manchen Wandlungen in seiner geistigen Entwicklung führte, bis er endlich — ähnlich wie in Musarion — Ruhe und Zufriedenheit erlangt. Es ist leicht zu errathen, daß Wieland seine eigene geistige Entwicklung und die vielfachen Wandlungen, welche er durchzumachen hatte, beschreibt. In der Vorrede zur ersten Ausgabe sagt er, er habe zum Helden den Menschen genommen, den er am genauesten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe; deutlicher noch schrieb er schon am 5. Jan. 1762 an Zimmermann: „vor etlichen Monaten habe ich einen Roman angefangen, welchen ich die Geschichte des Agathon nenne. Ich schildere darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathon's gewesen zu seyn mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu seyn wünsche."

Die Geschichte des Romans spielt in Delphi, Athen, Smyrna, Syrakus und Großgriechenland im vierten Jahr=

hundert vor unserer Zeitrechnung, wahrscheinlich deßwegen, weil Land und Zeit dem Verfasser volle Freiheit gaben, alle mögliche Situationen zu schaffen, welche die Wandelungen und die geistige Entwicklung des Helden herbeiführten; ganz wie Heliodor, der seinen Roman aus den gleichen Ursachen in fernen Gegenden sich abspielen läßt.

In einer Zeit, wo man zwischen dem französischen Materialismus und zwischen der Klopstockischen Engelwelt lebte, mußte ein philosophischer Roman, wie Agathon, bei den Gebildeten das größte Aufsehen erregen. Er verschaffte dem Verfasser die Vocation nach Erfurt und neben dieser großen Ruhm. Lessing, welcher damals nur noch wenig über neuere Literatur sich äußerte, schrieb über Agathon: „ein Werk, welches unstreitig unter die vortrefflichsten unsers Jahrhunderts gehört, das aber für das deutsche Publicum noch viel zu früh geschrieben zu sein scheint. In Frankreich und England würde es das äußerste Aufsehen gemacht haben; der Name seines Verfassers würde auf Aller Zungen sein. Aber bei uns? Wir haben es, und damit gut. Unsere Großen lernen vorerst an den ** kauen; und freilich ist der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß schärfer und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indeß Deutsch gelernt haben, so kommen sie auch wohl einmal über den — Agathon. Dieses ist das Werk, von welchem ich rede, von welchem ich es lieber nicht an dem schicklichsten Orte, lieber hier als gar nicht, sagen will, wie sehr ich es bewundere: da ich mit der äußersten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillschweigen unsere Kunstrichter darüber beobachten, oder in welch kaltem und gleichgültigem Tone sie davon sprechen.

Es ist der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf von classischem Geschmacke."

Die letzte literarische Arbeit, die Wieland in Biberach vollendete, gereichte seinem Herzen am meisten zur Ehre. Bodmer konnte den Proceß, welcher sich mit Wieland bei seiner geistigen Wandlung vollzog, nicht begreifen, zog sich deßwegen immer mehr von ihm zurück und machte sogar Spottgedichte über seinen alten Zögling und Freund. Vor Wieland's Abgang von Biberach wurde eine neue Auflage der Musarion veranstaltet. Als Vorrede dazu ließ er ein Schreiben an Weisse abdrucken, in welchem er als Vertheidiger des damals in einer literarischen Fehde stark angegriffenen Bodmer auftrat. Ueberdieß widmete er die neue Ausgabe seiner poetischen Schriften, welche damals herauskam, „seinen alten und ehrwürdigen Freunden, dem Herrn Canonicus Breitinger und dem Herrn Professor Bodmer", mit einer für beide sehr schmeichelhaften Dedication, der schönen Vergangenheit sich dankbar erinnernd [15]).

XV.

Noten.

1) Wieland nahm die Nachricht der Druckverweigerung mit ungewohntem Gleichmuth auf. Am 6. Octbr. 1763 schrieb er an Geßner: „des Herrn Antistis Hochwürden sind doch auch gar zu strenge, wenn man's sagen dürfte. Vexat censura columbas! Wie wird es dem Don Sylvio ergehen, wenn der fromme, gottselige Agathon verworfen worden ist! Aber wahrhaftig! Der Fehler liegt nicht an dem Herrn Antistes, der ein ehrwürdiger, alter Aron ist, sondern an meinen gnädigen Herrn, lieben Nachbaren und guten Freunden, den Herrn von Zürich, die einem solchen Mann auftragen, dergleichen libros saeculares zu censiren. Einem Mann, der öffentlich wider die Philosophie und Moral, wider die Poesie, wider die Romane, wider den Carl Grandison predigt, der das alles für unnütze Wort- und Narrendeutung hält, einem solchen venerablen Mann den Agathon zu censiren geben! Ey, ey, meine liebe Leutchen, das heißt das Schaf zum Wolf in die Schur schicken."

Ein andermal schrieb er: „man solle den Antistes mit Urtel und Recht condemniren, nichts als seine eigene Predigten zu lesen."

2) Dieser Brief an Zimmermann trägt das Datum des 19. März 1767.

3) Die zweite Ausgabe erschien in vier, die spätern aber in drei Bänden.

4) An Geßner schrieb Wieland am 5. Aug. 1763: „Sie

wissen, daß man zumalen in Umständen wie die meinigen, nicht immer an einem Werk de longue haleine fortarbeiten kann und zuweilen etwas anders vornehmen muß, um die Fibrillen, die uns denken halfen, nicht allzu lange auf dem nemlichen Ton gespannt zu lassen.“

5) Julie von Bondeli spricht in ihren Briefen mehrmals von Umarbeitungen des Lucian, welche ihr Wieland vorgelesen habe. Von welcher Art dieselben waren, erzählt sie nicht.

6) Vergleiche die vierte Note zu II. pag. 28. Die angeführte Aeußerung Göthe's bezieht sich ganz besonders auf Wieland, und findet sich in der Rede von Göthe auf Wieland, gehalten am 18. Febr. 1813 in Loge Amalie zu Weimar.

7) Die „Unterredung zwischen W. und dem Pfarrer zu ***“ erschien zuerst im deutschen Merkur IX. und findet sich im XXX. Band der Ausgabe letzter Hand.

8) Vergleiche oben Seite 230, Note 12.

9) Diese Aeußerungen Wieland's über Musarion finden sich in Briefen an Geßner, wovon der eine das Datum des 11. Juli 1766, und der andere des 19. Aug. 1766 trägt.

10) Vgl. hierüber Göthe's großer Maskenzug zum 18. Dec. bei Anwesenheit der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna.

11) In dem Sendschreiben an Weisse, das der zweiten Auflage der Musarion vorgedruckt ist, sagt Wieland, die Philosophie der Musarion sei die seinige.

12) Wieland und die Weidmann'sche Buchhandlung. Zur Geschichte deutscher Literatur und deutschen Buchhandels. Von Karl Bucher. Berlin. 1871.

13) Wieland schrieb (Biberach den 21. Juli 1766) an Geßner: „Ich amüsire mich schon Jahr und Tag an einer weitläufigen und, si diis placet, gewiß seltenen Komposition in einer Art von Stanzen, oder was die Italiener ottave rime nennen; eine Art von Versifikation, deren Schwierigkeit einen jeden andern, als einen vesanum poetam, einen von der Wuth zu reimen be-

sessenen Menschen, abschrecken sollte. Gleichwohl habe ich von mehr als 1200 Strophen, die das Ganze ausmachen werden, schon den vierten Theil zu Stande gebracht, und unter uns gesagt, ich bewundere mich bisweilen selbst wegen des seltenen Talents, welches ich für die Reimerei habe. Es sind ganz hübsche Sächelchen in diesen Strophen. Aber das Ganze — hilf Himmel! Was für ein Stoff! welch' ein Plan! was für Erfindungen! Was wird der ernsthafte, philosophische, theologische, ökonomische und politische Geist unserer Nation zu einem Werke sagen, das in der ganzen poetischen Welt an Extravaganz seines gleichen weder hat, noch hoffentlich jemals bekommen wird. Stellen Sie sich eine Fabel im Geschmacke der quatre Facardins oder des Bêlier von Hamilton vor — aber eine Fabel, die keiner andern gleich sieht, die noch aus einem gesunden Kopfe gekommen ist — die Quintessenz aller Abentheuer der Amadise und Feenmärchen — Und in diesem Plane, unter dieser frivolen Aussenseite Metaphysik, Moral, Entwickelung der geheimsten Federn des menschlichen Herzens, Kritik, Satyre, Charaktere, Gemählde, Leidenschaften, Reflexionen, Sentiments — kurz alles, was Sie wollen, mit Zaubereyen, Geister-Historien, Zweikämpfen, Centauren, Hydern, Gorgonen und Amphibäuen, so schön abgesetzt und durch einander geworfen, und das Alles in einem so mannigfaltigen Styl, so leicht gemahlt, so leicht versificirt, so tändelhaft gereimt, und das in octave rime.

14) So wahr es ist, daß Tugend, Verstand und andere Gaben
Des Geistes und Herzens, in einer schönen Gestalt
Mehr Grazie, mehr Gewalt auf unsere Herzen haben
Als ohne äußern Schmuck durch ihren innern Gehalt:
So können wir doch getrost uns auf die Erfahrung beziehen,
Daß wenn ein häßliches Mädchen es einst so weit gebracht,
Und sich durch geistige Schönheit, geheime Sympathien,
Durch Witz und reizenden Umgang und unverwandtes Bemühen,
Gefällig zu seyn, zur Dame von einem Herzen gemacht;
Daß dann die Leidenschaft, worin wir für sie glühen,
Das Stärkste ist, was man sich denken kann.

Amadis. XVIII. 1—11.

15) In der 5. Note V. pag. 72. kommen die Schriften vor, welche Wieland während seines Aufenthaltes in Tübingen schrieb. Während er in der Schweiz war, gab er folgende Schriften heraus:

1. Briefe von Verstorbenen an hinterlaßene Freunde. Zürich, Orell, 1753. 4. 40 Xr.
2. Der geprüfte Abraham. Ein Gedicht in vier Gesängen. Ebend. 1753. 4. 24 Xr.
3. Sammlung der Züricherischen Streitschriften zur Verbesserung des Geschmacks, mit Wieland's Vorrede 3 Thle. Ebend. 1753. 8. 2 Fl. 15 Xr.
4. Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes. Ebend. 1753. 4. 4. Xr.
5. Gebet eines Christen. Ebend. 1753. 4. 4. Xr.
6. Gebet eines Deisten, veranlaßt durch das Gebet eines Christen. Ebend. 1753. 4. 6 Xr.
7. Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts dem Noah; von dem Verfasser des Lehrgedichtes über die Natur der Dinge. Ebend. 1753. gr. 8. 1 Fl. 12 Xr.
9. Hymnen, von dem Verfasser des geprüften Abraham's. Ebend. 1754. 4. 6 Xr.
10. Zwey Oden auf die Geburt und Auferstehung des Erlösers. Tübingen 1754. 8. 6 Xr.
11. Erinnerungen an eine Freundin. Berlin, Rüdiger, 1755. 8. 6 Xr.
12. Betrachtungen über den Menschen, nebst einer alegorischen Geschichte der menschlichen Seele. Ebend. 1755. 8.
13. Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen, nebst dem verbesserten Hermann. Frankf. und Leipzig. (Berlin, Voß.) 1755. gr. 8. 24. Xr.
14. Hymnen auf die Allgegenwart und Gerechtigkeit Gottes. Zürich, Orell, 1756. 4. 15 Xr.
15. Ode zum dankbaren Andenken eines erlauchten und verdienstvollen Staatsmann in der Republik Zürich. Ebend. 1757. 4. 8 Xr.
16. Gedanken über den patriotischen Traum die Eidgenossenschaft zu verjüngen. Ebend. 1758. 8.

17. Sympathien. Ebend. 1758. 8. 15 Xr.
18. Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens. Ebend. 1758. 8. 20 Xr.
19. Lady Johanne Gray; ein Trauerspiel. Ebend. 1758. 8. — N. Aufl. 1771. 8. — 4te Aufl. 1779. kl. 8. 1 Fl. 15 Xr.
20. Empfindungen eines Christen. Ebend. 1759. 8. 30 Xr.
21. Cyrus; in 5 Gesängen. Ebend. gr. 8. 15 Xr.
22. Araspes und Panthea; eine moralische Geschichte in einer Reihe von Unterredungen. Ebend. 1760. 8. 30 Xr.
23. Clementina von Poretta; ein Trauerspiel. Frankf. und Leipzig. 1761. 8. — N. Aufl. Zürich, Orell, 1772. 8. — 3. Aufl. Ebend. 1777. 8. 30 Xr.

Während seines Aufenthalts in Biberach gab Wieland heraus oder bereitete er vor:

1. Poetische Schriften. 3 Thle. Zürich, Orell, 1762. gr. 8. — 2 Aufl. Ebend. 1770. 3 Fl.
2. Shakspeare's theatralische Werke. Aus dem Englischen übersetzt. 8. Bände. Zürich, Orell, 1762—1766 gr. 8. 12 Fl.
3. Der Sieg der Natur über die Schwärmerey, oder die Abentheuer des Don Sylvio von Rosalva. Eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht. 2 Thle. Mit Kupfer und Vign. 8. Ulm, Bartholomäi, 1764. — 2. Aufl. 2 Bde. Leipzig, Weidmann, 1772. 8. holl. Pap. 3 Fl., ord. Papier 2 Fl.
   Davon kam für sich heraus: Biribinker, ein komischer Roman. Ulm, Bartholomäi, 1769.
4. Comische Erzählungen. 1766. 8. — 2te Aufl. Zürich, Orell, 1768. 8. — N. vermehr. Aufl. Ebend. 1789. 8. 45 Xr.
5. Geschichte des Agathon. 2 Bde. Frankf. u. Leipz. 1766—1767. gr. 8. — 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig, Weidmann, 1773. 8. Mit Kupfer 5 Fl. 15 Xr., ohne Kupfer 3 Fl. 15 Xr.
6. Musarion oder die Philosophie der Grazien. Ein Gedicht in drey Büchern. Ebend. 1767. gr. 8. — 2te Aufl. Ebend. 1769. 45 Xr. — Dasselbe mit drey Kupfern nach Acrikola von John. Wien: fol. 1808. 18 Thlr.

Musarion, ou la philosophie des Gràces. Poème en trois chants par Wieland, traduit par La Veau. 8. Basel. 1785.

Musarion owera la Filosofia delle grazie. Lips. Beer. 1789. 15 Xr.

7. Idris, ein heroisch comisches Gedicht. Fünf Gesänge. Leipzig, Weidmann, 1768. gr. 8. Schreib.-Pap. 1 Fl. 15 Xr. Dr.-Pap. 1 Fl.
8. Die Grazien. Mit Kupfer. 1770. Ebd. 8. holl. Pap. 2 Fl. ord. Pap. 1 Fl. 30 Xr.
9. Der neue Amadis. 2 Thle. gr. 8. 1771. mit Kupfer 5 Fl. 15 Xr. ohne Kupfer 2 Fl.

Berichtigung.

Die Hinweisung auf die vierte Note im IX. Cap. Seite 128 gehört nicht hinter das Wort „tröstete" Zeile 8, sondern muß nach dem Worte „bedauerte", Zeile 6 von oben, stehen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

